This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

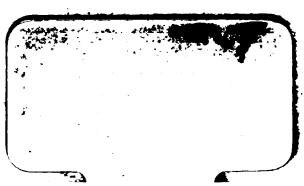
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

36. c. 30



Elise Polko, geb. Voigt

Mundalische

Märchen, Phantasien und Skizzen

von

Elise Pelko.

Erste Reihe.

Mit

[illegible] in Holzschnitt und Zeichnungen

von

[illegible]

und

[illegible] Bildniß der Verfasserin in Stahlstich.

[illegible]

Leipzig,

Verlag von Joh. Ambr. Barth.

[illegible]

Muſikaliſche

Märchen, Phantaſien und Skizzen

von

Eliſe Polko.

Erſte Reihe.

Mit
Illuſtrationen in Holzſchnitt nach Zeichnungen
von
J. E. Löbel, O. Schlick und O. Thon
und
dem Bildniß der Verfaſſerin in Stahlſtich.

Siebente, neu durchgeſehene Auflage.

36 c. 30.

Leipzig,
Verlag von Joh. Ambr. Barth.
1864.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF
OXFORD
LIBRARY

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

O Tonkunſt, du ſchlägſt die zerlaufenden Wellen des Meeres der Ewigkeit an das Herz der dunkeln Menſchen, die am Ufer ſtehn und ſich hinüber ſehnen! Biſt du das Abendwehen aus dieſem Leben oder die Morgenluft aus jenem?

Jean Paul.

Inhalt.

	Seite
Die ſingenden Blumen	1
Ein' feſte Burg iſt unſer Gott	6
Iphigenia in Aulis	27
Bekannte Namen	45
Violetta	59
Ein Sommernachtstraum	73
Eine Prophezeiung	82
Weihnachten im Walde	96
Stabat mater dolorosa	102
Blumen und Vögleins Freud' und Leid	112
Ludwig van Beethoven	124
Des Meiſters Grab	134
Die Erfindung der Harmonica	145
Die Katzenfuge	164
Schneeglöcklein	174
Die Spielgefährten	183
Nur ein ſtilles Künſtlerleben	193
Eine Begegnung	211
Das Kloſter der heil. Lucia	228

	Seite
Maria	239
Die Sirenen	248
Die Memnonsſäule	254
Die Engelsſtimme	261
Eine Amati	281
Verſunkene Sterne	305
Eine erſte Liebe	311
Rue Chabannais No. 6	330
Eine Melodie	342
Der Tod der erſten Nachtigall	361
Eine Sylveſternacht	367
Domenico Cimaroſa	381
Schmetterlings Nebenbuhler	405
Die letzte Roſe	413
Eine Leonore	424
Zwei Brüder	440
Ein Vergeſſener	461
Schön-Aennchen	477

Muſikaliſche

Märchen, Phantaſien und Skizzen.

Erſte Reihe.

Die ſingenden Blumen.

In der herrlichen Frühlingszeit, wo Alles jauchzet, glüht, tönt und lebt, gehen wir oft ſinnend an jenen ſtillen Blumen vorüber, denen der liebe Gott Nichts gab als ein herziges Auge, um es aufzuſchlagen, aber keinen Duft, dieſe zarte Sprache der Blumen. Unſer armer ſchwacher Menſchenverſtand will vielleicht gar ein wenig zürnen deshalb mit dem weiſen Schöpfer, und klagt über das trübe Leben dieſer reizenden, ewig ſchweigenden Geſchöpfe ſeiner Hand. Sonderbar iſt es jedoch, daß die betrauerten Blümchen durchaus nicht betrübt ausſehen, ſo mitleidig auch das Menſchenauge herabblickt; ſie lächeln ſogar, und zwar ſo geheimnißvoll und verſtohlen, daß dem Menſchenkinde das

Herz ſich wunderbar regt. Es iſt aber auch ein ſüßes Geheimniß in ſolchem Blumenleben, und wenn Ihr mir recht ſtill zuhört, will ich es euch verrathen.

Es war in einer lauen Sommernacht, als ein junger, bleicher Mann am Grabe ſeiner Liebſten kniete. Der Winter hatte ihm die Braut genommen und ſeines Lebens Blüthe auf ewig gebrochen, der Frühling ihn an das Krankenlager gefeſſelt, und ſo ſah er, im milden Vollmondſcheine dieſer Sommernacht, die Ruheſtätte der geliebteſten Hülle zum erſten Male. Der liebe Gott erkannte den tiefen, heiligen Schmerz eines treuen Herzens, und hatte an den zahlloſen Fenſtern ſeines prächtigen Hauſes blendend helle Lichtchen angezündet, die das Grab mit ſanftem Schimmer übergoſſen, damit die Engelein die Thränen zählen könnten, die aus den traurigſten Augen der Erde auf den Hügel fielen, und ein Engel vor Allen: die geſtorbene Liebſte.

Alle Blumen des Grabes waren erhellt, jedes Blümchen leuchtete. Der Schlummernden zu Füßen ſtand ein alter Tulpenbaum regungslos im Mondenſchein; ihr zu Häupten blühte ein dichter Strauß weißer Veilchen, ſo ſchuldlos wie das Weſen, das unter ihnen ſchlief; die zarte kleine Zaunlilie nickte, Alpenröslein lächelten bedeutſam, blaue Glockenblumen neigten ſich, und volle Kränze reizender Erikas umzogen und bedeckten den Hügel. Der trauernde Jüngling legte mit zitternder Hand die Lieblingsblume ſeines

todten Liebchens, eine weiße Camellia, auf das Grab. Bei dieser Gabe, die zum ersten Male empfangen wurde ohne Dankesgruß, ohne Liebesblick, brach sein krankes Herz, und mit einem wilden Schmerzensschrei sank er auf den Hügel.

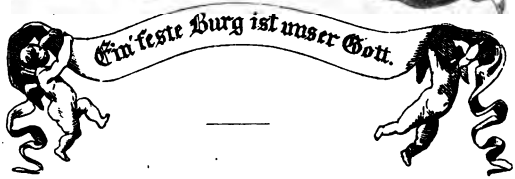
Da bat ein schöner, lichter Engel den gütigen Vater: „Sende, o sende ihm, Du Allerbarmer, in seinem herben Leide den sanften Schlummerengel!“ Und Gott gewährte die schüchterne Bitte, und der Engel des Schlafs — Ihr kennt ihn ja, mit den lieberfüllten Augen und hellen Locken, geschmückt mit dem Mohnblumenkranze — berührte die Stirn des Verzweifelnden. Selig verträumte er nun eine schwere Lebensstunde. — „Eine Stunde nur?“ — fragt Ihr. Ach! Ihr Glücklichen, die Ihr so fragen könnt, wißt nicht, daß eine Stunde für ein beraubtes, schmerzzerrissenes Herz zur Ewigkeit werden kann! — Die Thurmuhr schlug Mitternacht. Kaum war aber der letzte Schlag verhallt, so tönte es wunderbar herüber vom alten Tulpenbaum mit seinen Blüthen. Es waren tiefe, weiche Klänge, ähnlich denen, welche die Menschenhand dem Violoncello entlockt. Süß und innig schmiegte sich der Chor der weißen Veilchen diesem Singen an, und die feinen durchdringenden Stimmen klangen wie köstlich reine Violinen; wie silbernes Glokkenspiel tönten die blauen Glöckchen, wie Flöten-, Viola- und Harfengesäusel die kleinen Lilien, Erikas und Alpenröslein.

Wunderſame harmoniſche Accorde erfüllten die Luft, der Schläfer erwachte und lauſchte athemlos. Da zuckten und bebten plötzlich die Blätter der weißen Camellia; die ſtolze Blume erzitterte und begann zu tönen und zu ſingen, aber mit einer Stimme, wie man ſie ſonſt wohl auf Erden nimmer hört. Immer voller und entzückender wurden die Klänge: es tönte von nah und fern. Wonnevolle, zauberiſche Harmonien zogen und ſchwebten hin und her; kleine unſcheinbare Blümchen, die wohl kaum ein Menſchenauge erblickt am hellen Tage, richteten ſich empor und ſtimmten in die Himmelsmuſik ein; jedes Blättchen regte ſich. Da fühlte der Trauernde den ſchweren Erdenkörper nicht mehr; dieſe Töne entrückten ihn allem Leide; es war ihm, als ob eine Stimme, ach! eine nur allzugeliebte Stimme leiſe zu ihm ſpräche: „Sei glücklich! Du haſt vernommen, was nur Todgeweihte vernehmen; ſei ruhig, ſei ſelig; Du darfſt eingehen in Deinen Himmel!“ Da erklang ein Accord, der ihm das Herz erbeben machte; — plötzlich war es todtenſtill. Des Jünglings Haupt ſank auf die welke, jetzt ſchweigende Camellia; er hörte nicht mehr den dumpfen Schlag der erſten Stunde des neuen Tages vom Kirchthurme herab; er war in ſeinem Himmel, bei der Liebſten droben, in ewiger entzückender Vereinigung.

Das iſt das zauberiſche Geheimniß der duftloſen Blumen: ſie dürfen ſingen jede Nacht, eine jede mit

einer anderen Stimme, und alle Engel lauschen ihren Tönen.

Ach! und was ist die süßeste irdische Musik gegen solche Sphärenklänge? Allein nur müden, traurigen Menschen, die der liebe Gott von seiner Erde rufen will, vergönnt er zuweilen solche Harmonien zu vernehmen, und wer eine Blume singen hört, mag sich getrost zur Wallfahrt in das Jenseits bereiten.



Der große Künſtler muß in der Stunde, wo er ſeine Moſisdecke aufhebt, und auf ſeinem Berge die ewigen Geſetze der Kunſt empfängt, ſein tieferes Leben und Genießen und Leiden vergeſſen, und indem er gen Himmel ſteigt, muß unter ihm die Erde mit ihren kleinen Reichen zuſammenkriechen und unter der letzten Wolke verſchwinden.

Jean Paul.

Ein Herbſtabend voll Winterahnung war einem trüben, kühlen Octobertage gefolgt; Nebelgeſtalten huſchten über die Felder, ein eiſiger Wind ſtand auf und riß erbarmungslos die ſchönſten bunten Blätter, die mit matten Kräften noch ſich an die geliebten Bäume anklammerten,

herab und streuete sie unter die eilenden Füße der Wandernden. Auf der ganzen Natur lag eine beklemmende Bangigkeit oder eine dumpfe Trauer; — es war, als töne die Stimme des Winters aus weiter Ferne herüber und erzähle, boshaft flüsternd, von kommenden schaurigen Tagen, langen dunklen Nächten, von Eisblumen und Schneeflocken. In der Stadt aber, die da mitten in einer großen Ebene fast knaularig zusammengedrängt lag, sah es heiterer aus als draußen: die Menschenkinder hatten sich, des Herbstes spottend, in ihre warmen Häuser und Hütten zurückgezogen; aus allen Fenstern brach freundlicher Lichtschein, ein Zeichen traulicher Behaglichkeit. Es war etwa um das Jahr 1732, und die Stadt, von der ich eben rede, nannte man Leipzig. Sie war, umgeben von tiefen Gräben, hohen Wällen und stattlichen Linden, recht geschützt und trotzig anzuschauen. Die Häuser waren fast alle schmal und hoch, mit seltsam spitzen, engen, vorspringenden Erkern, auch konnte man hie und da kleine Thürmlein auf den Dächern sehen; Kirchthurmspitzen zeigten sich hingegen spärlich. In der Cantorwohnung der ehrwürdigen Thomasschule, nahe bei der stattlichsten Kirche Leipzigs, flackerte aber das Lichtlein an besagtem Octobertage ganz besonders hell; viele frohe Menschen- und Kinderstimmen ertönten da; es war dort eine gar einträchtige Familie versammelt.

An dem schweren eichenen Tische, der mitten in der

engen, mit großen dunklen Schränken und wunderbar gestalteten Stühlen geschmückten Stube stand, saß ein Mann in stattlicher, aber etwas rauher Lockenperrücke und schlichtem schwarzen Anzuge. Sein Angesicht war voll und blühend; eine ernste Freundlichkeit umspielte die Winkel des festen Mundes; wunderschön und durchsichtig war die Stirn, und der Blick der feurigen, schwarzen Augen hatte eine ganz unbeschreibliche Gewalt, eine Macht, deren Einflusse sich nicht leicht eine Menschenseele zu entziehen vermochte. Man mußte immer und immer wieder in diese Zauberaugen hineinschauen; es war, als sollte man dann ganz überirdisch schöne Dinge erfahren, als sollte man dann gut werden, oder Flügel bekommen; und das Herz hob sich in der Brust, als zögen es diese dunklen Augen gewaltsam zu sich, von denen man glauben mußte, daß sie, um nicht zu blenden, einen schwarzen Schleier über das unergründliche Lichtmeer geworfen hätten, das in ihnen wogte und wallte.

Es war dieser Mann, von dem wir reden, der Herr Cantor Johann Sebastian Bach, wohlberühmt in der ganzen Stadt wegen seines gar prächtigen Orgelspiels. Die guten Leute sagten ihm aber sonst nach, daß er ein wunderlicher Kauz sei, mit dem man nicht gut fertig werden könne, und schüttelten oft über seine merkwürdig krausen Figuren und unverständlichen Phantasien auf der Orgel bedenklich die weisen Köpfe. Es konnte aber doch kein Einziger die

Kirche verlaſſen, wenn der Cantor eben ſpielte, und ein Schauer nach dem anderen flog durch die Seele der Hörer, wenn die mächtigſten aller Töne aufſchwollen und dahinbrauſten, als ſollten ſie die Kirchmauern zerſprengen und das ſchwache Häuflein der bebenden Menſchenkinder unter den ſtürzenden Trümmern begraben.

An der rechten Seite des Cantors ſaß ſeine Frau, eine kräftige Geſtalt mit klaren, guten Zügen und frommen Augen, in ſchneeweißer Haube und blendendem Buſentuche. Sie hielt ihren jüngſt geborenen Sohn, Chriſtoph, ein derbes Kind von etwa drei Monaten, auf dem Schooße. Mehrere andere kräftige Burſche lagerten um die Mutter herum, behaglich gebratene Aepfel verſpeiſend und mit dem kleinſten Brüderchen ſpielend. Bach's älteſter Sohn, Friedemann, eine große ſtattliche Geſtalt, dem Vater ähnlich, nur ohne deſſen milde Freundlichkeit, ſtand in der Nähe des rieſigen Kachelofens und ſchaute gedankenvoll auf die lärmende Gruppe der jüngeren Geſchwiſter. Zur Linken des Cantors hatte ein ſchlanker jugendlicher Mann Platz genommen, in feinem Anzug und dichtem ſchwarzen Haar, deſſen ſanftes, bräunliches, liebenswürdiges Geſicht eine bedeutende Aehnlichkeit mit dem Kraftantlitze des Familienhauptes verrieth. Es war Bach's zweiter Sohn, Philipp Emanuel, zum Beſuche anweſend, aus Frankfurt an der Oder gekommen nach langer beſchwerlicher Reiſe, um die

geliebten Seinen zu überraſchen. Eben hatte er ſeinem Vater von der neuen muſikaliſchen Academie erzählt, die er in Frankfurt errichtet und mit Glück dirigire, hatte auch viel von dem Fleiße und den Talenten ſeiner Scholaren geſprochen und zog jetzt ſchüchtern einige Notenblätter aus der Taſche. Erröthend ſchob er ſie dem Cantor hin mit den Worten: „Herzliebſter Vater, ſeht zu, ob es etwas taugt!“ Es war eine ſchöne Sonate, die der alte Bach mit freudefeuchten Augen und leiſer Fingerbewegung durchflog, die Rolle dann einſteckte und freundlich ſagte: „Wird wohl mit der Zeit was aus Dir werden, mein Junge! nur fleißig vorwärts mit unſeres Herrgotts Hülfe! — Friedemann rührt ſich auch brav, ſpielt gar nicht übel; — erlebe vielleicht noch viele Freude an Euch!“ — Und die beiden älteſten Söhne lauſchten froh und lächelnd wie Kinder auf des hochverehrten Vaters Rede, und drückten ihm dankbar die Hände.

Da vernahm man plötzlich Pferdegetrappel und gleich darauf ein heftiges Schlagen an die kleine Hausthür. Erſchrocken ſprangen die beiden älteſten Söhne aus dem Zimmer; die Kinder vergaßen ihr Lärmen, die Mutter erbleichte. Nur Sebaſtian Bach ſchaute klar und ruhig darein und ſagte: „Wie könnt Ihr Euch ſo geberden? Hat doch Keiner von uns ein böſes Gewiſſen; laßt alſo kommen was da will!“

Nach wenigen Minuten erschien ein Postillon, erschöpft und mit Koth bespritzt; er kam direct von der churfürstlichen Residenz Dresden, verlangte den Cantor Sebastian Bach zu sprechen und überreichte ihm ein Handbillet des mächtigen Ministers, des gefürchteten Grafen Brühl. Der Cantor schob die große Oellampe näher zu sich heran, beschattete die Augen etwas mit der Hand, und las, während Philipp Emanuel dem Manne höflichst einen Stuhl bot.

„Mein lieber Cantor!

Unser gnädigster Churfürst und Herr, August von Sachsen- und Polen, wünscht Euch, den vielberühmten und bekannten Orgelspieler, Sebastian Bach, in seiner Residenz zu hören. Ihr sollt Sonntag, den 24. October, in der Kirche zu Dresden spielen. Zwei Tage nach Empfang dieses Schreibens wird ein Königlicher Wagen Euch von Leipzig abholen und in die Residenz bringen, woselbst wir Euch mit großer Spannung erwarten. Bereitet Euch würdig auf die hohe Ehre vor, mein lieber Cantor.

Im Auftrage meines gnädigsten Herrn grüße ich Euch.

Gezeichnet: Graf Brühl."

Eine lange Weile stand Bach nachdenklich da; Spott und Unwille kämpften in seinen Zügen, seine Augen glitten von einem Angesichte seiner Lieben auf das andere. Bescheiden schwiegen Friedemann und Philipp.

„Herr Courier," sagte endlich der Cantor langsam aber fest, „berichtet nur kurz dem Herrn Minister, daß ich, Sebastian Bach, Cantor der Thomasschule zu Leipzig, den Befehl meines Fürsten vollziehen werde und nach Dresden kommen will."

„„Ich möchte doch um ein schriftliches Document bitten!"" warf der Courier hin.

„Mensch," donnerte hier Sebastian Bach und richtete sich auf in seiner ganzen Größe, „was untersteht Er sich da zu verlangen? Hat Er mich nicht verstanden? Habe ich — Sebastian Bach — Ihm nicht so eben mein Wort gegeben? Hält Er mich für einen jener wortbrüchigen Schurken, wie sie in der Hofluft gedeihen mögen und die ein elender Fetzen Papier stärker bindet, als ein vor Gottes Angesicht ausgesprochenes Manneswort?"

„„Liebster Vater!"" bat Philipp Emanuel besänftigend.

„Schweig, Junge, davon verstehst Du Nichts!" fuhr der Vater heftig auf; und zum Courier gewendet sagte er ruhiger: „Jetzt habt Ihr Eueren Bescheid! Erzählt nur das Alles dem Herrn Grafen wieder; mich soll's nicht kümmern!"

Der Bote war schreckensbleich einige Schritte zurückgetreten. Bach ergriff ihn beim Kragen, zog ihn zu sich und sagte freundlich: „Na, das wird Euch eine heilsame Lehre sein, nicht wahr? Merkt sie Euch, aber nicht bloß so lange

Ihr in meinem Hauſe ſeid! Die Reſidenz iſt nicht überall. Und nun Baſta! Wollt Ihr unſere Abendſuppe mit verzehren helfen und einen Krug Bier dazu koſten, ſo ſoll mir das lieb und recht ſein.“ — Der Courier jedoch nahm befangen und eilig Abſchied, und der Cantor ſetzte ſich heiter an ſeinen Platz.

Da drängten die Seinigen ſich haſtig und geängſtigt um ihn her, und Frau Gertrud rief: „Ach, mein Baſtian, — Du willſt fort in die weite Welt, — fort nach Dresden, in die große Pracht und Herrlichkeit der Sündenſtadt? — O, und die lange, lange, bitterböſe Reiſe! — Nein, Mann, das thuſt Du Deinem Weibe und Deinen Kindern nicht an!“ Und dabei brach ſie in heiße Thränen aus und fiel ihrem Manne ſchluchzend um den Hals. Die Kinder, die ihre Mutter weinen ſahen, fingen auch an zu jammern und hingen ſich an den Rock des Vaters; die beiden Söhne beſprachen laut und eifrig das gräſliche Schreiben: kurz, es war ein Höllenlärm in der kleinen Stube.

Endlich beſiegte die volle markige Stimme des Familienhauptes das Toben; der Cantor rief: „Frau, bringe die tollen Buben in's Kinderzimmer! Nur Friedemann und Emanuel ſollen hier bleiben.“ Damit ſchüttelte er wie ein Löwe mit gewaltigem Rucke das ſchreiende Kindervolk von ſich ab, und die Mutter brachte die kleine Heerde zur alten Wärterin.

Der Cantor maß mit großen Schritten das Zimmer,

als die Getreue mit feuchten Augen wieder an dem Tische Platz nahm. — „Mußt Dich nicht so um die große Reise grämen, Gertrude," sagte er mild zu ihr, „siehe, in vierzehn Tagen bin ich, so es Gott der Herr nicht anders beschließt, wieder in meinem alten Neste; und im Uebrigen habe ich mir vorgenommen, diese Beiden" — er zeigte auf Friedemann und Emanuel — „mit in die Residenz zu nehmen. Sie sollen sich auch den bunten Tand dort einmal anschauen, und vor allen Dingen brav für ihren Vater sorgen." — Die Söhne dankten mit strahlenden Augen. — „Ja Kinder," fuhr er fort, „wir wollen einmal mit der herrlich reinen Herrgottsstimme" — so nannte er seine geliebte Orgel zuweilen — „an das Herz dieser Weltkinder schlagen, daß sie auftaumeln und angstvoll ihre Hände ausstrecken sollen, leise und heimlich bittend: Pater peccavi! Und Meister Hasse soll auch erkennen, daß es noch höhere, göttlichere Klänge gibt, als die süßen, üppigen Melodien des schönen Welschlandes!" Er sah verklärt aus, als er diese Worte sprach, und die Seinen blickten mit dem Ausdrucke unbegrenzter Ehrfurcht zu ihm auf.

Bald nachher rief er aber heiter: „Nun Mutter, laß die Schreier wieder herein, und bring uns die Suppe!" — Der Tisch wurde gedeckt, ein großer Steinkrug voll schäumenden Biers prangte vor dem Platze des Hausvaters, ein mächtiger Laib Brot wurde daneben gelegt, und nun theilte

Vater Bach, nachdem er ein kurzes Kerngebetlein gesprochen, mit liebevoller Sorge Allen aus, dem Aeltesten zuerst, Jedem sein Stücklein und Schlücklein. Mittlerweile spendete Frau Gertrude die dampfende Suppe, und alle schmausten, plauderten, scherzten.

Am anderen Tage begab sich der Cantor zum Rector, den nöthigen Urlaub einzuholen zur wichtigen Reise. Das war ein gar lästiger Schritt für ihn; denn er vermied es, so viel er konnte, mit diesem seinem Vorgesetzten zusammenzukommen.

Rector und Cantor waren durchaus keine Freunde. Ersterer klagte bitterlich über seines Untergebenen gröbliches Benehmen und störrisches Wesen, und Bach pflegte den Rector oft zornig einen gottverlassenen, verdorrten Pedanten zu schelten. Es war aber in der That auch kein frisches Zweiglein an diesem Rectorbaume, geschweige denn ein grünes Blättlein zu entdecken; winterlich von außen und innen war der ganze Mann. Vertrocknet und zusammengeschrumpft, wie sein Körper, war auch seine Seele, verkommen und untergesunken in dem dicken Staube modriger Büchergelehrsamkeit. Er konnte sich über keine bunte Blume freuen; er zählte ihre Staubfäden, untersuchte ihren Kelch und schleuderte sie dann von sich; den fröhlichen Vöglein und anderen Thieren schenkte er nur Aufmerksamkeit, wenn er

Vergiftungsverſuche mit ihnen anzuſtellen pflegte, die zu ſeinen größten Erheiterungen gehörten. Die Menſchen waren ihm alle gleichgültig; er liebte keine Seele. Das Orgelſpiel ſeines widerſpenſtigen Cantors nannte er teufelmäßig; er entzog ſich deſſen Einfluſſe, und beſuchte deshalb niemals den Frühgottesdienſt; ja er hatte ſogar ausgeſprengt, daß der leibhaftige Gottſeibeiuns dem Bach bei ſeinen Uebungen die Bälge zu treten ſich verpflichtet habe. So oft er nur konnte, legte er dieſem Cantor etwas in den Weg, und freute ſich wahrhaft koboldartig an dem oftmals heftig ausbrechenden Zorne dieſer Gigantennatur. Gern hätte er ihn geſtürzt, aber ſolchen Fels zum Wanken zu bringen, bedurfte es wohl anderer Kräfte, und er ſtand ja mit ſeinem Haß allein; denn Lehrer und Schüler blickten mit ſtummer Liebe und Bewunderung den mächtigen Beherrſcher der brauſenden Orgel an.

Als nun Johann Sebaſtian Bach aufgeregt in das Studirzimmer des Schultyrannen trat — denn er hatte eben eine Chorprobe mit den Schülern abgehalten, war ein wenig ungeduldig dort geworden, und ſeine Perrücke befand ſich, wie gewöhnlich bei ſolchen Veranlaſſungen, in einem deſolaten Zuſtande —, richtete ſich der Rector gar hoch im ledernen Polſterſtuhle auf, fixirte mit ſeinen grauen Aeuglein den Kommenden, und fragte gravitätiſch: „„Nun, was bringen der Herr Cantor für Beſchwer?““

„Nichts Beschwer, Herr Rector!“ entgegnete Bach, „ich wollte nur vermelden, daß ich morgen eine große Reise antreten muß, auf Befehl unseres Churfürsten, und da werdet Ihr mir wohl vierzehn Tage Urlaub geben.“

„„Was höre ich da?““ sagte der Rector halb athemlos vor Ueberraschung und Aerger, „„große Reise? — müssen? — Churfürst? — und ich sollte nicht davon benachrichtigt worden sein? Geht, Herr Cantor, das ist wieder ein schalkhaftes Plänchen Eures genialen Künstlerhauptes! Wie sollte Churfürst August““ —

„Ich werde in Dresden die Orgel spielen,“ unterbrach der Cantor ruhig den Redner, „der Churfürst hat es so bestimmt.“

„„Das klingt mir in der That etwas räthselhaft und unglaublich!““ lächelte der Rector höhnisch; „„die Reise scheint mir doch nicht an einen bestimmten Termin gebunden zu sein; also kann ich Euch auch desto unumwundener erklären, daß ich den Herrn Cantor in den nächsten vier Wochen nicht entbehren kann. Später will ich Euren Wünschen kein Hinderniß in den Weg legen.““

Das klare Angesicht Bach's zeigte während dieser hämischen Rede keine Spur von Zorn oder Aufwallung; die wunderbaren Augen blickten nur unverwandt den zwerghaften Gegner an, und ein unbeschreiblich mitleidiges Lächeln umspielte seinen Mund. Endlich sagte er fest und laut:

„Herr Rector, gebt mir gefälligſt beſtimmte Antwort! Wollt Ihr mir vierzehn Tage Ferien ſchenken?“

„„Nein — nein — und nun zum letzten Male nein!““ rief der Gereizte heftig.

„Nun gut; dann wollte ich Euch nur melden, daß ich ohne Urlaub fortgehe!“ ſchloß der Cantor, wandte ſich, und verließ kräftigen Schrittes, ohne ſich umzuſchauen, das Zimmer ſeines wuthbebenden Feindes.

Noch nie hatte in der großen, ſchönen katholiſchen Kirche des prunkvollen Dresdens ſich eine ſo auserleſene Schaar vornehmer und glänzender Männer und Frauen zuſammengefunden, als am Nachmittag jenes Sonntags, an welchem der Cantor Bach aus Leipzig die Orgel in der Reſidenzſtadt zu ſpielen verſprochen hatte. Die zahlreichen Cavaliere in ihren ſchimmernden Hofkleidern, die prächtigen Frauen im ſtrahlendſten Schmucke köſtlicher Stoffe und Steine oder in dem noch reizenderen friſcheſter Jugend bildeten einen funkelnden, lebensvollen Kranz, in deſſen Mitte die königliche Geſtalt Auguſt's von Sachſen thronte. Die Haltung des alternden Fürſten war zwar noch ungebeugt, das Haupt hoch erhoben, die Züge aber, deren einſtige Schönheit nur die feinen Linien der Naſe und des Mundes, ſo wie die Umriſſe des Kinns verriethen, erſchienen eingeſunken und ſchlaff und das Feuer der großen Augen war

erloschen. August unterhielt sich leise mit seinem Liebling Brühl, der in der eleganten Haltung eines feinen Weltmanns ihm zur Seite stand und in scheinbarer Unterwürfigkeit den Worten seines hohen Herrn zu lauschen schien. Ungezähmter Stolz lag auf dieser klugen Stirn, unersättlicher Ehrgeiz blitzte aus diesen unruhigen Augen, unermeßliche Herrschsucht zuckte um diese feinen Lippen.

„Also er wollte am gestrigen Abend durchaus nicht an den Hof, der drollige Cantor?“ flüsterte der Churfürst lächelnd. „Nun, ich will ihn heute desto mehr quälen: sobald das Concert vorüber ist, verlange ich ihn zu sehen; er soll zum Souper und Ball gezogen werden und die schönsten unserer Hoffräulein müssen ihn um einen Tanz bitten.“— Brühl verbeugte sich schweigend. — „Wir sind aber doch Alle sehr begierig auf den berühmten Organisten,“ fuhr der Fürst fort, „die Spannung zeigt sich fast auf allen Mienen, Hasse zieht erwartungsvoll die dichten Augenbrauen in die Höh', und selbst die bezaubernde Faustina schaut mit so unruhigen Blicken in der Kirche umher, als gelte es eine Nebenbuhlerin zu entdecken. Nur unser Virtuos Marchand hat sein Spottlächeln noch nicht abgelegt. Doch still! da sind ja eben drei Gestalten auf dem Chor erschienen! Sehen Sie wohl, Brühl! Zwei ganz jugendliche Männer nehmen bescheiden an der Seite Platz; das sind ja liebe, unschuldsvolle Gesichter!“

„„Es ſind die beiden älteſten Söhne des Cantors, Majeſtät!““ entgegnete Brühl.

Da ſchwoll ein Orgelton empor und wie ein himmliſcher Dufthauch reinigte er alle Herzen von eitlen Gedanken. Tiefe Stille herrſchte; eine unerklärliche Andacht durchbebte Alle, und Aller Augen blickten aufwärts. Ein herrliches Präludium wallte daher wie ein voller goldner Strom, an deſſen Rande Himmelsblumen ſtehen, und trug die ahnende Seele auf mächtigen Wellen immer höher fluthend, in den allgewaltig daherbrauſenden Choral:

„Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!“

Das ſtolze Hohelied der evangeliſchen Kirche ſchwebte vom Chore herab. Vater Bach ließ es niederſchallen und begleitete jeden Ton mit einem ſeligen Lächeln. Er feierte ja in dieſem Augenblicke in dem katholiſchen Gotteshauſe den Triumph ſeiner geliebten Kirche. Wie eine gekrönte Siegerin durchdrang die hehre Melodie die ſchönen Hallen und tönte ſo kraftvoll wieder, als ob zahlloſe unſichtbare Engelchöre freudig einſtimmten in den Preisgeſang. Aber der Harmonienſtrom wallte unaufhaltſam weiter: der Geiſt Vater Bach's hob ſich höher und höher; immer heiliger, immer wunderbarer wurden die erſchütternden Klänge; eine rieſenhafte, unerforſchliche Stimme von oben tauchte hernieder in das tönende Meer. Immer ſtärker ſtrömte und brauſte es daher, und ſchlug mächtig an

jede Menschenbrust, als sollte sie zerbrechen, und wogte um jedes Menschenhaupt, als sollte es vernichtet dahinsinken. Und nun begannen die Säulen der Kirche zu beben; denn es war, als ob sich die klagenden Stimmen ganzer Menschengeschlechter erhoben hätten und um Erbarmen riefen; als ob eine ganze Welt aufgestanden wäre und um Gnade flehte. Dazwischen aber stieg immer wieder, wie süßer Opferduft der Frommen, die Melodie auf:

„Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Und dann geschah das geheimnißvolle Brausen stärker, als gäbe es Antwort dem Flehen gläubiger Liebe. Endlich, endlich aber schienen die bittenden Stimmen zu ermatten; sanfter und immer leiser wurden die Klagen, verzagter das Flehen; da kam o Wunder! das süße Vergeben. Die hohe Wölbung der Kirche zerfloß; seliges Blau und Goldströme des Lichts quollen herein; berauschender Duft und Frühlingsodem erfüllte die weiten Hallen. Süße, warme Töne tropften nieder und eine himmlische innige Stimme voll unermeßlicher Barmherzigkeit verhieß allen Sündern ewige Vergebung. Ein gläubiges Staunen zitterte nun empor in heilig reinen Klängen, ein frommes Jauchzen, und endlich stieg, übermächtig, allgewaltig, wie von Millionen seliger Menschenstimmen, durchwebt vom jubelnden Halleluja der Engel, der strahlende Siegesgesang empor:

„Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Die Orgeltöne waren verklungen. Johann Sebastian Bach saß noch immer auf der Orgelbank mit gefalteten Händen; Himmelsverklärung lag auf seinem Angesichte. Todtenbleich vor Erregung, zitternd vor Wonne über den Sieg des verehrten Vaters standen seine beiden Söhne neben ihm. Dumpfes Murmeln drang aus der Kirche herauf. Da öffnete sich eine Seitenthür des Chors und der Churfürst erschien; hinter ihm in ehrerbietiger Entfernung ein glänzendes Gefolge. August von Sachsen näherte sich fast schüchtern dem großen Manne, der doch so demüthig vor ihm saß, und in frommen Träumen versunken sein Herannahen gar nicht bemerkte, und schien es nicht wagen zu wollen, dies betende Sinnen zu unterbrechen. Endlich legte er aber doch leise seine Hand auf die Schultern Bach's. Der Cantor fuhr auf, erhob sich, und schaute seinem Fürsten frei und lächelnd in das Antlitz. Die große Seele des Meisters, noch so erfüllt von der Herrlichkeit seines Gottes, in dessen Himmel er eben aufgestiegen war auf den Flügeln der Orgeltöne, — wie vermochte weltliche Macht und irdischer Glanz sie in diesem Momente heiliger Begeisterung zu berühren? Selbst die Worte der Erdensprache zu finden, kostete ihm noch Mühe. — „Gnädigster Herr," sagte er nach einer langen Pause leise, „die liebe Herrgottsstimme ist Euch auch ins tiefste Herz gedrungen, das sehe ich Euch an! Sagt, ist das nicht ein wunderseliges Gefühl, und

doch auch ein seltsames Bangen und Zagen? Sagt, ist es Euch nicht, als sei nun rings umher Sonnenschein geworden? Und drängt es Euch nicht, schönere, größere Welten zu schauen, als dies Staubkörnlein, das uns geboren hat? Zerfällt nicht aller Erdenglanz in Nichts vor dieser blitzenden Pracht dort oben? Möchtet Ihr Euch nicht der Gottesstimme hingeben mit Geist und Leben, damit sie Euch trage, von wannen sie kommt, in das ewige Licht?"

„„Bach,"" — antwortete der Fürst mit bebender Stimme und trat dicht an ihn heran, — „„als ich Euch spielen hörte, ist mir die Ahnung meines baldigen Todes gekommen! Der Gedanke aber trat vor meine Seele wie ein milder Genius: er hatte alle seine Schrecken verloren; ich zagte nicht bei seinem Anblicke wie sonst, wenn ich zuweilen in stillen Stunden über den dunklen Räthselschluß alles Menschenlebens nachsann. O Meister, dürfte ich Euch in meiner Todesstunde hören!""

Bach antwortete keine Silbe; er betrachtete seinen erschütterten königlichen Herrn mit Augen, die von zärtlicher Rührung und hoher Freude überflossen. Sein frommes Herz feierte in diesem Augenblicke einen größeren Triumph als sein Künstlerstolz. Ein Geräusch an der Thür entstand; ein Weib drängte sich hastig durch das Gefolge des Königs, ein Weib in vollster Lebensblüthe, eine üppig hohe Gestalt mit einem stolzen Junohaupte: es war Faustina Hasse,

die angebetete Sängerin, der gefeierte Liebling der ganzen Residenz. Mit der vollsten Leidenschaftlichkeit der Italienerin, glühend und weinend, stürzte sie auf den Cantor zu, fiel ihm um den Hals und küßte ihn heftig auf beide Wangen unter unaufhörlichem Schluchzen. „Gesegnet, o ewig gesegnet seist Du, blendender Lichtstrahl!“ rief sie in höchster Erregung.

Bach wußte nicht, wie ihm geschah; die Umstehenden lächelten; da trat Hasse hinzu, zog sein Weib mit sanfter Gewalt zu sich, nannte seinen Namen, und drückte mit dem Ausdruck ungeheuchelter Ehrfurcht des großen Meisters Hände. Auch der leichtfertige französische Spötter und elegante Virtuos Marchand kam herbei: kein Hohnlächeln spielte mehr um die hübschen Lippen, aber wohl schimmerten seine Augen in dem feuchten Glanze inniger Rührung. Stumm drückte er des Meisters Hand an seine Brust. Das Gefolge des Churfürsten folgte dem Beispiele des Günstlings; die reizenden Frauen des Hofes blieben nicht zurück, und bald berührten die schönsten Händchen die Wangen oder Finger des Cantors und die lieblichsten Lippen sprachen von Dank.

Aber der Meister riß sich plötzlich los mit Riesenkraft, und rief mit einer Stimme, die donnernd in den Gewölben der Kirche wiederhallte: „Genug! — Nein, solch weiches Kosen und Tändeln darf nicht der Lohn sein für heilig

ernſtes Orgelſpiel! Hebt Euch weg von mir, ihr lockenden Geſtalten, ich will Euch nicht mehr ſehn! Weiß jetzt gar wohl, daß ich in dem üppigen Dresden bin, verlangt mich aber weg von all' den ſchönen Blumen oder Schlangen in mein ſtilles, trautes Haus zu Weib und Kindern! — Gnädigſter Herr," rief er bittend zum Churfürſten gewandt, der ſchwermüthig lächelnd auf die Scene geblickt hatte, „laßt mich gehen! Ihr ſeht ja, hier kann's dem alten Sebaſtian Bach nimmer wohl werden; in dieſen Strömen verſteht er nicht zu ſchwimmen!"

„„Ich laſſe Euch nicht eher,"" antwortete der Fürſt gütig, „„als bis Ihr Euch eine Gnade ausgebeten!""

„Ihr könnt mir nichts ſchenken, mein Churfürſt!" erwiederte hierauf der Cantor freimüthig; „ich bin reicher als Ihr; ich danke Euch alſo."

„„Aber erinnert Euch doch Eurer Söhne!"" fuhr Auguſt mild fort.

„Nun ja, gnädigſter Herr! wenn Ihr etwas mit dem Friedemann da anfangen könnt," — hier zog er den Erröthenden zu ſich, — „ſo ſollte mir's lieb ſein! Aber durchaus nicht in den nächſten zwei Jahren; da brauche ich meinen Jungen ſelbſt noch zu nöthig; denn er iſt ein wackerer Kupferſtecher, und wir arbeiten jetzt an der Paſſionsmuſik. Mein Philipp" — hier nickte er ſeinem zweiten Sohne zu — „iſt ſchon vom lieben Herrgott verſorgt wor-

den; dem geht es ganz leidlich. Ich danke Euch also von ganzem Herzen, mein gnädigster Churfürst!“

Der Churfürst entließ nun den hochwürdigen Meister mit den glänzendsten Versprechungen für die Zukunft Friedemanns, reichte dem Vater und den Söhnen zum Abschiede die Hand und versicherte jeden seiner Gnade. Die angesehensten Cavaliere drängten sich, die Scheidenden herunter zu geleiten, und hoben den schlichten Cantor aus Leipzig mit einer Ehrfurcht und Sorgfalt in den Wagen, als wäre er der mächtigste Beherscher der Welt.

Als am anderen Morgen Johann Sebastian Bach mit seinen Söhnen heiter und glücklich der lieben Heimat zurollte, als sie an den prachtvollen Riesenbauten des Zwingers vorüberfuhren und die herrliche Elbgegend vor ihren frohen Augen sich entschleierte: da rief Philipp Emanuel aufgeregt: „Herzliebster Vater! Dresden ist doch wunderschön! Aber das Allerschönste ist — Faustina Hasse!“

„„Schweig, Junge!““ — fuhr hier der Meister auf, aber ein schalkhaftes Lächeln zuckte in seinen Mundwinkeln, — „„davon verstehst Du Nichts!““

Iphigenia in Aulis.

„Ich drücke meinen vollen, frohen Kranz
„Dem edlen Meister auf die hohe Stirne."
Goethe's Tasso.

U Heiligenſchein der hehren Tonkunſt, wie geſegnet iſt das Haupt, das du umziehſt mit deiner leuchtenden Glorie! Ein mächtiger Talisman wehren deine Strahlen das Inſectenheer alltäglicher menſchlicher Schmerzen ab, und geſchützt wandeln die Geſtalten, die du ſchmückſt, in deinem Lichte über den unebenen Boden unſrer Erde und durch das Dunkel ihrer Nächte; ihre Füße strau-

cheln nicht, und vor ihrem Seherauge schwinden alle Schatten.

„Eine Einsamkeit inmitten des lautesten Gewühls, inmitten des rauschendsten Lebens ist erst die rechte Einsamkeit!“ — Das mochten wohl einzelne jener glänzenden Erscheinungen sich leise sagen, deren Blicke an einem lieblichen Aprilnachmittage einen ernsten, sinnenden Mann streiften, der auf einem kleinen Sessel in den knospenden Gärten des Versailler Parks Platz genommen hatte. Sein Gesicht war abgewendet von der wogenden Menge und aufwärts gerichtet; die hohe, klare Stirn trug den leuchtenden Stempel ungewöhnlicher Geistesgröße, die freien, blauen Augen schien das Sonnenlicht nicht zu blenden, und ein Zug himmlischer Begeisterung umspielte den edelsten Mund. Die Kleidung des Mannes war einfach, ja fast nachlässig, und contrastirte schon ihrer schlichten grauen Farbe wegen auffallend genug mit den reichgestickten Trachten der damaligen Herren des französischen Hofes; denn man schrieb eben das Jahr 1774 und Ludwig XVI. beherrschte das schöne Frankreich.

Die zahllosen Spaziergänger, die wie schwärmende Bienen hin und her flogen, kamen und gingen, sich niederließen, plauderten, coquettirten und lachten, achteten gar bald nicht mehr auf den seltsam unbeweglichen Fremden; die geputzten Veilchenverkäuferinnen, die wie Mücken jede

Menſchengeſtalt überfielen, waren müde geworden, ſich an den ſcheinbar Verſteinerten zu drängen und gönnten ihm keinen Blick, kein Lächeln mehr. — Allmählich verlor ſich das Menſchengewühl, es wurde ſtiller in den Gärten, auch die lärmenden Kinderſtimmen verſtummten nach und nach, matter wurden die Sonnenſtrahlen, dunkler das Himmelsblau, die frühlingsberauſchten Vögelein ſuchten ihre Neſter und endlich war es ganz ſtill geworden rings umher. Da erhob ſich auch langſam jener einſame Mann von ſeinem Platze und ſchien ſich auf den Heimweg begeben zu wollen: allein, ſinnend den Blick in die Höhe geſchlagen, verfehlte er den Weg zur Ausgangspforte und gerieth immer tiefer in das Innere des Parkes. Dort war es aber ganz zauberiſch und heimlich; der holde Frühling ſelbſt ſchien ſich in dieſe dichten Gänge, Lauben und Gebüſche verſteckt zu haben: überall blühte und duftete es, Fontainen erzählten plätſchernd ihre reizenden Waſſermärchen und weiße marmorne Göttergeſtalten blickten verſtohlen durch das junge Grün.

Der Wanderer blieb ſtehen und lächelte träumeriſch; allein nicht die Pracht des Wundergartens hatte dies aufſtrahlende Lächeln auf ſeine Lippen gelockt; es entſtieg wohl der tiefſten Seele des Stillen: ſüße Gedanken ſchienen ihn zu bewegen. Er erhob bald die Hände, bald ließ er ſie raſch niederfallen; dabei ging er haſtig auf und ab

und ſummte erſt leiſe, dann immer lauter eine Melodie vor ſich hin: es war eine ſanfte, bedeutungsvolle Klage. Hierauf verfinſterte ſich ſein ausdrucksvolles Geſicht, es zog auf der breiten Stirn daher wie ein Gewitter, zuckende Blitze ſchleuderten die Augen, und mit voller, weithin tönender Stimme ſang er folgendes Recitativ:

„Geh' hin und ſuch' den Tod durch Vaters Hand! zu dem grauſen Altar ſoll folgen dir mein Fuß! ich lähme dort den Arm, der dich bedroht."

Dann ballten ſich ſeine Hände, die ſtolze Geſtalt richtete ſich in ihrer ganzen Größe auf, heftig erhob er die Arme und ſang mit erſchütternder Leidenſchaft, mit wahrhaft erhabenem Zorn:

„Er iſt bald meines Zornes Raub!
Ich werde das Schwert auf ihn zücken:
Den Altar, den frevelnd ſie ſchmücken,
Wirft mein drohender Arm in den Staub!"

Da ſtürzten urplötzlich zwei ſtattliche Schweizerſoldaten wie ein wüthendes Tigerpaar aus dem Gebüſche, ergriffen den Erregten bei den Schultern und ſchleuderten ihm eine Fluth franzöſiſcher und deutſcher Schimpfworte entgegen. „Böſewicht!" — ſchrie der Eine in gebrochenem Deutſch, — „Du hebſt die Hand auf gegen das Schloß Ludwigs? Du willſt den König mit einem Schwerte

tödten? willſt auch die heilige Kirche vernichten und zerbrechen den Altar des Herrn?“ — „Und hier“, ſchnaubte hitzig der Andere, „zerſtört der Frevler die Blumenbeete des königlichen geheimen Parks, zertritt alle Veilchen und auch les jolies marguerites. Fort, fort in's Gefängniß!“.

Der Ueberfallene war einige Augenblicke völlig faſſungslos: er ſtarrte ſeine Angreifer lautlos an mit dem Ausdruck des ungemeſſenſten Staunens, warf einen langen Blick der Verwunderung auf die Zerſtörung, die ſeine Füße angerichtet; endlich breitete ſich ein feines Spottlächeln über ſeine Züge. „Nun wohl!“ — ſagte er ruhig zu ſeinen rieſenhaften Gegnern, deren Augen argwöhniſch jeder ſeiner Bewegungen folgten, — „ſchleppt mich fort, wohin Ihr wollt! vorher aber verlange ich vor das Angeſicht Eurer Königin geführt zu werden; ihr gegenüber will ich mich rechtfertigen.“ — Die Soldaten machten ſich verſtohlene Zeichen, die deutlich kund thaten, daß ſie an dem Verſtande ihres Gefangenen bedeutend zweifelten, nickten ihm aber gewährend zu und der kleine Zug ſetzte ſich in Bewegung.

Im Schloßhofe angelangt, brauſte eben ein reichvergoldeter Wagen heran, beſpannt mit vier weißen, muthigen Roſſen, deren Häupter köſtliche blaue Federbüſche zierten, und hielt vor dem Portal des Schloſſes. Der

Schlag sprang auf, dienstfertige Arme und Hände empfingen eine leichte Frauengestalt, die sich graziös aus dem anmuthigen, mit edlen Steinen und blauem Sammet geschmückten Feensitze schwang. Ein schwarzes Sammethütchen mit wallenden Federn schwebte auf der Spitze des zierlichsten gepuderten Köpfchens, rosenfarbner Atlas und Spitzen umhüllten den schönen Körper. Die strahlende Erscheinung war Maria Antoinette, Königin von Frankreich. Indem sich die dicke Gefährtin der Herrscherin mühsam aus dem Wagen wälzte, bemerkte die lebhafte Königin, neugierig umherschauend, jenen räthselhaften Gefangenen, den eben die Fäuste der Schweizer fester packten.

„„Was geschieht dort?““ rief sie hastig in deutscher Sprache und zögerte auf der Schwelle des Portals. Bei dem Klange dieser Stimme hob der Bedrängte sein stolzes Haupt höher und lächelte freudig; ein schwacher Schrei entfloh den rosigen Lippen der Fürstin. „„O Meister Gluck!““ rief sie entzückt und streckte ihre Hand aus, „„lieber, lieber Gluck, wer wagt es hier, in meinem Reiche, den freien Genius fesseln zu wollen?““

Gluck's Augen leuchteten; ein Wink der Herrscherin entfernte die bestürzten Schweizer.

„„Kommt, Meister, folgt mir!““ fuhr die Königin heiter fort, „„Ihr sollt mir nicht entschlüpfen! Jetzt werde

ich Euer Gefangenwärter ſein. Erzählt mir eilig, was Euch in ſolch verdächtiger Begleitung an die Thore unſeres Schloſſes geführt, und verweilt ein Stündchen in den Gemächern Eurer ehemaligen Schülerin.““ — So ſprechend flog ſie die teppichbelegten Treppenſtufen ſo mädchenhaft raſch hinan, daß Gluck ihr kaum zu folgen vermochte. Die läſtige Dienerſchaar blieb auf ein leiſes Wort ſtaunend zurück. Maria Antoinette durchſchritt flüchtigen Fußes mit ihrem ſtummen Begleiter mehrere goldſchimmernde, blendende Prunkgemächer, öffnete dann eine Tapetenthür, und beide traten in ein kleines, einfach reizendes Zimmer mit wunderſchöner Ausſicht in die frühlingsfriſchen Gärten.

„Fürſtin!“ rief Gluck ſichtlich überraſcht, „dies iſt ja das traute Gemach unſerer geliebten Erzherzogin Maria aus dem kaiſerlichen Schloſſe zu Wien! Welch anmuthiges Wunder!“

„„Erkennt Ihr es wohl?““ entgegnete die Königin bewegt und ſchob dem Meiſter einen weichen Seſſel hin. — „„Kommt, ſetzt Euch zu mir!““ fuhr ſie mit bezaubernder Grazie und Herzlichkeit fort, „„wir wollen Deutſch ſprechen und von unſerem lieben Wien plaudern; nicht wahr, Gluck? Jetzt bin ich, ſo lange Ihr hier ſeid, nur die fröhliche, ſorgloſe, glückliche Prinzeſſin Maria, der Liebling der herrlichen Kaiſerin Mutter, und die ungeſchickte Schülerin des großen Meiſters Gluck!““

Während dieſer Rede hatte ſie ihr rothes Mäntelchen und den Federhut abgeworfen und ſtand nun in blaßgrünem Seidenkleide, Orangenblüthen und Roſen vor der Bruſt, gar wunderlieblich vor ihrem ehemaligen Lehrer. Dann warf ſie ſich in die Polſter eines tiefen Seſſels, legte die feinen Füße behaglich auf ein rothſammtnes Kiſſen und fuhr fort: „„Ach Gluck! wie ſehr habe ich mich im Stillen geſehnt, mit Euch recht zwanglos von vergangenen Zeiten zu plaudern, ſeit mir die Kunde Eurer Ankunft in Paris geworden! Aber die leidigen Hoffeſte ließen mich durchaus nicht zur Erfüllung meines Herzenswunſches gelangen. Ich ſah Euch ſeit jener ſteifen Audienzſtunde, wo Ihr Euch dem Könige vorſtellen ließet und mir Briefe brachtet von Wien, gar nicht wieder. Damals hätte ich Euch faſt nicht erkannt in Eurem Hofkleide, aber ich mußte heimlich lachen, als ich Euren ſtolzen Gruß ſah, der ſo ſchlecht zu Eurer Tracht paßte; an dieſer unmerklichen Bewegung des Hauptes, die alle unſere Hofleute außer ſich brachte, erkannte ich unſern Gluck wieder. Jetzt gefallt Ihr mir aber doch viel beſſer; in dieſem ſchlichten Grau finde ich das Bild meines geſtrengen Lehrers wieder.““

„Gnädigſte Erzherzogin,“ antwortete der Meiſter zerſtreut, „es waren doch liebe Stunden, die ich in dem traulichen blauen Prinzeſſinzimmer des Kaiſerſchloſſes zu Wien

verlebte, und Maria Antoinette war eine gar achtſame, gelehrige Schülerin, wißbegierig und unermüdlich wie wenige Frauen.“

„„Nicht immer, Gluck, nicht immer!““ fiel hier die Königin kopfſchüttelnd ein; erinnert Euch doch nur, wie böſe Ihr zuweilen waret, wenn ich ſchlecht ſpielte, weil mir ein Hofball im Sinne lag oder eine brillante Schlittenfahrt. Und habt Ihr denn vergeſſen, wie oft mir die Bach'ſchen Fugen nicht ſchmeckten? Wie gut weiß ich noch, daß Ihr mich nicht ſelten haſtig wegdrängtet vom Piano mit den Worten: Erzherzogin, ſolch Klimpern iſt fürwahr nicht zum Aushalten! Und dann nahmt Ihr meinen Platz ein und donnertet die Fugen herunter, daß mir Hören und Sehen dabei verging, und ich mich in unwillkürlicher Scheu in den fernſten Winkel des Zimmers zurückzog. O! und dann ſpieltet Ihr immer weiter und immer herrlicher und ich vernahm Melodien, wie ich ſie nie gehört, und fürchtete mich faſt, bis ſich leiſe, leiſe die Thür öffnete und die Kaiſerin hereintrat um zu lauſchen; und nach und nach mehrten ſich die ſtummen Hörer und füllten Gemach, Nebenzimmer und Gänge. Ihr aber gewahrtet nichts von alle dem, ſondern flogt weiter und immer höher mit Euren Tonſchwingen, bis denn endlich unvorſichtiger Weiſe einer der drängenden Lauſcher irgend einen klirrenden Gegenſtand umſtürzte oder die gepreßte, dicke Oberhof-

meiſterin ihren Krampfhuſten bekam: dann ſtockte Ihr plötzlich, wie von einem jähen Schmerze getroffen, und ſtandet haſtig auf mit den Worten: Das war brav geſpielt, Erzherzogin! — Zuweilen war't Ihr aber ſo ſonderbar, daß ich keine Silbe zu reden wagte; dann konnte Maria Antoinette ſpielen wie ſie eben Luſt hatte; Meiſter Gluck hörte nichts, zürnte keinem falſchen Accorde, keiner ungelöſten Diſſonanz, keinem ſchleppenden Allegro, keinem raſenden Andante; ſtarr blickten die Augen meines Lehrers in die Höhe, bald murmelte er einige undeutliche Worte, bald ſpielten ſeine Hände in krampfhafter Haſt auf dem Deckel des Piano's, bis er nach ſolchem ſeltſamen Sinnen aufſprang, mit ſelig verklärtem Lächeln umher ſchaute und leiſe flüſterte: Ha! endlich, endlich biſt du mein, heilige Melodie! Und hierauf wandtet Ihr Euch zu mir, als ob keine Unterbrechung ſtattgefunden, und ſagtet: Weiter, weiter, Erzherzogin!""

Gluck blickte ſeine ehemalige Schülerin väterlich wohlwollend an, und ſeine Stirn erheiterte ſich an dem lebhaft frohen, glücklichen Ausdruck ihres lieblichen Geſichts. — „Wir ſind unverändert geblieben, Majeſtät!" ſagte er endlich träumeriſch, „Ihr die ſorgloſe, kindlich fröhliche, gnädige Prinzeſſin, ich der launiſche, wunderliche, zerſtreute Gluck."

Das Geſpräch wendete ſich auf Glucks neueſte Thätigkeit und endlich fragte die Königin auch nach ſeiner letzten Oper. „„Nicht wahr, ſie heißt Iphigenia in Aulis?““ ſetzte ſie hinzu. „„Wird das Werk bald aufgeführt? haben die Proben ſchon begonnen?““

„Ach Majeſtät,“ erwiederte der Meiſter, „die erſte Probe hielt ich ja heute in den königlichen Gärten. Habt Ihr vergeſſen, daß ich Euch noch Rechenſchaft ſchuldig bin für die Begleitung, in der ich vor Euren Augen erſchien? Ich hatte eben das Recitativ und die erſten zehn Takte der großen Zornarie meines Achill mit den paſſenden Geſten in die Lüfte geſchleudert, als mich die braven Schützer des Königs und ſeines Parkes ergriffen. Die ehrlichen Schweizer glaubten, mein Achill, der von einem gezückten Schwerte ſchwärmte, bedrohe das Leben ihres hohen Herrn, und verwechſelten ſonderbarer Weiſe Ludwig XVI. mit dem alten Agamemnon!“

„„Armer verkannter, mißhandelter Sänger!““ ſcherzte die Königin; „„wie gut, daß ich gerade in jenem Augenblicke die mächtige Gebieterin Frankreichs war, als ſie mir meinen theuren Meiſter davon ſchleppen wollten! — Aber ſagt mir ernſthaft, wie wird es mit der Iphigenia gehen? wann wird ſie aufgeführt? Ich geſtehe Euch, daß ich kaum den Sieg meines Landsmanns und Lehrers über das Heer der Piccini, Sacchini und Lulli erwarten kann!““

„Ich träume noch von keinem Siege," entgegnete Gluck schwermüthig; von einer fest bestimmten Aufführung ist ja noch keine Rede; ich kämpfe einstweilen noch rüstig und unablässig gegen die geheime aber starke Macht der Intrigue und hinterlistigen Bosheit, die alle Proben hintertreibt, die öffentliche Meinung schon im Voraus irre leitet und mir zahllose Dolchstiche versetzt. Aber ich lasse nicht nach, ich ruhe nicht; mein Werk verdient, daß ich ihm alle meine Kräfte weihe, um ihm die Bahn zu den Herzen der Menschen zu ebnen. Sollte ich zu Grunde gehen in diesen Kämpfen, nun, so geschieht es ohne einen Seufzer, ohne eine Thräne! Ich hinterlasse eine leuchtende Spur meines Daseins, ich habe nicht umsonst gelebt! — Ja Königin!" fuhr der edle Meister mit erhabener Stimme und steigender Begeisterung fort, „es ist ein gutes Werk, dies jüngstgeborne Kind meines Geistes, diese Frucht hochheiliger Weihestunden! Ich habe in diesem Werke die edelsten Regungen meiner Seele niedergelegt, die reinsten Gefühle meines Herzens und meine höchsten, ernstesten Gedanken. Königin! in dieser Oper enthüllt sich mein eigentliches Sein und Wesen; diese Oper wird der Nachwelt zeigen, wer ich war und was ich werden wollte. Diese Musik ist ganz Gluck! Ich habe sie nicht nur gefühlt, ich habe sie auch gedacht; sie ist mein bewußtes, unbestreitbares

Eigenthum, ein Theil von meinem Ich! — Vorüber ſind die Tage und Nächte der Irrthümer und Qualen, vorüber das gewaltſame Ringen und leidenſchaftliche, ruheloſe Streben; das hohe Ideal meiner Seele: ungetrübte Klarheit, göttlich reine Einfachheit der Melodie, Wahrheit und Natur, dieſes Ideal ſteht jetzt ſchleierlos und unendlich näher gerückt vor meinen Augen; mein ſeliges Ziel iſt bald erreicht!"

Gluck ſchwieg. Wie wunderbar war der Ausdruck ſeiner belebten, antik geſchnittenen Züge, die in eine ſchönere Welt zu ſchauen ſchienen! — Maria Antoinette betrachtete ihn mit ſtaunender Ehrfurcht. Endlich rief ſie begeiſtert: „„Theurer Meiſter! vertraut Eurer Königin. Eure Iphigenia ſoll aufgeführt werden; bald, in nächſter Woche, auf meinen Befehl! Ich will durch ein königliches Machtwort das Spinnengewebe des Neides vernichten. Morgen werde ich dem Intendanten der königlichen Oper meine beſtimmten Wünſche ausſprechen. Ihr ſollt hinfort nicht mehr kämpfen und ſtreiten; Ihr ſollt ſiegen, und ich ſelbſt will den Sieger krönen.““

Gluck ſchaute freundlich, doch ungläubig in das Angeſicht der erregten Sprecherin, deren lebhafte Verheißungen vielleicht ein einziges ſtrahlendes Feſt wieder in Vergeſſenheit zurückſinken ließ; er begegnete aber einer ſo

ernsten Festigkeit, einer so freudigen Sicherheit, daß er sich bewegt neigte und die Hand der reizenden Königin stumm an seine Lippen drückte.

Es war in der Mitternachtsstunde des 19. Aprils 1774, als das Opernhaus zu Paris von einem Jubel wiederhallte, wie er in diesen Räumen noch nie gehört worden war: Gluck's, des großen deutschen Componisten Iphigenia in Aulide war eben beendet. Die Zuhörer hatten jede Nummer mit steigendem Beifallsjauchzen begleitet; die herrliche, großartige Zornarie des Achill aber ließ den Enthusiasmus bis zum Aeußersten aufwallen: die Edelofficiere griffen unwillkürlich an ihre Schwerter; die Wirkung war unerhört. Das Publikum war in einem Grade hingerissen von dem Meisterwerke, der jeder Beschreibung spottete, in einem Grade aufgeregt, den wir ewig kühlen, philisterhaften Deutschen „Wahnsinn" genannt hätten: Thränen flossen, Lächeln des höchsten Entzückens strahlte, Schluchzen wurde hörbar, Glucks Name erschallte von tausend Lippen, zahllose Blumen flogen auf die Bühne.

Auf der rothsammtnen Brüstung der Königsloge lehnte Maria Antoinette im prachtvollsten Schmucke, mit überströmenden Augen den herrlichen Triumph ihres verehrten Lehrers feiernd. Ludwig XVI. stand erregt

neben ihr; sein sonst so bleiches Gesicht mit den guten Augen war leicht geröthet; er blickte mit lebhaftem Antheil auf die tobende, begeisterte Menge. „Gott des Himmels," sagte er plötzlich und wandte sich zur Königin, „wenn die hellen Freudenflammen dieses so leichtbewegten Volkes, diese Fiebergluth umschlüge in Wuth? Wenn die Zorneswogen dieser Masse auch so überhoch aufwallten, wie jetzt das Meer ihres Entzückens, welch ein gräßliches, unerträgliches Bild!" — Maria Antoinette wußte keine Silbe zu erwidern; verwundert schaute sie den König an, doch schauderte sie unwillkürlich zusammen und ergriff ängstlich den Arm ihres Gemahls. — „„Wo nur Gluck bleibt?"" flüsterte sie unruhig und kaum hörbar.

Der aber riß sich eben in den Coulissen los aus den erstickenden Umarmungen seiner Verehrer, suchte sich zu retten vor dem lobpreisenden Schwarme seiner überwundenen Feinde, drückte noch dem herbeigeeilten, tief ergriffenen, bezwungenen Widersacher Piccini herzlich die Hand, und folgte mit unsicherem Schritte, halb bewußtlos von dem Erlebten, fast zusammenbrechend unter der Gewalt seiner Empfindungen, einem harrenden Diener, der ihn in die königliche Loge beschieden. Als Gluck eintrat, neigte er sich unwillkürlich vor der Gestalt des Königs; aber der Schimmer der Kerzen blendete seine Augen:

es wogte und wallte um ihn her, es ſtürmte in ſeiner Bruſt und rang krampfhaft nach Athem. Da nahte ſich die Königin dem Wankenden und drückte raſch, mit holdem Lächeln, einen friſchen vollen Lorbeerkranz auf das geſenkte Haupt des gefeierten Tonhelden.

Da richtete ſich der Meiſter haſtig empor, irr flammten ſeine Augen, er fuhr wiederholt mit der ſchlanken Hand über ſeine bleiche Stirn, und warf dabei auf die Königin Blicke des furchtbarſten Entſetzens. „Allbarmherziger Gott!“ ſchrie er endlich gellend auf, „welch grauenhafter Anblick! Erhabene Frau, verwiſcht doch ſchnell, ſchnell mit Eurer weißen Hand jenen gräßlichen Streifen Blutes, der ſich rund um Euren blendenden Hals zieht! Wer gab Euch ſolchen Schmuck? Vernichtet ihn! o, eilt, eilt! mit jedem Athemzuge wächſt das fürchterliche Purpurband; Euer Haupt wankt; das Band wird zum Strome! zu ſpät, zu ſpät! Himmliſcher Vater!“ — Mit dieſem Rufe ſtürzte er ohnmächtig zuſammen.

„„Gluck ſieht wohl Geiſter?““ flüſterte der König todtenbleich, „„die gewaltige Aufregung hat ihn krank gemacht: der Sieg war zu plötzlich und glanzvoll für Seele und Körper!““ — Maria Antoinette bebte und zitterte an allen Gliedern; ſchluchzend und furchtſam wie ein Kind riß ſie haſtig das ſchimmernde, koſtbare Rubin-

halsband ab, das ſich wie ein feucht glänzender Reif um ihren ſchneeigen Hals legte, ſchleuderte es weit von ſich, empfahl den bewußtloſen Meiſter der Sorge ihres Arztes und ihrer Diener, und verließ eiligſt, von Fieberſchauern geſchüttelt, am Arme des Königs die Loge.

Du ahnteſt wohl nicht, großer ſtrahlender Orpheus der neuen Welt, daß dein Seherauge in jenem Momente höchſter Erregung den Schleier der Zukunft lüftete, als dein Mund dieſe Schauerworte ſprach? daß dein mächtiger Geiſt in jenem übermenſchlichen Zuſtande Raum und Zeit überflog und prophetiſch vorausſagte, was einſt kommen würde oder kommen mußte?

Die unverwelklichen Lorbeerbäume deines Ruhmes verſchlangen ſchon längſt ihre üppigen Zweige zur dichten Laube über deinem ſtillen Grabe, und zwiſchen ihren Blättern leuchteten goldig ſchimmernd zahlloſe Knospen und die duftenden Wunderblüthen: Alceſte, Orpheus, Helena, Armida, und jene beiden köſtlichen Schweſterblumen an einem Stengel, deine beiden Iphigenien! Du ruhteſt aus von dem Kampfe des Lebens, ruhteſt aus von deinen Siegen, und die Preisgeſänge der Nachwelt erreichten dein Ohr nicht mehr; Cherubim und Seraphim lauſchten in einer ſeligen Welt den verklärten Klängen deiner reinen Leier: da kam deiner

Weissagung blutige Erfüllung. Neunzehn Jahre nach jenem Abende deines glorreichen Triumphs wurde das Purpurband am Halse deiner schönen unglücklichen Fürstin zum Strome: Maria Antoinettens Haupt sank im October des Jahres 1793 unter dem Beile der Guillotine.

Bekannte Namen.

An dem Parterrefenſter eines unſcheinbaren Hauſes in einer der ſtilleren Straßen Berlins ſaß ein alter Herr in dem bequemſten Schlafrock von der Welt und hatte die dunklen noch recht glänzenden Augen gedankenvoll auf eine Gruppe von Maurergeſellen gerichtet, die ihm gerade gegenüber mit dem Bau eines neuen Hauſes ſich beſchäftigten. Es war ein recht heller warmer Tag im Mai des Jahres 1775 und der alte Herr hätte lieber das Fenſter recht weit aufgemacht, um die köſtliche herzſtärkende Luft von da draußen ins Zimmer zu locken und vielleicht irgend eine blüthenbeſtäubte Biene oder einen Schmetterling mit. Der Bau gegenüber mit ſeinem Lärm und Staub mochte ihn aber ſtören, denn er drückte, trotz dieſer ſtillen Wünſche, das Fenſter faſt

ganz zu. Vielleicht würde das offene Fenster auch noch Jemand im Zimmer gestört haben: ein junges Pärchen nämlich, das in einer Ecke neben einem alten Clavier recht angelegentlich mit einander flüsterte. Die zwei Leutchen, ein Mädchen und ein Mann, waren Verlobte: Ersteres, die Tochter des erwähnten alten Herrn, hieß Juliane Benda, Letzterer war ein trefflicher Geiger und Componist, der nachmals so bekannte Capellmeister Reichardt.

Juliane Benda erschien als ein rosiges lebensfrohes Mädchen von stattlicher Gestalt und köstlich brennenden Augen; Reichardt, der eben ihre Hand zärtlich in der seinen hielt, war kaum so groß, aber schlank und hatte ein feines geistvolles Gesicht. In den Herzen der Beiden blühte wohl ein noch schönerer Frühling als da draußen, ein bezaubernder Sonnenschein lag auf den jungen Stirnen. Auch für sie war ja der Brautstand gewiß nur ein Beet voll Rosenknospen, die auf Entfaltung warteten, auf herrliches Erblühen unter der Sonne des Ehehimmels: eine Hoffnung, die fast immer sterben muß.

Des Mädchens Vater, Franz Benda, der älteste Sprosse dieser berühmten Künstlerfamilie, hatte eine eigenthümlich bewegte Jugend hinter sich, das sah man dem interessanten vielfach durchfurchten Antlitz auch noch an. Böhme von Geburt, Sohn eines musikalischen

Leinewebers im Dorfe Alt-Benatka, erregte er ſchon früh allgemeine Aufmerkſamkeit durch ſeine wunderſchöne Discantſtimme und ſeine Liebe für Muſik. Dieſe Stimme verſchaffte ihm in ſeinem zwölften Jahre einen Platz als Chorknabe in der St. Nicolaikirche zu Prag. Der lebhafte, an unumſchränkte Freiheit gewöhnte Knabe wurde aber durch allerlei kleinliche Quälereien ſeines ſtrengen Vorgeſetzten und durch Streitigkeiten mit ſeinen Genoſſen nach kurzer Zeit ſo heftig gereizt, daß er die drückenden Feſſeln abwarf und an einem ſchönen Sommertage einem Zwange entfloh, der ſeinem abenteuerlichen Sinne und heißen Blute unerträglich ſchien. Muthig und fröhlich bettelte und ſang er ſich durch bis nach Dresden. Hier wurde er nach einer kleinen Probe ſofort unter die Capellknaben aufgenommen und erfreute ſich der vollen Liebe ſeines Lehrers. Allein lange ertrug er dieſe Trennung von ſeinem Vaterlande nicht; er ſehnte ſich nach ſeinem ſchönen romantiſchen Böhmen, ein unüberwindliches Heimweh kam über ihn und beſchattete ſeine Seele, wie eine dunkle Wolke die heitere Sonne. In den Kindern Böhmens ſteckt ein Stück Schweizernatur, nur mehr Feuer und Widerſtandsfähigkeit: der Böhme ſiecht nicht hin am Heimweh; er kämpft gegen dieſe ſeltſame Krankheit mit wildem Muthe, mit verzweiflungsvoller Tapferkeit und wird nur nach hart-

näckiger Gegenwehr von dem tückischen Feinde überwunden. Fast zwei Jahre lang bezwang auch Franz Benda diese riesenhafte Sehnsucht seines Herzens, dann aber brach seine Kraft. Im Monat November, im wildesten Sturm und Schneewetter, verließ er heimlich Dresden, um nach Prag zu wandern. O welch eine Kette von Entbehrungen und kleinen Leiden war diese Reise! Benda war fast ganz ohne Geld. Halb verhungert, zerlumpt und fieberkrank lag der Knabe endlich auf dem Leiterwagen eines mitleidigen Bauern, als die zahllosen Kuppeln und Thürme der edlen und stolzen Stadt Prag vor ihm auftauchten. Bei diesem heißersehnten Anblick fühlte er aber keine Müdigkeit, keinen Hunger, keinen Frost mehr; er faltete die abgemagerten Hände um das bleierne Bildniß des heiligen Nepomuk, das er an einer Schnur um den Hals trug, und ein wilder Schrei der Seligkeit entrang sich seiner Brust. Sein erster Gang war, sobald er angekommen, zu dem Chorlehrer der Sänger der St. Nicolai-Kirche — er wollte wieder Chorsänger werden! Ach! er wollte ja jetzt Alles thun, sich treten und schlagen lassen, wenn er nur in dem lieben herrlichen Vaterlande bleiben durfte!

Benda's früherer Vorgesetzter war gestorben; sein Nachfolger empfing den bleichen, bettelhaften Knaben unfreundlich und ließ sich nur auf sein leidenschaftliches

Bitten zu einer Prüfung seiner Stimme bewegen. Er legte ihm mehrere sechsstimmige Messen von Palestrina vor und rief einige Chorschüler. Franz wählte die berühmte Missa papae Marcelli und schickte sich an, die Oberstimme zu singen — aber — o heilige Mutter Gottes! — welches Entsetzen! — Kein Ton kam aus seiner Kehle trotz aller Anstrengung, nur ein heißeres Krächzen: die wunderschöne Stimme war hin, verloren durch Mühseligkeiten des Lebens auf der Landstraße, durch Erkältung oder Fieber: genug, sie war hin auf ewig!

Dem Wahnsinn nahe, trieb sich der Knabe nun bettelnd in dem großen lebensvollen Prag umher, in allen Kirchen und Capellen die Mutter Maria inbrünstig anflehend, ihm das theure verlorene Gut wieder zu schenken, und immer vergebens. Da schlenderte er eines Abends, erschöpft und muthlos bis zum Tode, nicht wissend, wo er sein müdes Haupt hinlegen solle in der kommenden Nacht, hinaus in eine der Vorstädte, als der eigenthümlich kecke frische Rhythmus böhmischer Tanzweisen, von einer einzelnen Violine gespielt, an sein Ohr schlug und ihn wunderbar belebte. Einige Parterrefenster waren erleuchtet, der Knabe schaute frostbebend hinein. Ha! da ging's lustig zu! Kraftvolle Männer mit wettergebräunten Gesichtern hielten üppige Frauengestalten zu lustiger Redowazka umfaßt, die Wangen

der Tänzerinnen glühten, die dunklen Augen blitzten, die vollen Lippen lachten, alles war Jubel und Leben. Der lauschende Knabe aber sah nur auf den Geiger: der saß auf einem Tische, ein alter blinder Jude mit dem schönsten Patriarchenkopfe. O wie die schlechte Geige doch so wunderbar sang, weich und stolz zugleich! Wie ein Blitz erleuchtete die Seele des Knaben der Gedanke: „dies soll deine Stimme werden, lerne singen auf der Geige!“ — Er wußte nicht wie es kam, aber in der ersten Pause, als die erschöpften Paare schwer-athmend auf den harten Holzbänken ausruhten, ging er in das räuchrige Zimmer und gerade auf den alten Geiger zu, legte die erstarrte Hand sanft auf die Hand des Greises und sagte mit rührender Innigkeit: „Väterchen! lehrt mich so spielen, wie ihr spielt!“ Und der Mann mit dem weißen Bart schien dies Begehren nicht wunderlich zu finden; ein träumerisches Lächeln glitt über das stille Antlitz; er reichte dem Knaben die Geige hin, die Franz Benda mit derselben Andacht küßte, wie das Bild des heiligen Nepomuk, und sagte: „„hast du denn die Musik auch recht lieb?““ Da schlang der Knabe die Arme um den Hals des Juden und flüsterte: „ich kann nicht leben ohne Musik; ich habe gesungen und kann jetzt nicht mehr, meine Stimme ist todt; aber sie lebt in dem Tone Eurer Geige!“

Die Stimme zitterte ihm bei dieſen Worten, der Schmerz um den Verluſt ſeines höchſten Gutes brach wieder hervor.

„„Geh' nachher mit mir in meine kleine Kammer,““ antwortete der Greis mild, „„dort erzähle mir Alles, was dein junges Herz drückt. Aber jetzt muß ich noch ſpielen; komm, rücke an meine Seite, bis ich fertig bin!““

Von dieſem Augenblicke an entſpann ſich eine rührende Freundſchaft zwiſchen einer jungen feurigen Seele und einem ſchönen, aber milden Herzen: der alte blinde Jude Löbel wurde der erſte Lehrmeiſter Benda's. Franz lernte unglaublich raſch und zog dann mit ſeinem geliebten Lehrer, dem er eine wahrhaft kindliche Zärtlichkeit weihte, im Lande herum, Tänze geigend. Bald hatte er auch eine kleine Muſikbande zuſammengeſtellt, die auf den Dörfern und in den kleinen Städten eine gewiſſe Berühmtheit erlangte. O, das waren wilde, köſtliche Zeiten voller Romantik und Freiheit, unvergeßliche Tage, Wochen und Monate im Leben Benda's. — Nach dem Tode Löbel's zerſtreuten ſich die Muſiker, und Benda ging wieder nach Prag und ſtudirte dort unter Konyczeck mit dem angeſtrengteſten Fleiße weiter; ſpäter beſuchte er auch Wien, um noch mehr zu lernen und vorzüglich zu hören. In ſeinem zwanzigſten Jahre erhielt er eine Capellmeiſter-

ſtelle in Warſchau bei der Privatcapelle eines reichen Staroſten, der ihn in Wien gehört und den eben dies Spiel in Entzücken verſetzt hatte. Franz Benda's Strich war von einem wunderbaren Zauber, ſein Spiel großartig und weich zugleich; er ſang wahrhaft und immer in der edelſten Weiſe; Niemand konnte dieſen ſeelenvollen Klang ohne Rührung hören. Dabei war ſeine Fertigkeit eine ungewöhnliche, obgleich er es meiſt verſchmähte, durch Bravour zu blenden. Man nennt ihn den Stifter einer eigenen Schule des Violinſpiels, die man die ſchön ſingende nennen dürfte. — Nach dem Tode Graun's in Berlin erhielt Franz Benda die Capellmeiſterſtelle im Jahre 1771 und hier eben finden wir ihn nach dieſer kleinen Abſchweifung wieder.

„Kinder muſicirt doch!“ rief der alte Benda vom Fenſter her, „Juliane, du weißt ja, daß ich das Geplauſche und Gekoſe in den ſchönen Tagesſtunden gar nicht leiden kann. Könnt Euch überhaupt noch genug Zärtlichkeiten ſagen, wenn Ihr verheirathet ſeid. Du kommſt mir noch aus aller Uebung vor lauter Getändel. Geſchwind, Reichardt, ſetzen Sie ſich an den alten Kaſten da, und begleiten ſie dem Mädel die große Arie aus dem „Tod Jeſu“. Juliane hat ſeit drei Tagen daran ſtudirt und wird ſie wohl leidlich ſingen, hoffe ich!“

Reichardt ſchlug ohne Widerſpruch eilig ein dickes

Notenbuch auf, Juliane öffnete das Clavier und hüpfte dann erst zu ihrem Vater hin, den sie zärtlich umschlang. — „„Papa, hast Du denn ganz und gar vergessen, wie Du einst in deinem schönen Böhmerlande mit der Mama geplauscht?““ fragte sie so lieblich und schalkhaft, daß der alte Benda sich nicht enthalten konnte, ihr statt aller Antwort einen liebkosenden leichten Schlag auf die Wange zu geben. Als Juliane nun lachend und strahlend zu ihrem Verlobten zurückhüpfte, folgte das Vaterauge der reizenden Erscheinung mit Blicken des Stolzes und der Freude.

Reichardt leitete nun die mächtige jubelvolle Arie:

„Singt dem göttlichen Propheten“

rauschend ein und der Capellmeister dirigirte von seinem Platze am Fenster her.

Während nun die wunderschöne volle Stimme des Mädchens sich ausbreitete, anschwoll, lerchenhaft schmetternd in die Höhe stieg, stand drüben auf dem Gesimse der untersten Fensterwölbung des neu zu bauenden Hauses einer der jungen Gesellen mit verschränkten Armen und hörte zu; Hammer und Kelle waren ihm entfallen. Indem seine Gefährten pfeifend und scherzend weiter arbeiteten, ihm auch wohl gelegentlich einen Stoß versetzten als rohe Mahnung, blieb er unbeweglich und schaute mit weit aufgerissenen Augen und zusammengepreßten Lippen,

die den Athem zurückzuhalten ſchienen, herüber. Es war ein junger Menſch von herkuliſchem Bau, der höchſtens ſiebzehn Jahre zählte. Sein Geſicht war nicht ausgezeichnet, nur das Auge groß und klug. Der alte Benda hatte ihn ſchon oft bemerkt und war zuweilen ſogar ärgerlich geworden über das Herüberſtarren, das er anfänglich für nichts weiter als für den Ausdruck müßiger Neugier hielt. Seitdem er aber wahrgenommen, daß der junge Maurer eben nur lauſchend feierte, wenn im Benda'ſchen Hauſe Muſik gemacht wurde, und wiederum ſehr rüſtig und fleißig arbeitete, wenn es da nicht ſang und klang, ſo fing der Capellmeiſter an, ſich für den Geſellen zu intereſſiren. Er behielt ihn fortwährend im Auge und freute ſich, daß der junge Menſch ſo entzückt ausſah und horchte, wenn Reichardt auf ſeiner Geige beim künftigen Schwiegerpapa ſich übte und Fugen ſpielte, deren kunſtvollen Wendungen wohl ein Muſiker, aber ſchwerlich ein Anderer mit Aufmerkſamkeit und Freude zu folgen vermochte.

Das lebhafteſte Intereſſe zeigte aber doch der Maurer am Geſange Julianen's: die menſchliche Stimme ſchien für ihn den größten Reiz zu haben. Sang das Mädchen, und waren es nur Solfeggio's, ſo war er nicht im Stande die Hände zu regen, bis der letzte Ton verhallte, er ſtand unbekümmert um die Scheltworte und

Spöttereien ſeiner Gefährten in der Stellung, die wir vorhin beſchrieben.

Die Sängerin hatte eben bei der köſtlichen Stelle:

„Steig auf der Geſchöpfe Leiter
Wie ein Seraph — ſteige weiter!“

eine wahrhaft ſeraphiſche Reinheit des Tones, eine ſo warme edle Schönheit des Vortrags entwickelt und mit einem ſo vollendeten Kirchentriller geſchloſſen, daß ſelbſt Papa Benda aufſprang und „Bravo“ rief. In demſelben Augenblick aber ſtieß auch eine kräftige Fauſt von außen das angelehnte Fenſter auf, ein beſtäubtes erhitztes junges Geſicht wurde ſichtbar und eine derbe Hand, beſpritzt von Kalkſtaub und Mörtel, ſtreckte ſich aus. „„Ach Mamſell! Das war doch zu brav!““ rief eine Stimme, in deren rauhen unſichern Klang ſich eine heftige Rührung verſteckte. „„Ich mußte Euch das ſagen und die Hand dazu geben, ſonſt hätte es mir wahrhaftig das Herz abgedrückt!““

Juliane Benda konnte ſolcher ehrlichen Lobrede und den guten bittenden Augen nicht widerſtehen; lachend lief ſie ans Fenſter und reichte ihre hübſche Hand recht herzlich hin. Reichardt machte ein etwas verwundertes Geſicht zu dieſer kleinen Scene; Benda aber drängte ſeine Tochter weg, nahm den eben erſchienenen Kopf zwiſchen ſeine beiden großen magern Hände und rief: „Junger

Menſch, das Auge eines alten Muſikers täuſcht ſich nicht ſo leicht: ich ſage Euch, Ihr habt nicht die rechte Zunft erwählt, Ihr gehört von Gottes- und Rechtswegen zu unſerm Handwerk!“

„„Glaub's ſelbſt zuweilen!““ war die Antwort.

„Nun ſo kommt herüber zu uns, werft die Kelle und das Schurzfell weg!“

„„Das läßt ſich nicht mehr thun; der Vater leidet's auch nicht!““

„Wie heißt Ihr denn?“

„„Carl Friedrich Zelter.““

Ganz weggeworfen hat er freilich die Kelle nie, unſer Carl Friedrich Zelter; überhaupt blieb immer etwas vom Maurer in ihm und an ihm, wer wollte es leugnen? Daß er aber zur großen Zunft der Muſiker übertrat und da auch gar bald Meiſter wurde, wiſſen Alle, die ſich nur ein wenig um dieſe liebe, herrliche Kunſt gekümmert. Der würdige Faſch, der bekannte Stifter der Berliner Singacademie, wurde ſein Lehrer, Goethe's Gedichte begeiſterten ihn zu Compoſitionsverſuchen. — Später, als er ſchon Dirigent der Singacademie geworden, ſchrieb er auch mehrſtimmige Choräle, Motetten und Pſalmen; aber den Preis unter allen ſeinen Schöpfungen errang doch jene Gattung echt heitrer

Lieder, die leider heut zu Tag faſt ganz ausgeſtorben zu ſein ſcheint. Wo fände man wohl unter den neuen Compoſitionen im komiſchen Genre Lieder, die ſich z. B. dem Zelter'ſchen

„Invocavit, wir rufen laut"

oder dem

„St. Paulus war ein Medicus"

an die Seite ſtellen ließen? Hinter der Maske einer gewiſſen gelehrten Gravität lacht uns hier das beſte fröhlichſte Herz entgegen, und zwar ganz unwiderſtehlich; die heiterſte Wirkung iſt unfehlbar. Zelter's ernſte Compoſitionen ſcheinen mehr Produkte eifrigen Studiums als Ausflüſſe ſeines friſchen eigentlichen Weſens zu ſein. Das warme gute frohe Herz Zelter's war das beſonders Feſſelnde an ihm; wo nun dieſes Herz durchſchimmerte oder mitſang, war immer der Eindruck ein gewaltiger, da wurde Jeder mit fortgezogen von ihm, er mochte wollen oder nicht. — Hat doch ſelbſt Altvater Goethe dieſer Natur nicht widerſtanden!

Papa Benda war in der Folge nicht wenig ſtolz auf ſeinen Scharfblick; er erlebte noch den Beginn der Zelter'ſchen Berühmtheit. Die ſchöne Juliane aber, deren Stimme dem berühmten Singmeiſter unvergeßlich blieb, ſo lange er lebte, ſah nur die erſten Strahlen dieſes neuen Sterns; ſie ſank, eine herrlich entfaltete Roſe,

mitten in der Blüthezeit ins Grab. — Reichardt ſelbſt ſchloß ſich nie recht an Zelter an.

Wohl ſelten hat ein deutſcher Muſiker im Leben wie im Tode ſo viel Ehre und Ruhm genoſſen wie unſer Zelter; ſein Name iſt auch einer von denen, die mit goldnen Lettern in der Geſchichte der Muſik verzeichnet werden. Das ſchönſte Denkmal aber, das ihm als Menſch und Künſtler werden konnte, findet man in einem einfachen Buche, deſſen Titel lautet:

„Goethe's Briefwechſel mit Karl Friedrich Zelter."

Violetta.

„Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand,
Gebückt in ſich und unbekannt,
Es war ein herzigs Veilchen."

Einige Stunden von Wien liegt ein kleines Dorf, deſſen Namen ich vergeſſen habe; ich glaube aber, das thut nichts, denn es gibt nur ein ſolch reizendes Dörfchen auf der ganzen Welt. Eine Kapelle ſteht auf der Anhöhe, wilde Roſen und Epheu ranken ſich an den grauen Mauern empor und zu den Fenſtern des Kirchleins blicken demüthig, wie fromme Beter, die weißen, netten, niede-

ren Häuser aus dem dichtesten Buschwerke hervor. Das ganze Friedensplätzchen umschließen alte, hohe Linden- und Kastanienbäume.

Die Cantorwohnung im Dorfe war aber die lieblichste von allen: sie lag abseits von den anderen Häusern und gleichsam in Blumen eingehüllt. Pflegte doch der alte Cantor diese Blumen als seines Lebens höchste Freude; und mitten unter all' diesen Rosen, Veilchen, Lilien und Tulpen war die schönste Blume aufgewachsen: sein Töchterlein Violetta. Seine treue Lebensgefährtin begrub er, als sein Kind das sechste Jahr erreicht hatte; das war wohl der größte Schmerz seines Lebens gewesen, welches sonst so still und friedlich dahingeflossen wie ein Bächlein. Er hatte aber auch immer eine wunderbare mächtige Trösterin zur Seite gehabt, welche ihn mit sanfter Hand über jedes Ungemach, jede Trübsal hinweghob, welche ihn zärtlich in ihre Arme nahm, als sein treues Weib die Augen geschlossen: die Trösterin hieß „Musika" und war eigentlich die mit glühender Inbrunst geliebte, alleinige Gebieterin seines Herzens.

Einen anderen kostbaren Schatz hegte er in der Ecke seiner Wohnstube, ein altes Spinett; und hier war es, wo der Cantor mit den Geistern des großen Bach und Händel verkehrte, mit den alten italienischen Meistern

Zwiesprache hielt, und selig sich vertiefte in die Zauberreiche, welche sie vor ihm aufschlossen.

Violetta fand zwar, daß diese Gespräche nicht immer entzückend schön klangen: das Spinett rauschte und summte oft gar wunderlich dazwischen und die Finger des Vaters wollten auch zuweilen nicht recht hurtig von der Stelle; sie hütete sich aber wohl, das zu sagen und saß ganz still und freundlich mit ihrer Arbeit dabei. Wenn der Spielende dann endlich im höchsten Stadium der Begeisterung inne hielt und sie anschaute, wortlos, aber mit einem verklärten Blicke, so nickte sie ihm lächelnd zu, küßte ihn auch wohl sanft auf die Stirn. Da mußte ihr der Vater erzählen, was er von den alten Meistern wußte, und sie wollte es gar nicht glauben, daß der große Herrscher im Reiche der Töne, Sebastian Bach, eine häßliche lange Perrücke getragen, und Meister Händel so stark geschnupft habe. Sie dachte sich solche stolze Erscheinungen im Zauberreiche der Tonwelt ganz anders, hatte sich gar anmuthige helle Bilder gemalt, die der Vater dann so grausam zerstörte. Fast täglich wiederholte aber der alte Cantor dieselben Geschichten und Violetta hörte mit derselben stillen Aufmerksamkeit, Andacht möchte man fast sagen, zu, als das erste Mal, und kein Zug ihres lieblichen Gesichts zeigte eine Spur von Ermüdung. Sie hatte aber auch einen berühmten Ton-

meiſter geſehen, die glückliche Violetta, und das vergaß ſie keinen Augenblick: die Leute nannten ihn den „Vater Haydn“. Violetta's Vater nannte ihn immer „ſeinen König“, und in der tiefſten Tiefe ſeines Herzens glühte eine Anbetung und Liebe, von deren Gewalt die Seele ſeines Kindes keine Ahnung hatte.

Als kleines Mädchen hatte ſie der Vater einſtmals mitgenommen nach der großen Kaiſerſtadt; dort hatte ſie in einer mächtigen Kirche eine prachtvolle Muſik aufführen hören, die man die „Jahreszeiten“ nannte. Die Kinderſeele wurde faſt erdrückt von den gewaltigen Tonmaſſen, die zum erſten Male auf ſie einſtrömten, und doch war Violetta ſo ſelig, ſo wunderbar ergriffen. Sie träumte vom „Frühling“; die „Sommergluth“ hauchte ſie an; dann tönten luſtig die Jagdhörner und mahnten an den „Herbſt“; und als der „Winter“ gezogen kam, da ſchmiegte ſie ſich immer enger an den Vater. Der aber wußte kaum, daß ſein Kind auf der Welt war; er ſaß neben Violetta und lauſchte halb athemlos, und ſein Geſicht mit den großen dunklen Augen war wie in Seligkeit getaucht; er lachte und weinte abwechſelnd. Als Alles vorüber, nahm er ſein Kind an die Hand und drängte ſich haſtig, ohne eine Silbe zu ſprechen, aus der Kirche. Draußen ſtanden viele Leute, alte und junge, Männer und Frauen, und in ihrer Mitte ein ältlicher,

ſchmächtiger Mann mit einem Angeſicht wie der Friede, und einem Paar Augen wie der Himmel. „Vater Haydn!“ tönte es rings umher. Violetta blickte auf ihn mit ſcheuer Ehrfurcht und überſtrömenden Augen; Vater Haydn aber hatte für Jeden ein freundliches Wort oder einen Händedruck und lieben Blick; Lächeln, ſanfte Heiterkeit und Scherz ſchwebten beſtändig auf ſeinen Lippen und in ſeinem hellen Angeſicht. Da drängte ſich auch Violetta's Vater in ſeiner ſchlichten ſchwarzen Kleidung durch den dichten Kreis und hatte die Hand Haydn's gefaßt, ehe dieſer ſich deſſen verſah, und rief mit halb erſtickter Stimme: „Dank, Vater Haydn!“ Der Meiſter aber hatte ihm die Hand gedrückt, ihm zugenickt und gelächelt. Das Alles hatte Violetta wohl geſehen; dennoch mußte ſie die Erzählung dieſer Begebenheit faſt tagtäglich hören; war es doch der Lichtpunkt im Leben ihres Vaters. „Wenn ich meinen König noch einmal ſähe“, pflegte er zuweilen zu ſagen, „ſo müßte ich an der Freude ſterben; das glaube mir, Herzenskind! Es war mir ja, als ich dieſe ſchaffende geſegnete Hand in der meinen hielt, als ob mir das Herz zerſpringen müßte.“

Eines Tages, als die Linden blühten und die Roſen, und das Dörfchen das ſchönſte Kleid angezogen hatte, geſchah es, daß Violetta im Garten ſaß und träumte, wie ſie wohl zuweilen zu thun pflegte. Der Vater ſaß

leſend in der Laube. Da trällerte es plötzlich luſtig vom Gartenzaun her und über die dichte Hecke, gerade neben der ſchmucken Violetta, ſchaute ein friſches fröhliches Geſicht herein, das einem jungen ſchlanken Manne angehörte. Er ſchien ermüdet und trug eine kleine Mappe und einen tüchtigen Stock in der Hand; ſein Haupt bedeckte ein kleines ſchwarzes Hütchen, dicke dunkelblonde Haare hingen ihm ziemlich wüſt um den Kopf und auf ſeiner Schulter ſaß ein zahmer Staar. „Liebes, reizendes Mädchen, laß mich hinein!“ bat der Fremdling, und ſeine blauen Augen baten noch mehr als ſeine Worte. Ohne jedoch eine andere Antwort abzuwarten, als Violetta's Lächeln, ſprang er mit einem gewaltigen Satz über die Hecke. Der alte Cantor kam eilig herbei: Violetta lachte daß ihr die hellen Thränen über die Wangen liefen, der junge Mann aber hatte bei dieſem Salto mortale ſeine Mappe verloren; Notenblätter und Bleiſtifte flogen umher; der Staar ſchrie: „Unglück über Unglück!“ und ſchwatzte eine Menge italieniſcher Worte bunt durcheinander.

Der kühne Springer reichte dem Cantor die Hand und ſagte: „Lieber Papa, Ihr ſeht hier einen jungen Muſikſtudenten aus Wien, der den ganzen Tag herumgelaufen iſt, um bei den lieben Waldvögelein Melodien zu ſtehlen; aber mein Unterhändler hier“ — dabei deutete er auf den Staar, der ihn mit klugen Augen

anblickte — „hat mich ſchmählich betrogen, meinen Brodvorrath aufgepickt, die reizendſten Sänger durch ſein fades Geſchwätz verſcheucht; und da bitt' ich Euch denn herzlich, die unausſtehlichen, ewigen Molltonleitern eines traurigen Magens in ein kräftiges Eß-dur aufzulöſen."

Die luſtige Rede gefiel dem alten Cantor ungemein; er nöthigte den fröhlichen Gaſt in die Laube und Violetta brachte friſches Brot, köſtliche Milch und Butter, auch Kirſchen und duftende Erdbeeren. Der junge Mann ließ ſich dies Alles gefallen und der Staar auch; ſie aßen und tranken um die Wette, Herr und Vogel, und ſchwatzten auch beide um die Wette. Sagte der Fremde ein Scherzwort, ſo wiederholte es der Staar, und dazwiſchen rief er immer: „Holla! Figaro, Achtung! Figaro, Achtung!"

In einer Stunde waren die Bewohner des kleinen weißen Hauſes mit ihrem Gaſte ſo vertraut, als ob ſie ſchon Jahre lang zuſammengelebt, und der alte Cantor fing ſogar ſchon an, etwas von dem Meiſter Bach zu erzählen, wobei er einen ganz aufmerkſamen Zuhörer an dem jungen Muſikſtudenten fand. — Endlich ging dem alten Manne das Herz ſo recht auf in der Nähe dieſes kindlich fröhlichen, einfachen Menſchen, und er plauderte ihm geheimnißvoll, und als ob er ihm den koſtbarſten Schatz entdeckte, die Lieblingshiſtorie von dem Händedruck des Vaters Haydn aus. Lächelnd und ſtill lauſchte der

junge Mann seiner Rede; als der Alte geendet, erzählte er ihm aber dagegen mit feuchten Augen und leise bebender Stimme, daß Vater Haydn ihm sogar einen Kuß gegeben. Das wollte aber der Cantor durchaus nicht glauben, wenngleich der Staar wie besessen schrie: „Die Wahrheit, und wär' sie auch Verbrechen!“ — Bei Mond- und Sternenschein nahmen sie Abschied; da fiel es erst dem treuherzigen Alten ein, nach dem Namen seines Gastes zu fragen.

„Ich heiße Amadeus,“ antwortete dieser, „und werde sehr oft wiederkommen!“

„„Das thut nur!““ lachte der Cantor und schüttelte ihm die Hand, „„dann sollt Ihr auch meine Notensammlung sehen, eine wahre Schatzkammer, sage ich Euch!““ — Violetta schenkte dem hübschen Amadeus noch einen prächtigen Rosenstrauß; er küßte sie dafür so leicht, wie ein Schmetterling eine reizende Blume küßt; der Staar aber rief: so lebet wohl, wir wollen gehn; lebt wohl, lebt wohl auf Wiedersehn!“ Und so zogen sie von dannen. Noch lange hörten die Zurückbleibenden das herzige Duett einer fröhlichen Menschen- und Vogelstimme.

Kaum waren vier Tage vergangen, da kam der heitere Musikstudent wieder über die Hecke gesprungen, diesmal aber nicht müde und erschöpft, sondern keck und frisch. Violetta jubelte, als sie ihn sah; er fiel ihr ohne alle Umstände um den Hals und küßte sie auf den schö-

nen Mund; der Staar rief: „Wer ein Liebchen hat gefunden!“ Wie freute ſich der alte Cantor, als er den jungen Mann wiederſah! Er zog ihn geheimnißvoll in ſein kleines Stübchen, öffnete einen alten Schrank, und Amadeus betrachtete mit Staunen einen Schatz der koſtbarſten Werke des Sebaſtian Bach, Händel, Paleſtrina, Pergoleſe und anderer mehr. Vom Vater Haydn lagen einige Meſſen da; jedes Werk war ſauber gebunden und mit Goldſchrift prangte auf dem Rücken der Name und das Geburtsjahr des Componiſten. Amadeus durchblätterte mit einem recht ſeligen Geſichte die dicken Bände, wußte auch in Allem gar wohl Beſcheid, zur größten Verwunderung des Cantors, ſprach über Alles ſo wunderbar verſtändig und klar, und dabei leuchtete eine helle Begeiſterung auf ſeinem lieben Geſicht. Der Alte nahm ſein Käpplein ab, legte ſeine Hände auf die Schultern des jungen Mannes, ſah ihn mit einem tiefen Blicke an und ſagte: „Ihr ſeid eine gar liebe ſchöne Seele und werdet ſicher ſelbſt ein großer Meiſter werden, wenn Euch Gott behütet!“ und dabei ſchloß er ihn in die Arme und küßte ihn auf beide Wangen; der Staar aber rief: „Es lebe Saraſtro!“ — Dann ſpielte Amadeus, und das alte Spinett erbebte unter ſeinen kraftvollen Händen; wunderſchöne Melodien wiegten die Seelen Violetta's und ihres Vaters in ſüße Träume. — Als es Abend ge-

worden, gingen sie in den Garten und der junge Mann lief mit Violetta um die Wette; sie warfen sich mit Blumen und Rosenblättern und tändelten, wie zwei Kinder, mit dem klugen Staar. Amadeus erzählte Violetta, wie lieb er das Vögelein habe und daß er sich nie von ihm trennen würde. Seine selige Mutter hatte es aufgezogen, ihm geschenkt, und nun war es Tag und Nacht sein Gefährte, setzte sich des Abends auf das Kopfkissen seines Herrn, zog das Köpfchen unter die Flügel und schlief bis zum nächsten Morgen.

Der Sommer verging, aber keine Woche, in welcher Amadeus nicht einmal herauskam, um mit Violetta zu singen — denn sie sang mit lieblicher, kunstloser Stimme allerlei alte Weisen — und mit dem alten Cantor über Sebastian Bach zu schwatzen und von Vater Haydn zu erzählen. Einst fragte ihn Violetta's Vater: „„Sagt mir doch, was haltet Ihr von dem Mozart, der jetzt anfängt, so großes Aufsehen zu machen in der Welt durch seine Werke? ich möchte doch gern etwas von ihm hören.““

„„Je nun,““ entgegnete der junge Mann, „„ich kenne ihn sehr genau, so gut als mich selbst, und kann Euch wohl über ihn die beste Auskunft geben: Mozart ist ein sehr lustiger, sorgloser Gesell, der ungefähr so aussieht wie ich, nur etwas ernster, wenn er den Dirigentenstab in den Händen hält oder die Feder. Glücklich ist er, wie

ein Kind, und das Beſte will er auch; ſeine Seele ſchwimmt in einem Meere von ſüßen Tönen, die ihn entzücken; die Welt lacht ihn an, und ſein Herz iſt das leichtſinnigſte und froheſte auf der ganzen Erde. Den Wein liebt er auch: über Alles aber ein herziges Mädchengeſicht; und nebenbei Blumen und Schmetterlinge. Lieben würdet Ihr ihn, das kann ich Euch verſichern, denn er hat eigentlich gar keinen Feind; aber eine Frau hat er, die er unbeſchreiblich liebt, und die es auch verdient, denn ſie hat wenig Fehler; nur eiferſüchtig iſt ſie, und das plagt den tollen Mozart ein wenig."

Der Cantor ſchüttelte lächelnd den Kopf; Amadeus aber nahm eilig Abſchied, obgleich er kaum ein Stündchen da war und die Sonne noch hoch am Himmel ſtand. „„Es wird dieſen Abend eine Oper aufgeführt von Mozart,"" ſagte er, „„Don Juan, und da möchte ich doch wiſſen, wie ſie den Leuten gefallen wird; ich bin etwas unruhiger Natur, und heute beſonders ſo aufgeregt, wie der Mozart ſelber nicht aufgeregter ſein kann; morgen erzähle ich Euch davon."" Der Staar hatte kaum Zeit zu rufen: „Schnelle Füße, raſcher Muth!" denn ſein Herr vergaß ſogar, Violetta zu küſſen; ihren Blumenſtrauß ließ er auch liegen. Das Mädchen aber hing den ganzen Tag über das Köpfchen; ob über den vergeſſenen Kuß oder den welken Strauß, das kann ich nicht genau ſagen.

Der folgende Tag verfloß, kein Amadeus ließ sich blicken; die Sonne sank immer tiefer und tiefer, und die gelben Blätter fielen von den Bäumen. Der alte Cantor saß vergraben in seinen Notenschatz auf seinem Lehnstuhl; Violetta trällerte, doch sehr leise; es war ihr nicht recht froh ums Herz. Da klopfte es plötzlich ans Fenster: eine helle wohlbekannte Stimme bat um Einlaß; Violetta sprang hastig auf: gewöhnt an seine Tollheiten, öffnete sie das Fenster und der Wiener Musikstudent sprang ins Zimmer. „„Lieber Papa,““ sagte er mit einem Gesichte, wie ein Frühlingsmorgen, „„der Mozart hat seine Sache recht gut gemacht! der Don Juan ist doch ganz leidlich; übrigens läßt er Euch grüßen und hat etwas mitgeschickt, was ich Euch sogleich hereinbringen werde. Aber hier, nehmt zuerst ein kleines Andenken von mir!““ — und dabei legte er ein sauberes Heftchen in die Hände seines alten Freundes. Es war ein Ave verum. Violetta erhielt ein zierliches Blättchen mit der Aufschrift: „An mein Veilchen.“ Es war ein Liedchen, dessen Anfangsworte lauteten:

„Ein Veilchen auf der Wiese stand.“

Das Mädchen jubelte; der alte Mann aber durchwanderte still mit seinen ernsten Augen alle Blätter; dann stand er auf, ging schweigend an seinen Notenschrank und legte das Heft behutsam zwischen Bach und

Händel mitten hinein. Des jungen Mannes heiteres Gesicht zuckte in stiller Rührung; der Cantor reichte ihm beide Hände und sagte: „Ihr wißt am besten, was dieser Platz zu bedeuten hat!“ Da füllten sich Amadeus' blaue Augen mit Thränen; er ergriff mit leidenschaftlicher Heftigkeit die Hand des alten Mannes und rief: „„Väterchen, ich bin ja selbst der Mozart! der tolle, fröhliche Mozart, dem ihr durch diese einfache Ehrenbezeigung größere, tiefere Herzensfreude gemacht habt, als alle lauten Beifallsbezeigungen der ganzen Welt es je vermocht. Ich danke Euch, aber ich habe auch noch eine Freude für Euch!““ Wie ein Kind stürzte er sich an die Brust des verklärt blickenden Alten, drückte ihn an sich und lief dann zur Thür hinaus. Einen Augenblick darauf zeigte sich sein strahlendes Gesicht wieder; der Staar schrie: „Sarastro lebe!“ und herein trat — Vater Haydn. Ein Freudenblitz aus den Augen des alten Cantors, eine zitternde Bewegung seiner Lippen war die einzige Begrüßung für seinen König und Meister. Sein Körper trug nicht die Erschütterung seiner Seele, und als Haydn mit seinem seelenvollen Lächeln „Gott grüß' Euch“ sagte und die Hand nach ihm ausstreckte, Mozart sich angstvoll über ihn neigte, Violetta aber ahnungsvoll die Knie ihres Vaters umfaßte, winkte ihm Gott und sein Geist schwebte auf in das Reich der ewigen himmlischen Harmonien.

Viele, viele Jahre sind seitdem vergangen; Vater Haydn dirigirt schon längst dort oben die lieben, herrlichen Engelchöre; Mozart schlummert auch den tiefen, langen Schlaf in kühler Erde; diese und viele andere Sterne sind untergegangen für unsere Welt; das Dörfchen aber schaut noch immer so still und lieb aus dem Gebüsch hervor, die alten Linden duften noch wie ehemals, und in der Cantorwohnung lebt ganz einsam ein altes Mütterchen. Es ist die einst so schöne, reizende Violetta. Sie hat sich nie verheirathet und lebt ein Traumleben in ihren Erinnerungen. Wenn Ihr sie aber besuchen wollt, so mögt Ihr sie nur nach dem Meister Mozart fragen: dann beleben sich ihre Augen und über ihre Züge ergießt es sich wie Jugendschimmer. Und sie wird von ihm reden stundenlang; zuletzt aber zeigt sie Euch vielleicht ein kleines, ach, sehr vergilbtes Notenblättchen, worauf mit flüchtiger Hand geschrieben steht:

„Ein Veilchen auf der Wiese stand."

Der duftige Schleier einer wundermilden Sommernacht breitete sich über die reich geschmückte Erde: der Mond lächelte so süß und zauberisch, wie das verweinte Auge eines seligen, liebenden Mädchens; die Blumen konnten nicht einschlafen vor diesem Blicke, und die Blätter der Bäume flüsterten mit einander. Vor Allem aber verklärte des Mondes Lächeln eine prächtige Linde, die inmitten eines großen düstern Gartens stand. Viele hohe Bäume von ernster Schönheit waren daneben aufgewachsen; auch Blumenaugen von allen Farben schauten aus dem niedern Buschwerk hervor und in der Mitte des Gartens, unfern der Linde, prangte ein herrlicher, sammetweicher Rasenplatz. Durch das Grün der Gesträuche

aber ſchimmerten die weißen Mauern eines ſtattlichen Hauſes. Es war Mitternacht. Die Vöglein ſchliefen ſchon, auch die Schmetterlinge; hier und da flatterte noch ein Leuchtkäferchen, das ſich verſpätet bei der holden Roſenkönigin, heim und taumelte, ſelig berauſcht von genoſſener Liebesluſt, allen Blumen ans Herz, die den Schwärmer neckend anriefen.

Da tönte ein leichter, raſcher Schritt durch die ſchweigende Nacht und ein ſchlanker, jugendlicher Mann mit hoher, gedankenvoller Stirn und wunderbar ſtrahlenden Augen näherte ſich der Linde. Die Blüthen des Baumes hauchten ſüßere Düfte bei ſeinem Herannahen, und die Blätter drängten ſich in Haſt dicht an einander, um dem ſuchenden Mondesauge den Anblick des Lieblings nicht zu entziehen. Träumeriſch blickte der Jüngling auf zum ſtillen, blauen Himmelsgewölbe, und in ſeinen Blicken ſchwebten tauſend ernſte Fragen an die Sterne, die zu ihm herniederleuchteten; ſinnend ſchaute er dann in die dunklen Baumſchatten, die ſich ſo ſchaurig, finſter und erbarmungslos über die hellen Blumenbeete lagerten, und er ſeufzte tief. Da ertönte aus weiter Ferne plötzlich ein leiſes Klingen, wie wenn der duftigſte Zephyr eine ſpröde Aeolsharfe küßt, und ein Leuchten entſtieg langſam dem dunkelgrünen Raſen. Silberglänzende Nebel wallten auf, geſtaltlos, und entzückender

Lilien- und Roſenduft erfüllte die Luft. Zahlloſe kleine, libellenartige Geſchöpfe, von denen die Sage geht, daß ihr Hauchleben nur eine einzige Nacht dauere, flatterten auf ihren lichtgrünen Flügeln herbei, und ſchloſſen einen dichten Kreis um den Raſenteppich. Das ſüße Klingen wurde lauter und lauter, ein Strom der berauſchendſten Melodien wallte nieder, wechſelvoll, bald fröhlich ſpielend, ſcherzend, bald klagend, wehmuthsvoll, trauernd, aber immer ſinnverwirrend und lockend. Eine Fülle der ſchönſten Roſenblätter ſank jetzt hernieder und einem jeden dieſer Blättchen entſtieg ein feenhaftes Weſen von unendlicher Lieblichkeit, engelhaft zarter Geſtalt, blitzenden Augen, langen goldenen Haaren und eingehüllt in blendende Schleier. Jede Bewegung dieſer entzückenden Geſchöpfe war die ſüßeſte Muſik, jeder Hauch ein Ton, und wie ſie ſich umſchlangen zum luſtigen Reigen, wollte das Herz des bebenden Menſchenkindes, dem es vergönnt war ſolche Wunder zu ſchauen, vergehen vor Wonne.

Das ſchöne Angeſicht des Lauſchenden verklärte ſich immer mehr und mehr: ein überirdiſcher Glanz entſtrömte den Augen, und ein wahrhaft ſeliges Lächeln umſpielte ſeinen Mund. Ach, ſie erwachten ja alle wieder, die holden Träume ſeiner Kindheit, ſie zogen alle vorüber, nickend und lächelnd, die lieblichen Gebilde

seiner jugendlichen Phantasie; die goldne Märchenwelt, die versunkene, stieg empor in aller ihrer alten Pracht und Herrlichkeit! — Da erklang silberhelles Glockenspiel, und ein leises Rauschen zog seine Blicke aufwärts. Ein Thron, aus dem Kelche einer reinen Lilie gebildet, schwebte hernieder, umflattert von unzähligen Duftgestalten, halb verborgen in den Kelchen reizender, fremder Blumen. Das ganze luftige Schlößlein hing an zwei Mondstrahlen, wie an feinen silbernen Ketten, und schwankte wiegend hin und her. Die Grashalme streckten verlangend die grünen Aermchen aus, den Feensitz sanft zu empfangen; die seltsamen Wächter des Rasens schlugen mit den grünen Flügeln zum Gruße und Willkommen für die Königin, und das klang wie Harfengesäusel. Die Königin aber verließ ihren Thron und berührte mit der Spitze ihres winzigen Füßchens den grünen Teppich. Etwas Liebreizenderes, Entzückenderes, als diese Elfenfürstin — denn so nannte man sie im Geisterreiche — könnt Ihr Euch gar nicht denken: ein Krönlein trug sie von Blumenthränen, und diese strahlen herrlicher, als die kostbarsten Brillanten der Welt; der Schleier der Königin war Licht, ihr Auge ein Himmel und ihr Lächeln Seligkeit. Sie hob die zarte Hand, neigte das Haupt, und nun begann der Tanz. Welch ein zauberisches Schweben und Schwingen, welch ein

ſüßes, zärtliches Umſchlingen, Neigen und Fliegen! Dazwiſchen flatterte die Königin mit ihren glänzenden Schwingen, ſang und lächelte. Alle Blumen nah und fern erſchloſſen ſich, jeder Kelch hauchte Duft und Klang — o, es war ein wunderſeliges Leben!

Das fühlte denn auch das einſame Menſchenkind dort an der Linde, und die Wonne dieſer Zaubernacht ſank mit ſolcher Allgewalt auf das junge Herz, daß es zu erliegen wähnte, und ein tiefer Seufzer, ein leiſes: „Ach!“ erpreßt vom Uebermaaße des Entzückens, ſeinen Lippen entfloh. Da plötzlich iſt es, als ob ein Windſtoß die zarten Geſtalten erfaßt: erſchrocken und verwirrt wirbeln und taumeln ſie auseinander; aber die Königin winkt den Geſpielinnen; ernſt, ja traurig blickend deutet ſie auf die Linde, die der Mond mit tauſend zarten Fäden umſponnen hält. Die Elfen hüllen ſich in ihre Schleier und ſchwärmen dem erbebenden Jünglinge näher, deſſen rechter Arm ſich um den Baum geſchlungen, als vermöchte dieſer ernſte Freund, der ja ſchon die geliebten Eltern und Großeltern beſchirmt, auch ihn zu beſchützen vor der mächtigen Zaubergewalt. Die Königin ſchwebt herbei: „Du biſt dem Tode geweiht,“ ſo ſingt ſie, „Du geliebtes, reich geſegnetes Erdenkind, unerbittlich, unabwendbar! Kein Sterblicher darf ungeſtraft in das Geiſterleben ſchauen! — Du mußt nun ſterben! Dein

Strahlenleben wird verlöschen, plötzlich, wunderbar, sanft, wie ein Stern verlischt, um strahlender wieder aufzusteigen. Du bist auserwählt vor Tausenden und aber Tausenden Deines Geschlechts: die hehre Göttin Musika, vor deren Hoheit sich alle Geister des Himmels und der Erde beugen, hat Dich mit ihrem Kusse geweiht. Der Stern des Glückes leuchtete über Deiner Wiege; Felix nannten sie Dich: in diesem Namen liegt das Bild Deines ganzen Daseins! Du wirst glücklich sein, strahlend glücklich, geliebt, bewundert, angebetet und endlich, o dreimal gesegnetes Erdenkind! wirst Du dahingehen inmitten Deines Ruhmes, Deines Glanzes, Deiner Kraft, — und ein geliebtes, reines Wesen wird Dir vorangehen, um Dir in der letzten Stunde küssend die fliehende Seele von den Lippen zu nehmen. O, segne Dein Geschick, geliebter Sterblicher!"

Die klingenden Worte verhallten, die Königin senkte wiederum das Haupt, aber so tief, daß eine Blumenthräne aus ihrem Krönlein auf die bleiche Stirn des Träumers fiel, schaute ihm dann ins Angesicht mit ihrem süßesten Lächeln und flüsterte scheidend: „Gute Nacht!" Die Elfen huschten an ihm vorüber: alle warfen spielend ein Angedenken an das Herz des Halbbewußtlosen, die eine eine kleine Nadel aus Mondstrahl, die andere eine kleine wunderbare Moosblüthe, oder eine Maiglocke, oder

einen Schleier aus Abendröthe gewebt, und dabei hauchten sie singend: „Gute Nacht, Gute Nacht!“ — Thron, Königin, Tänzerinnen, Duft, Licht und Klang, Alles war dahin; der Jüngling sank besinnungslos zusammen.

Als er seine Augen wieder aufschlug, war es die Sonne, die ihn weckte: sie küßte seine hohe Stirn und wunderte sich im Stillen über die bleichen Wangen ihres Günstlings; die Vögel sangen, die Blumen badeten sich im Thau und schauten verschämt und erschrocken nach ihm hin; die Blätter der uralten Bäume aber hatten sich allerlei Geheimnisse mitzutheilen; die leichtfertigen Schmetterlinge stürzten auf die Lieblingsblüthen zu, um ihren süßen Lippen unter Scherzen und Kosen die Geheimnisse der vergangenen Nacht zu entlocken; einige alte, schwarze Käfer liefen brummend auf dem Rasen umher, richteten dünne Grashalme empor und hatten viel aufzuräumen. Der alte Gärtner des Hauses aber bemerkte am Morgen kopfschüttelnd einen seltsamen weißlichen Ring, der sich rund um den Rasenplatz zog: es waren die Leichen der kleinen zarten geflügelten Wächter des Elfenreiches.

Felix durchwanderte den Garten mit einem Antlitz, auf welchem die höchste und reinste Begeisterung ihren leuchtenden Thron aufgeschlagen: er eilte flüchtigen Schrittes in sein stilles Gemach und verbarg sich vor den Augen aller seiner Lieben; als er aber endlich wieder ein-

trat in den Kreis der Seinen, legte er mit einem bedeutsamen Lächeln ein Notenheft in die Hände seiner geliebten ältesten Schwester, seiner Kunstgenossin und Freundin. „Fanny," sagte er, „diese Blätter wollen Dir einen Sommernachtstraum Deines Felix erzählen; höre ihnen ein Weilchen geduldig zu!" —

Das Wort der Elfenkönigin ging in Erfüllung: der strahlende, verehrte, geliebte Meister, der den wundersüßen Sommernachtstraum von Zaubertönen träumte, er hat unsere arme Erde verlassen! In dem Lorbeerkranze, welcher die jugendliche Stirn umschlang, verwelkte noch kein Blatt; er schloß die belebenden Augen im vollsten Bewußtsein seiner Kraft, im ungetrübtesten Glanze seines Ruhmes. Und wir? Ach wir knien an dem Sarge des Unvergeßlichen, schauen mit heißen Thränen und unversiegbarem Leide in sein stilles Angesicht und berühren zum letzten Male mit scheuer Ehrfurcht die ruhende Hand, die im Leben keine Ruhe kannte, die so viel Großes und Herrliches geschaffen und hervorgerufen. Wie bald entfloh der Verklärte unsern wirren Erdenklängen! Es zog ihn mächtig hinauf in die lichte Heimath aller Harmonie. Dort sind alle seine Träume Wahrheit, selige Wahrheit geworden: das Sehnen seiner hohen Seele ist gestillt!

Auch wir sind erwacht; aber wir sind erwacht zur trostlosesten Wahrheit. Wie es so winterlich worden über

Nacht und ſo einſam und traurig auf der Erde! Verlaſſen ſteht der Thron, verſtummt iſt die Harfe, weinend und tief gebeugt klagt die hehre Göttin Muſika, und tauſend und aber tauſend Menſchenaugen blicken fragend auf zum ernſten, hohen Himmel; — ach, er hat keine Antwort auf das bange, bittere „Warum!“

Eine Prophezeiung.

In dem lieben Sachſenlande liegt das hübſche Jonsdorf mitten in der Oberlauſitz. Jetzt ſchaut es freilich mit ſeinen weißen Häuſern und rothen Dächern wie eine Bauerndirne im Sonntagsputz über die üppigen Wieſen und großen Bleichen her; vor etwa 80 Jahren aber, und das iſt die Zeit, in der unſere kleine Geſchichte ſpielt, ſaß es

noch wie ein Bettelkind am Wege. Nur wenige ärmliche Häuschen ſtanden verloren hingeſtreut, eine kleine Kirche ſtand dabei wie zur Wache, und rings herum war dichter dunkler Tannenwald. Die ganze Landſchaft hatte etwas Trauriges, Gedrücktes. Nur auf einem einzigen Fleckchen ſah es hell und freundlich aus, und dieſer Fleck war eine grüne Wieſe unfern des Dorfes. Sie gehörte dem fleißigſten und klügſten Manne der Gegend, diente als Garnbleiche und war derzeit der alleinige Bleichplatz weit und breit.

An einem Mainachmittage nun zeigte ſich aber dort ein anmuthiges Genrebild: junge Bleicherinnen breiteten im hellen Sonnenſchein unter Lachen und Scherzen ihr ſelbſtgeſponnenes Garn auf dem Raſen aus. Eine jede hatte ihren grünen Schöpfer am Arme und einen groben runden Hut auf dem Kopfe; es waren lauter kräftige Frauengeſtalten in kurzen dunklen Wollröcken, ſchwarzen Miedern mit ſauber umgeſchlagenen Hemdärmeln und bunten, knapp über die Bruſt geſteckten Tüchern. Die hübſcheſte unter ihnen war wohl ohne Frage die Tochter des Wieſenbeſitzers: Maria Häniſch, eine ſo liebliche Mädchenblume als jemals in Sachſen (wo ja bekanntlich die hübſchen Mädchen wie Unkraut zu wachſen pflegen) aufgeblüht. Um der langen blonden Haare willen, die dem ſechzehnjährigen Kinde faſt bis an die Knie

reichten, hatte man ihr den Namen „Goldmarie“ gegeben. Herzensgute blaue Augen, rothe Wangen, eine kecke Stumpfnase, ein kleiner lachender Mund, schlanker Wuchs mit anmuthig gerundeten Formen, dies möchte wohl das getreue äußere Conterfei einer Dorfrose sein, die damals in allen Herzen herrschte und manchem Burschen den Kopf verdrehte. Nun war aber dieser allgemeine Liebling nicht etwa ein ganz besonderer Ausbund von Verstand und übermenschlichen Eigenschaften, sie war eben nur gut, unbeschreiblich gut, konnte keinem Thiere etwas zu Leide thun, geschweige einem Menschen, theilte aus, was sie hatte, verschenkte den Bissen vom Munde, war eine treue fleißige Tochter, die Stütze des Vaters, seit die Mutter gestorben, ein frommes harmloses Mädchen. Wer sie aber jetzt sah, wie sie mit ihren Gefährtinnen herumsprang, sie neckte, mit Wasser bespritzte, und hörte, wie jubelnd und hell sie ihre muntern Liedchen zu singen wußte, der mußte sich mit ihr freuen und leise dazu sagen: „behüt' dich Gott, liebe Seele!“

Die Arbeit war gethan; die Bleicherinnen dachten an die Heimkehr, pflückten noch Frühlingssträuße und setzten sich dann nieder, um den Rest des Vesperbrodes zu verzehren. Die ersten leisen Schatten des Abends streiften diese lebensvolle Gruppe. Da schwankte aus dem Tannenwalde ein altes häßliches Weib heran. Die fremd-

artige Tracht, der schmutzige gelbe Turban, das schwarze südlich glühende Auge verriethen das Kind jenes seltsamen ruhelosen Stammes aus Böhmens Wäldern, die Zigeunerin. Die Bleicherinnen hörten auf zu scherzen, sahen einander ängstlich an und rückten näher zusammen.

„Laßt mich trinken aus eurem Kruge," sagte die Alte mit bittender Miene aber stolzem Ton, „ich bin weit gewandert, muß auch noch weit gehen — und mich dürstet so sehr!" Und dabei wies sie mit dem dürren Finger auf einen halbgeleerten Milchkrug, der so eben von einem frischen Munde zu dem andern gewandert war. Die Mädchen aber murmelten erschreckt: „nein wir trinken nicht mit Euch, das bringt uns Unglück!" und Eine von ihnen drückte den Krug fest an sich und deckte ihre Schürze darüber. Die Goldmarie allein hatte nichts gesagt, sie stand jetzt auf, entrang der Gefährtin den Krug mit einem Blick voll Unwillen, wandte sich dann zur Zigeunerin und sagte: „da trinkt, arme Frau, und Gott gesegne es Euch!"

Da lächelte die Alte seltsam, that einen langen Zug, gab den Krug zurück und flüsterte: „Sollst zum Dank deinen Zukunftsspruch hören, mitleidig Kind, gieb deine Hand!" Und die erröthende Goldmarie hielt ihre kräftige Hand hin, die Zigeunerin schaute prüfend hinein, verfolgte aufmerksam die Linien, wiegte bedeutsam

das graue Haupt und murmelte endlich in singendem Tone folgende Worte:

„Hast noch keinen Liebsten heut und wirst doch freien in kurzer Zeit; lustig Schneiderblut wird Dein Mann, das aber nicht nähen noch flicken kann. Der erste Bub wird General und führt doch nie Waffen von Eisen und Stahl; er herrscht und befiehlt durch Wink und Blick, bringt seinem Hause Ruhm und Glück. Der zweite Bub auch — —"

„„Himmelkreuzschockmilliondonnerwetterrr"" — — prasselte hier ein endloser Fluch hinter dem Rücken der Weissagerin her; Goldmarie prallte schreiend zurück; ihr Vater stand vor ihr, eine gedrungene breitschultrige Gestalt in Kniehosen und kurzer Jacke mit braunrothem, gutmüthigem Gesicht, die Pfeife im Munde; dickes graues Haar hing ihm unter dem breitkrämpigen Hute bis auf die Schultern. „„Wollt ihr wohl schweigen, altes Weib!"" schalt er, „„und der jungen Dirne da nicht so viel tolles Zeug in den Kopf setzen! Als ob ich sie einem Schneider an den Hals werfen würde, der nicht einmal sein Handwerk versteht! Und der erste Junge soll Soldat werden? — Nichts da — ein Bleicher soll sie haben und kein Anderer, und der Junge soll auch ein Bleicher werden und damit basta, und wir wollen doch sehen, wer Recht behält, eine hergelaufene Hexe oder ich, Johann

Gottlob Häniſch aus Jonsdorf. — Und nun Marſch nach Hauſe, ihr Mädchen! —“

Das junge Volk ſteckte die Köpfe zuſammen und brach haſtig auf; Goldmarie ſah ſich verſtohlen nach der Zigeunerin um — ſie war ſpurlos verſchwunden. Der Vater aber brummte noch auf dem ganzen Heimwege, ja bis zum Schlafengehen.

Man ſchrieb die Jahreszahl 1794; zehn Jahre waren vergangen ſeit jenem Maitage und den prophetiſchen Worten der Zigeunerin. Wo war die hübſche Marie? — Wir finden ſie in einem kleinen Dorfe bei Zittau wieder, in Alt-Gersdorf als das Weib des dortigen Cantors und Schullehrers Johann Gottlob Schneider. Das war nun ein gar geſchickter Mann, der ſo ſchön die Orgel zu ſpielen verſtand, daß die Frauen immer weinen mußten in der Kirche, wenn ſie ihn hörten, und die Männer nach dem Gottesdienſte immer auf ihn warteten, um ihm noch ganz beſonders die Hand zu drücken. Viele behaupteten gar, daß ſein Orgelſpiel mehr nütze und beſſere als die Predigt des Herrn Pfarrers, aber das ſagte man ſich freilich nur leiſe ins Ohr. — Den größten Schatz ſeines Lebens hatte ſich nun doch der glückliche Cantor erſpielt: ſein liebes treues Weib, Maria Häniſch aus Jonsdorf. Sie war einſt bei ſeiner Muhme in Zittau

zum Beſuch geweſen, als eines Sonntags der Schullehrer Johann Gottlob Schneider aus Neu-Waltersdorf*), einem Nachbardorfe ihrer Heimath, für den plötzlich und ſchwer erkrankten Cantor der Stadt die Orgel ſpielte. Als nun der Gottesdienſt zu Ende und die Leute hinausgegangen waren, da ſetzte ſich der Schullehrer noch einmal auf die Orgelbank und ſchickte ein recht herzinniges Tongebet hinauf zum lieben Gott für den kranken Freund. Ach und ſolch eine Bitte in Tönen hat noch glänzendere Flügel als jedes andere Gebet und flattert gerade in den Himmel hinein! — Aber der Herr dort oben und die Engel hörten diesmal die rührende Bitte nicht allein; ein roſiges Mägdlein war noch in ſeinem Kirchſtuhl verblieben und betete mit, flog mit in den Himmel und gab ſein ſchuldloſes Herz auf ewig dem zu eigen, der es ſo hoch getragen. — Dann folgte eine Zeit der Thränen und des ſtillen Herzeleids, denn heimliche Liebe bringt allezeit große Pein; aber die mitleidige Muhme wußte Rath und brachte die Beiden zuſammen, wo denn die Cantorſeele auch gar bald in helle Flammen aufloderte. Nun kam aber neuer Jammer, denn der Vater der ſchönen Maria wollte nichts hören von einem Muſikanten-Schwie-

*) In dieſem Orte wurde auch Friedrich Schneider am 3. Jan. 1786 geboren. Der Vater wurde 1787 nach Gersdorf verſetzt.

gerſohne, der noch obendrein Schneider hieß und ihm die Worte der Zigeunerin in das Gedächtniß brachte; der Umſtand allein, daß der Cantor einige entfernte Geſchäftsverwandtſchaft nachzuweiſen vermochte, beſtimmte den Bleichherrn, die Einwilligung zur Heirath endlich zu geben. Schneider war nämlich ein Zwillichwebergeſelle geweſen, der nur aus unbezwingbarer Liebe zur Muſik den Webſtuhl mit der Orgelbank vertauſcht hatte.

In ſeinen Berufsorten trug man den Cantor auf Händen. Die Kinder, die zu ihm in die Schule gingen, hingen wahrhaft an ſeinen ſanften Augen und folgten ihm mehr als Vater und Mutter, und er liebte ſie faſt ſo ſehr wie ſeine eignen Kinder. Drei Söhne wurden ihm geſchenkt; der älteſte aber, das Abbild des Großvaters, war ſeines Herzens Stolz. Der Großpapa wollte zwar mit Gewalt einen Bleicher aus ihm machen, allein die Eltern mochten daran immer nicht gern glauben; die Mutter ſah heimlich jedem Soldaten nach, der durchs Dorf ſtolzirte, dachte an die Worte der Zigeunerin und freute ſich. Der Vater jedoch hatte ganz andere Gedanken, die er aber Niemandem verrieth. — Maria mußte jeden Sommer mit dem Kinde nach Jonsdorf zum Vater ziehen, und der nahm den kleinen Chriſtian Friedrich mit auf die Bleichen, trug ihn ſogar anfangs auf ſeinen Armen dahin, legte ihn auf den Raſen, ließ ihn von der

Sonne beſcheinen und von luſtigen Dirnen mit Waſſer begießen. Wie freute ſich da der Alte, wenn der derbe Bube dazu lachte, ſtrampelte und kreiſchte. „Der wird mein Erbe,“ pflegte er dann ſchmunzelnd zu ſagen, „alle meine Mühe und Arbeit wird nicht umſonſt ſein.“ Zum Chriſtfeſt brachte er dem Jungen immer nur Spielzeug mit, was auf die Bleicherei Bezug hatte, und er hätte für ſein Leben gern dieſen Erſtgebornen gleich zu ſich genommen, wenn Vater und Mutter ihn hergegeben. Als nachher noch zwei Söhne geboren wurden, hörte zwar der regelmäßige Sommeraufenthalt in Jonsdorf auf, Chriſtian Friedrich mußte aber noch oft zum Großvater herüber kommen, deſſen erklärter Liebling er nun einmal war und blieb.

Der Vater dagegen hatte ſeine heimliche unſägliche Freude an dem muſikaliſchen Talente ſeiner Kinder, die er mit rührender Gewiſſenhaftigkeit und Geduld im Generalbaß und Clavierſpiel unterrichtete, und als ihm ſein Aelteſter — der noch kaum 8 Jahr alt war — am Weihnachtsabend die erſten, zu Papier gebrachten muſikaliſchen Ideen überreichte, da ging der Cantor in ſein Kämmerlein und warf ſich auf die Knie. Mit überquellenden Augen dankte er Gott inbrünſtig für dieſe Herzenserquickung. — Er unterwies nun den raſch faſſenden Knaben allmählich auch in der Kunſt des Orgelſpiels,

machte ihn mit der Einrichtung und der Spielweise der Violine, Clarinette, Oboe, Viola bekannt, ebenso mit dem Fagot, Horn und der Flöte, und ließ ihn seine jüngern Brüder unterrichten. So vorbereitet brachte er den Knaben im zwölften Jahre auf das Gymnasium zu Zittau. Er miethete den Sohn bei einem Schuhmachermeister ein und empfahl ihn dringend dem dortigen Musikdirector und Organisten Meyer, sowie dessen Gehülfen Flaschner. Die Herren wären aber auch ohne Empfehlung gar bald auf ein solch eminentes Musiktalent aufmerksam geworden. Friedrich wurde nach kurzer Zeit Präfect des Sängerchors, übte sich im Dirigiren, gab fleißig Clavierstunden und componirte in seinen Freistunden nach Herzenslust. Bald hatte der bescheidene Dorfknabe Zutritt in den ersten Familien der Stadt; Jeder hörte ihn gerne spielen, Jeder freute sich seines Eifers und Talentes und endlich konnte in keinem Hause mehr Musik gemacht werden ohne ihn. Die lobendsten Berichte drangen in die stille Cantorswohnung zu Alt-Gersdorf und verbreiteten dort hellen Sonnenschein, und wanderten von dort weiter nach Jonsdorf zu dem wackern Bleichherrn, der aber von nichts hören wollte und meinte, der Junge verliere nur seine Zeit mit dergleichen Allotria; er sei zu stark und kräftig für einen Musikanten. Wenn die Ferien aber kamen und der Schüler ins liebe Elternhaus trat und

dem Vater erzählte, was er gelernt und gehört, und der Mutter und den Brüdern neue tröſtliche Melodien vorſpielte, da war Jubel in der Cantorsfamilie; dieſe Tage waren lauter Weihnachtstage. Und dann wanderte der kräftige, lebensfrohe junge Menſch hinüber nach Jonsdorf und ſpielte gewiſſenhaft beim Großvater, während der zweiten Hälfte ſeiner Ferien, Bleicher.

So vergingen Wochen, Monate, Jahre; da kam eines Tages ein Bote heraus nach Alt-Gersdorf und brachte eine feierliche Einladung für die Familie Schneider von dem Muſikvereine der Stadt Zittau zu einem großen Concert am nächſten Sonntag Abend. Und als der Sonntag kam, wanderten ſie Alle, Vater, Mutter, Brüder, Großvater rüſtig und unverdroſſen die zwei Stunden weit nach Zittau. Es war ſchon Abend, als ſie ankamen, und ohne Verzug, ohne Raſt noch Erquickung zog die erwartungsvolle Familie in den Concertſaal und nahm beſcheiden in einem Winkel Platz. Der Vater ſchaute unruhig nach ſeinem Friedrich umher. Eine Ouverture von Cherubini rauſchte jetzt mächtig heran — wer dirigirte wohl? — Der Cantor ſah's mit einem Freudenſchreck: ein junger ſchüchterner Menſch, Friedrich Schneider aus Alt-Gersdorf. Aber er war nicht verzagt am Dirigentenpult, ſicher und feſt waren die Bewegungen ſeiner Hand, ruhig und ernſt der Blick des Auges. Dann kam eine

Meſſe von Lotti; ſie wurde muſterhaft ausgeführt; und endlich ſetzte ſich der junge Dirigent ans Clavier und trug drei ſelbſtcomponirte Sonaten vor. Lauter Zuruf der Bewunderung lohnte den Spieler; der Cantor aber hatte die Hände gefaltet, er konnte den Sohn dort am Orcheſter nicht mehr ſehen, es zitterten und ſchwankten die Lichter des Saales in tauſend Pünktchen zerſplittert vor ſeinen Augen, — aber nicht nur die Augen, ſein ganzes Herz ſchwamm in Freudenthränen. Die Brüder ſahen ſich freudeleuchtend an, da beugte ſich die ſanfte Marie nieder zu ihrem Vater und flüſterte bebend: „Habt Ihr's geſehen, wie er befiehlt, unſer Sohn? Jetzt habe ich erſt die Alte verſtanden. — O! er iſt ein wahrer General, unſer Friedrich, Gott ſegne ihn!“ — Und Johann Gottlieb Häniſch murmelte tiefgerührt: „„nun, ſie mag denn in Gottes Namen Recht behalten!““

Dieſer Tag war der Anfang des Ruhmes unſeres Friedrich Schneider. Die Erſtlinge ſeiner ſchaffenden Muſe, jene drei Sonaten, erſchienen bald darauf in Leipzig als Opus 1 in dem Breitkopf-Härtelſchen Muſikverlag und erfuhren ſelbſt von den ſtrengſten Muſikrichtern einſtimmiges Lob. Im Jahre 1805 bezog Schneider die Univerſität Leipzig, erwarb ſich dort die Liebe und Anerkennung des berühmten Cantors Schicht an der Tho-

masschule und die Freundschaft vieler ausgezeichneten Männer. Die Schicht'sche Singacademie wurde bald seiner alleinigen Leitung anvertraut, auch übertrug man ihm die Gesanglehrerstelle an der Plato'schen Freischule. Im Jahre 1807 wurde Schneider zuerst Organist an der Universitätskirche, zwei Jahre später Dirigent bei der Seconda'schen Operngesellschaft, und endlich Musikdirector des städtischen Theaters. Nun wirkte er nach verschiedenen Seiten hin auf eine wahrhaft segensreiche Weise. Seine Organistenstelle behielt er bei, die Orgelbank war und blieb nun einmal sein liebster Platz, die Kirchenmusik das eigentliche Feld seiner Thätigkeit. Er componirte mehrere Vokal-Messen und Orgelsätze und trat plötzlich, 1819 mit einem Oratorium „das Weltgericht" in die Reihen der größten Kirchencomponisten aller Zeiten. Die erste Aufführung dieses bedeutenden, in vollster Begeisterung geschaffenen Werkes, verschaffte ihm jenen behaglichen Ruheplatz in dem freundlichen Dessau, der nach Gottes Rathschluß auch sein ewiger werden sollte. Unter dem Schutze eines kunstliebenden Fürsten entstanden alle seine späteren Schöpfungen, die Oratorien: die Sündfluth, Pharao, Christus das Kind, Gethsemane und Golgatha, Gideon und Absalon, so wie die schönen Choralmelodien, Psalmen und Messen. Auch in weltlichen Compositionen versuchte sich Friedrich Schneider,

und mit vielem Glück; Sinfonien entstanden, Sonaten, Lieder und Cantaten, auch verschiedene Ouvertüren, in welche er bekannte Melodien, z. B. den Dessauer Marsch, das „God save the Queen“ und „Gaudeamus“ sinnig verwebte. Enthusiastische Anerkennung ward ihm zu Theil, seine Werke wurden überall aufgeführt, meist unter des Componisten eigener Direction: der Name Friedrich Schneider hatte einen guten Klang. — Ja, er war Beherrscher geworden, der geniale Sohn der lieblichen Maria, nicht nur Beherrscher des Contrapunktes und Gebieter der Orchester und Sängerchöre; nein, ein mächtiger weiser König im Reiche der Töne. — Wer hätte ihn nicht gesehen, jenen nun in Gott ruhenden, wackern Meister Friedrich Schneider, wenn er am Dirigentenpulte stand, die Hand mit dem Tactstabe hoch erhoben, das Auge gebietend auf die Musiker gerichtet? Wer erinnert sich nicht jenes eigenthümlich braunroth gefärbten, von langen grauen Haaren umwallten Angesichts? — Diese seltsame Färbung aber war ein unverwischbares Andenken an die Bleichversuche des braven Großpapa's auf „Hänischmühe“ in Jonsdorf.

Weihnachten im Walde.

Giebt es wohl eine lieblichere Sprache hienieden — etwa das ſüße Geflüſter zweier Liebenden ausgenommen, — als das Rauſchen der friſchen Laubblätter eines ſchönen Waldes? Wahrlich, dem luſtigſten keckſten Geſellen wird das Herz weich und er zögert weiter zu ſchreiten, wenn an einem ſeligen Frühlingstage die jungen, lichten Bäume, zitternd vor Wonne, mit einander reden, wenn Alles ringsumher ſäuſelt und liſpelt. Der Wanderer wirft ſich dann ins Gras, daß die duftigen, grünen Wellen über ſeinem Haupte zuſammenſchlagen, die herzigen Blu-

men ſich neigen, ihn auf die Lippen zu küſſen, und er ſchaut lauſchend in den grünen Blätterhimmel hinein, träumend von ſeiner Heimath, von dem Vater- und Mutterherzen und von den Augen der Liebſten. In traulichem Liebesgeſchwätz neigt ſich der ſtattliche Eichbaum zur reizenden zarten Birke, gar wichtige Dinge hat die ſchlanke Buche der ernſten Ulme zu vertrauen, und dazwiſchen plaudert unaufhörlich die ruheloſe Espe. Ein Leben, eine Seligkeit zieht durch den ganzen Wald, wunderbar erfriſchend für das Menſchenauge und ergreifend für das Menſchenherz.

Inmitten aller dieſer üppigen Luſt aber ſteht ein ſtummer dunkler Baum, der nicht reden kann und nicht mit hellen Blättern ſpielt: es iſt der Tannenbaum mit ſeinen ſpitzigen kleinen Nadeln. Liebend breitet er ſeine Arme aus, kein Neid lebt in ſeinem Herzen; aber er ſchaut ſo traurig darein. Wie ein kummervoller Mann zwiſchen lachenden ſpielenden Kindern, ſteht er zwiſchen den laubgeſchmückten Bäumen. Selten daß ein Vogel auf der Reiſe durch den Wald kurze Raſt hält auf ſeinen Zweigen; verſteckt er ſich doch weit lieber in die duftige Blätterlaube, die ſo unwiderſtehlich lockt, Kühlung und Schatten verheißend. Die Bienen und die goldenen Käfer kehren auch nicht ein in das ſtille Wirthshaus „zum Tannenbaum", einſam ſteht er im Frühlinge, einſam

bleibt er in der ſtrahlenden Sommerzeit; ja ſelbſt im Herbſte gleicht ſein Kleid allein einem Trauergewande: er trägt Leid um die buntgeſchmückten Bäume, die trotz ihres Prangens der Tod küßt. So kommt denn endlich der Winter heran, gehüllt in einen flimmernden Eismantel, begleitet von ſeinen Dienern, den rauhen Winden; grauſam reißen ſie alle zarten Blätter herab; der Schneefürſt ſtreut eilig dicke weiße Flocken über die ganze Erde, und alles warme Leben erſtarrt vor ſeinem Anblicke. Nur der Tannenbaum ſchaut ihn furchtlos an und lächelt geheimnißvoll; denn der mächtige Zauberer im Eismantel hat keine Macht über ihn. Der liebe Gott aber, der jedem ſeiner Geſchöpfe eine verklärende Freude ſchenkt oder eine ſelige Zeit, vom Menſchen herab bis zum kleinſten Käferchen im Moos, hat auch für den ſtillen geduldigen Tannenbaum einen Lohn bereitet, entzückend wie Frühlingsluft und Sonnenſchein.

In der Nacht des vierundzwanzigſten Decembers nämlich, von der uns alte heilige Bücher ſo viele wunderbare Dinge erzählen, eine Nacht, die wir alljährlich in den Armen unſerer Lieben mit kindlich froher Seele feiern und „Weihnacht“ nennen, ſteigt ein Engel nieder zum ſtummen Tannenbaum, küßt ihn und ſchmückt ihn mit ſeltſamen, weißen Blumen. So wird er denn geweiht, der in unbeſchreiblicher Seligkeit erzitternde Baum,

und iſt auserwählt vor allen Bäumen des Waldes, den Vögelein und allen anderen kleinen Geſchöpfen, die dem grauſamen Schneefürſten nicht zu entſchlüpfen vermochten und die er gefangen hält und ſtreng bewacht, ein fröhliches Weihnachtsfeſt zu bereiten. Um die zwölfte Stunde tönt ein herzerſchütternder Geſang von den Zweigen des ſonſt ſo ſtummen Tannenbaumes, ein Sang von wunderbarer Kraft, wie aus grauen Zeiten herüberklingend. Und dieſe Töne dringen mächtig durch den ganzen Wald, und alle Vögel hören den lockenden Klang und können nicht widerſtehen, heben die Schwingen und flattern zum ſingenden Baume; die halb erſtarrten Käfer und die tief ſchlafenden Fliegen, Alles, Alles erwacht, ſchüttelt den ſchweren Winterſchlaf von den Flügeln und zieht, halb wachend, halb bewußtlos, den Tönen nach. Auch die armen Vögelein, die wir Menſchen in enge Kerker bannen, daß ſie uns ergötzen mit ihrem reizenden Sange, hören den zauberiſchen Ruf des Tannenbaums und ſchlagen leiſe klagend und ſehnſuchtsvoll ſich die Flügel wund an dem unbarmherzigen Gitter ihres Gefängniſſes. Das Menſchenohr, verſchloſſen für den ſeltſam entzückenden Geſang des Baumes, vernimmt ſtaunend den Weheruf, der ſich aus der Bruſt des kleinen Gefangenen ringt, und mitleidig ſchleicht hie und da ein Kind, das die berauſchende Freude der hellen Chriſtnacht nicht ſchlummern

läßt, an den Kerker ſeines Lieblings, um tröſtend hineinzuſchauen mit bangen liebevollen Augen.

Die Irrlichter, die von ihren herbſtlichen boshaften Neckereien ermattet in den Höhlen ſchliefen, taumeln auf und tanzen durch den Wald, einen dichten Kreis zu ſchließen um den Tannenbaum; dieſer aber glüht über und über im roſigen Lichte und tönt und ſingt fort und fort. Der Schnee funkelt wie unzählige Freudenthränen und die Irrlichter hüpfen und ſchweben, getragen von den wundervollen Klängen; Goldammern, Meiſen, Kreuzſchnäbelchen, alte ernſte Raben mit ihren Kindern, geſchwätzige Krähen und Elſtern, leichtſinnige Sperlinge, alle halten hier ihre Weihnachtsandacht, lauſchen ſtumm und träumen mit halbgeſchloſſenen Augen von Sonnenſtrahlen und Blumenduft. Da ſchüttelt denn plötzlich der Tannenbaum ſeine Zweige, und köſtliche Samenkörnlein aller Art, kleine reizende Früchte, liebliche Sternblumen von Schneeflocken fallen und ſchweben herab, entzückende Weihnachtsgaben für Alle. O, wie ſie jauchzen, die lieben Geſchöpfe, ſich um den Tannenbaum drängen in toller Haſt, ihn zu liebkoſen und zu loben! — Die zärtlichen Goldammern und Meiſen zwitſchern vor Luſt, die Sperlinge wollen danken und haben doch die Schnäbelchen gefüllt mit allerlei Naſchwerk; die Raben und die wilden Kreuzſchnäbel überſchütten den Baum mit allerlei

feurigen Liebesworten, daß er taub werden möchte vor allem Geschrei, und dazwischen summen die Käfer und Fliegen ihr Danklied und das Moos bebt unter dem Schnee, als ob es der Frühling angehaucht hätte; die kahlen Bäume zittern, ihre Aeste seufzen und von ihren Zweigen tropft es wie Thränen. Die hohen Fichten aber und die ernsten Kiefern dürfen leise einstimmen in den Sang des glückseligen, verklärten Tannenbaums bis in den hellen Morgen hinein, und der liebe Gott im Himmel droben lächelt über das selige Weihnachtsfest im Walde.

Stabat mater dolorosa.

„Vedere Napoli e poi morire!“ Die Wahrheit dieſes Wortes mußte jedes Menſchenherz durchdringen und jedes Auge überwältigen, deſſen Blicken ſich an einem glanzvollen Oktobermorgen des Jahres 1735 die Herrlichkeit der Landſchaft unweit Neapel erſchloß. Da lag ſie, die Feenſtadt, mit ihren zahlloſen Kuppeln und Thürmen, über welche der ſtrahlende Goldſchleier der Morgenröthe hing! Da ragte ſie empor, die gewaltige, wolkenumhüllte Kuppel des mächtigſten aller Dome, die Spitze des Veſuvs! Und der prächtige Golfo — er ruhte wie ein ſchwerer, goldener Rieſentropfen auf der

ſtolzen Bruſt der Erde, niedergefallen von dem wallenden Lichtmeer dort oben, leuchtend hin und her wogend. Ein röthlicher warmer Duft umzog zitternd die dichten Myrthen- und Orangenwälder, ſpielte um die leichten Weinranken, die ſich freundlich die grünen Hände reichten und in anmuthigem Tanze durch den Garten der Gegend ſchwebten, und küßte die großen Blumen- und Schlinggewächſe, die den Boden überzogen wie ein farbiges Netz. Es war als wehete der Odem Gottes über dies ſüßeſte Plätzchen ſeiner Erde, als müſſe hier nur ewig Friede, Wonne und Schönheit wohnen.

Am ſanften Abhange eines blühenden Hügels, verborgen von dem üppig wuchernden Gebüſche prächtiger Lorbeerroſen, beſchattet von Platanen und Oelbäumen, halb überwuchert und zugedeckt von köſtlichen Magnolien und zierlichen Ranken, lehnte ein altes ſteinernes Heiligenbild: es war ein hohes Crucifix mit der trauernden Madonna zu den Füßen. Vielleicht hatten wunderbare Schickſale dieſe Gruppe hierher geführt, und frommer Glaube das Kleinod vor Zerſtörung zu ſchützen geſucht, indem er es in dies ſtille Aſyl geflüchtet; denn die Arbeit war von ergreifender, auffallender Schönheit und hätte wohl ihren Platz in der ſtolzeſten Kirche verdient. An allen Formen der lebensgroßen Geſtalten zeigte ſich jene Meiſterhand, die den harten Stein in eine weiche

Maſſe verwandelt und wunderbar beſeelt und belebt: es war der ſiegende Glaubensheld, deſſen Geſtalt dort oben am Kreuze hing, nicht der gemarterte Sterbende; die edlen Züge des Angeſichts heilig, ruhig, ſchon faſt verklärt, der ſchöne Körper in der unbezwingbaren Starrheit des Todes, nirgend mehr eine Spur von Leiden und Kampf. Aber Maria, die mater dolorosa, welch ein Anblick! Eine herrliche Geſtalt, zuſammengebrochen, nicht geſunken unter der Laſt des Jammers, ein wundervolles Antlitz, auf dem der ungeheuerſte Schmerz verſteinert lag, das Bild eines Leides, das nie und nimmer enden kann. Steinerne Thränentropfen hingen, o, ſo entſetzlich ſchwer, an den Wimpern, und um den ſchönen Mund zuckte ein Weh, das weder im Himmel noch auf der Erde Troſt gefunden. Mitleidig hatten friſche grüne Blätter ſich an das Gewand der Dulderin geſchmiegt, und ſüße Blumen, dicht neben dem Körper des Gekreuzigten hervorgeſproßt, deckten ſanft die Wundenmale zu. Selten traf es ſich, daß ein vorüberziehender frommer Wanderer dies Bild entdeckte, ſelten beugte ſich ein Knie vor dieſem Kreuze.

An dem oben beſchriebenen Octobermorgen geſchah es aber, daß ein junger, bleicher Mann ſich niederwarf vor dem einſamen Heiligenbilde; krank und ernſt war ſein Geſicht, müde und traurig die dunkeln Augen,

ſchwach und gebeugt die hohe Geſtalt: tief ſeufzend blickte er auf zum Gekreuzigten. Er ſah den Himmelsfrieden des großen Todten und ein Schauer der inbrünſtigſten Andacht kam über ihn; er ſah die engelhaften Züge Maria's, ſah das namenloſe Leid in dieſem Antlitze, und bebte zurück vor dem Ausdrucke ſolchen unermeßlichen Weh's. Ein unendliches Mitleid durchdrang ſeine Seele; es war ihm, als ſolle er ſie löſen mit Gewalt, dieſe Schwerter, die die gequälte Mutterbruſt durchſchnitten; es war ihm, als riefen die harten Steinthränen an den Wimpern laut um Erbarmen. Sein eignes Leid, mit dem er hergekommen, verſchwand vor der Rieſengröße dieſes ſtummen Jammers; alle Klagen drängten ſich in das volle Herz zurück; er vergaß die nagenden Schmerzen ſeiner Bruſt und neigte demüthig das Haupt. Da ertönte ein helles, ſüßes Ave Maria durch die Luft, geſungen von zwei lieblichen Frauenſtimmen: ein Schweſternpaar, dem Madonna gnädig die kranke Mutter geheilt, kam daher, um der Himmelskönigin das tägliche Dankopfer friſcher Blumen zu bringen. Es waren zwei ſchöne Geſtalten, die eine voll und üppig, mit ſtolzem Blicke und lebensglühenden Wangen, die andere zart, blond, ſchwarzäugig und von ſanften, entzückenden Zügen. Sie legten duftige Kränze nieder zu den Füßen des Crucifixes, beteten leiſe und zogen weiter. Die Blonde

aber wandte noch einmal verſtohlen das Köpfchen nach dem einſamen Beter.

Dieſer aber ſchaute jetzt empor und bat mit leiſer Stimme: „Madonna, erbarme dich meiner! Ich bin allein, ganz allein in dieſer ſchönen Welt und ich leide! Gib mir ein ſchönes Herz, das mich liebt und heile die Schmerzen meiner kranken Bruſt!“ — Da war es, als ob ein Schleier zerriſſe vor ſeinen flehenden Augen: das Marienbild bebte, ein Blitz des Lebens durchzuckte das Antlitz der Schmerzensmutter und der ſteinerne Mund hauchte: „Bringe meinem unermeßlichen Schmerze ein würdiges Opfer, nimm dieſe furchtbaren, ſtarren Thränen von mir, erweiche ſie, daß ſie ſanft dahinfließen und mein gemartertes Herz erleichtern, laß meine erſtarrten Wunden ſüß bluten, und deine Bitte ſei erhört!“

Als der Betäubte die Klarheit ſeiner Gedanken wieder fand, ſandte die Mittagsſonne ſchon ihre glühenden Strahlen, und alles Lebende verbarg ſich ſcheu vor ihrem heißen verſengenden Hauche. Nur der Erſtandene achtete ihrer nicht, ſeine Wangen brannten, ſeine Augen blitzten, ein ſeliges Lächeln ſpielte um ſeine Lippen; flüchtigen Fußes eilte er zurück nach Neapel.

Und am andern Tage kamen wieder in klarer Morgenſonne die holden Schweſtern, ſangen ihr kinderfrommes

Ave Maria, wobei der ſilberhelle Sopran der zarten Blondine entzückend mit dem vollen Alt der reizenden Brünette contraſtirte. Und wieder fanden ſie am Heiligenbilde den jungen Mann mit den braunen Locken und der gedankenvollen Stirn; aber diesmal kniete er nicht vor dem Kreuze, er lag am Abhange des Hügels, ließ die begeiſterten Blicke hin und her ſchweifen, hielt ein Blatt in der Hand und ſchrieb mit einem Stifte allerlei ſeltſame Zeichen darauf. Dabei war ein Leuchten in ſeinem Antlitze, daß die fromme blonde Lauretta faſt vergaß, ihren Roſenſtrauß niederzulegen in den Schoß der Madonna, und die feurige Lucia erſtaunt den ſtrahlenden Jüngling anblickte. Zögernd entfernten ſich endlich die Schweſtern, aber Lauretta ließ heimlich das Sträußlein duftiger Orangenblüthen von ihrer Bruſt niederſinken zu den Füßen des Fremden.

So ſahen ſie ſich denn alle Tage in den Frühſtunden, dieſe drei ſchönen Geſtalten, und nicht der Sturm noch der tückiſche Regen der Wintermonde vermochte dieſe Wallfahrten zu hemmen. Die Blicke der glühenden Lauretta wurden immer länger, weicher, inniger, Wort und Ton der ſanften Begrüßung jedoch immer ſchüchterner, bebender, die Entzückung in den Zügen des ernſten Mannes immer verklärter.

So kam der März heran, dieſer wunderſüße Monat

in Italien, mit ſeinen friſchen Knospen, hellen Blättern und lauen Winden. Aber Lauretta ſah nicht, daß die Geſtalt des Jünglings trotz des belebenden Frühlingsodems immer mehr und mehr dahin ſchwand, ſein Schritt ſchwerer und ſeine Wangen hohler wurden; denn ein trügeriſches, wunderſchönes Roth ruhte wie ein Hauch auf ſeinem edlen Angeſichte und die dunklen Augen glänzten wie von einem überirdiſchen Feuer. Da fragte er eines Tages mit leiſer Stimme: „Darf ich Euch am folgenden Tage einen Geſang bringen, einen Lobgeſang für die heilige Mutter? Und wollt Ihr ihn mir ſingen mit Euren reinen ſchönen Stimmen, und ſo ein Opfer mir darbringen helfen? Madonna hat ſolches Opfer begehrt, ſie hat mir gar Herrliches verheißen zum Lohne. O, wie mich nach der Erfüllung verlangt! — Helft mir, helft mir mein Gelübde vollbringen! ſingt meinen Geſang am künftigen Sonntage zu den Füßen dieſes Crucifixes, und Ihr werdet Zeuginnen ſein der Wunder, die Madonna an mir thut.“ Lucia nickte ihm gewährend und freundlich zu, Lauretta aber legte ihre zitternde Hand in die ſeine, und eine Thräne fiel ſchwer und brennend aus der köſtlichen Nacht ihrer Augen.

Es war am 16. März, an einem Sonntagabend, als die drei Geſtalten wiederum an dem Heiligenbilde anlangten: Lauretta ſtützte die wankenden Schritte des

Jünglings; ein Veilchenkranz hing an ihrem Arme. Das Crucifix ſchaute ernſt auf die Gruppe. Der Erſchöpfte ſtürzte nieder, erhob die wachsbleichen Hände und rief leidenſchaftlich und tief bewegt: „Heilige Schmerzensmutter, nimm mein Opfer an!“

Und neben ihm ſtiegen, wie tönender Opferduft, die beiden Frauenſtimmen auf, wunderbar rein, ernſt und erhaben; ſie ſangen die Worte:

„Stabat mater dolorosa
Juxta crucem lacrimosa,
Dum pendebat filius.“

Kein Zephyrodem ſäuſelte durch die Blätter der Bäume, kein Laut regte ſich rings umher; es war eine heilige Stille, ein Verſtummen der Natur vor der Großartigkeit und wahren Heiligkeit dieſes Sanges, dieſer Melodie. Eine tiefe weiche Wehmuth zitterte in den Frauenſtimmen und träufelte nieder in jedem Tone.

Der Betende ſchien in Entzücken zu vergehn. Unverwandt, in unbeſchreiblicher Erregung, in verzehrender Angſt, in fieberhafter Erwartung hingen ſeine Blicke an den Zügen der Maria; und als die Worte niederſchwebten:

„Quis est homo, qui non fleret,
Christi matrem si videret
In tanto supplicio?“

als dieſe zauberſüßen Töne voll des erhabenſten Mitgefühls herabſanken von den Lippen der begeiſterten Sängerinnen, ſiehe da bebte das ſtarre Antlitz der mater dolorosa: der unſäglichſte Schmerz löſte ſich, eine himmliſche Rührung umleuchtete den ſchönen Mund; die laſtenden ſteinernen Thränen wurden weich, ſchmolzen dahin; es bluteten die Wunden der ſchwertdurchdrungenen Bruſt und helle, heiße Tropfen fielen nieder auf das Haupt des Opfernden.

Da verſtummten ſie, die ewig nagenden, wilden Schmerzen ſeines matten Körpers, da hob ſie ſich in vollem freiem Athemzuge, die beengte kranke Bruſt, eine wunderſüße Ermattung kam über ihn, er breitete ſelig die Arme aus, Lauretta ſtürzte angſtvoll zu ihm nieder, ein Lächeln flog wie ein Sonnenſtrahl über das Antlitz des Zuſammenſinkenden; Giovanni Battiſta Pergoleſi war todt!

Das Wunderbild der trauernden Maria iſt längſt zerfallen und verwittert, Jasminſträuche und Aloebüſche bedecken die liebliche Stätte, und der Leichnam des unſterblichen, ruhmgekrönten, jugendlichen Meiſters, deſſen gläubige Seele das ewig herrliche Stabat mater ſang, ruht im kühlen Dome von Beſcorato. Zu den Füßen jenes Hügels aber, an deſſen Abhang ſich einſt das Crucifix lehnte, erhebt ſich, kaum bemerkbar, ein blumenüber-

ſponnenes Grab, halb verſunken unter dem ſchweren Tritte der Zeit und beſchattet von trauernden Cypreſſen. Es birgt die reine Hülle des liebenden Herzens, das Madonna einſt dem Bittenden verheißen: die irdiſchen Reſte der blonden Lauretta.

Blumen und Vögleins Leid und Freud'.

„Euch, die Ihr's mit dem Herzſchlag eingetauſcht,
Euch weiht der Dichter ſeiner Märchen beſtes!
Doch die ungläubig lächelnd Ihr gelauſcht,
Denkt, daß der Wald in Märchen nie geraunſcht,
Und, was der Dichter Euch enthüllt: — vergeßt es!"

Putlitz: „Was ſich der Wald erzählt."

In einem großen, ſchönen Zimmer, deſſen Boden mit weichen Teppichen belegt war, von deſſen hohen Fenſtern ſchwere rothe Seidenvorhänge niederwallten, wohnte ein junges frohes Mädchen. Daß ſie jung und ſorglos war, ſah man wohl an all' den vielen glänzenden Spielereien, die überall auf den Tiſchen und Spie-

gelschränken umherlagen und ſtanden: Porzellanpüppchen mit drolligen Geſichtern, Vöglein von Glas, Kränze von künſtlichen Blumen und dergleichen Dinge mehr, aufbewahrt wie heilige Reliquien unter gläſernen Glocken, damit der Hauch, der noch über ihnen ſchwebte, der roſige Hauch aus der Kinderzeit nicht verwehe. Dazwiſchen war die Büſte Schiller's aufgeſtellt, dieſes Ideals aller aufbrechenden Herzensknospen; auf dem Flügel lagen die Tänze des letzten Balles, der „Liebesfrühling" von Rückert, und einige bunte Schleifen, Erinnerungen an den jüngſt verrauſchten heitern Tanzabend. Ein Kanarienvogel zwitſcherte in ſeinem ſchimmernden Käfig; Epheu und Blumen waren in zierlich bemalten Töpfen in einem großen Blumenkorbe zu ſehen, den man in die Mitte des Zimmers geſchoben hatte. Es war eben Vormittags um die elfte Stunde und ein klarer ſcharfer Wintertag; in der Stube aber wehte heiße trockene Sommerluft: der Ofen blies ſeine ſchwarzen Backen auf und ſprühte Feuer.

Da ſagte leiſe, leiſe wie Blätter und Blüthen reden, der Epheu, das friſche Lieblingskind des Waldes: „Schweſtern, mir ſchwindelt! das Mark vertrocknet in meinen Adern; hat denn keine ſich ein Tröpflein Waſſers aufgeſpart, mich jetzt damit zu laben?" Die Schweſtern ſchüttelten trauernd und ſchweigend die Köpfchen. „O, unſer Daſein in den Wohnungen der Menſchen iſt Qual!"

flüſterte eine Monatsroſe, deren bleiche Wangen ſchon längſt das tiefe Mitleid einer ſanften blauen Paſſionsblume erregten, „meine armen Füße, welche ſie Wurzeln nennen, ſchmerzen mich ſehr; man hat mich eingepreßt in dies harte, kalte Gefäß; überall zerſtoße ich mir meine feinen Zehen!“ — „Wir Alle theilen dieſe Schmerzen,“ antwortete eine zartblättrige Schlingpflanze vom Fenſter herüber, „aber ich leide noch mehr als Du! Sieh her, wie ſie mich heraufgezogen haben an die glatte ſtarre Wand, wie ſie mich zwangen, an dieſem todten Boden feſtzuhalten, wie ſie mit eiſernen Stiften meine Ranken feſſelten! O, jedes Glied meines Leibes fühlt Schmerzen: ich vermag nicht mehr mich frei zu bewegen; ausgeſpannt, ewig gebunden ſchmachte ich hin, und jedem Blatte, das ſich meinem Mutterſchooße entringt, gebe ich unter namenloſen Martern das Daſein.“ — „Geduld! Geduld!“ liſpelte die Paſſionsblume, „ſchaut mich an, ich trage auch mein Kreuzlein. Dürr und trocken iſt unter mir das kleine Stücklein Boden, aus dem ich nur mühſam meine ſpärliche Nahrung ziehe, und man hat mich abgewendet vom Lichte, das ja aller Blumenſeelen ſüßeſte Speiſe. Seht, wie ich meine Arme und Hände und mein Geſicht unter Martern drehen und wenden muß, um einen einzigen ſchwachen Strahl zu erhaſchen! und habe ich endlich den holden Lichtquell erreicht, fühle ich den glühenden

Sonnenkuß auf meinen ſehnenden Lippen, ſo faßt mich eine rauhe Hand und trägt mich an einen andern Ort; ich muß mich wiederum ſchmiegen und ſchlingen, und die eben durchkämpften Qualen beginnen aufs Neue.“ — Ein kranker Heliotrop, in einer dunklen Ecke und der Ofengluth am nächſten, richtete ſich bei dieſen Worten mit krampfhafter Aufregung auf, wandte ſein mildes Haupt nach dem Lichtſcheine, der durch alle die andern Blumen und Blätter nur gebrochen zu ihm drang und ſeufzte: „Helios, Helios, Du meine ewige Sehnſucht! Ach, wie grauſam ſind doch die Menſchen, daß ſie mir meinen Lebensquell, Dein leuchtend Antlitz entziehen und verbergen!“ — „Haſt Du Dich von Deinem Fieberſchauer noch nicht erholt, Schweſterlein?“ fragte eine zarte Reſeda eine liebliche Aurikel, die mit dem gepuderten Köpfchen am Boden lag, „es war auch gar zu gewaltſam und ſtürmiſch, das Waſſerbad von Menſchenhand nach ſo langer Dürre.“ — „Ich fühle mich noch immer nicht wohl,“ erwiederte die Aurikel, „habe noch keine Kraft mich aufzurichten, aber ich gewöhne mich allmählich an alle dieſe Dinge und lebe weiter. Ach, ſo behandeln uns die Menſchen, die ſich ſo weiſe dünken! Müßten ſie nicht ſelbſt wiſſen, daß ein ſo furchtbares Uebermaß von kaltem Tranke nach tagelangem, glühendem Schmachten unmöglich heilſam ſein kann? Draußen in der weiten

Erde, unſerer Heimath, werden wir zwar auch oft plötzlich überſchüttet, aber jene Tropfen ſind ſüß und warm, und wir theilen ſie mit Millionen Schweſtern und Brüdern; und dann ſtrecken die Sonnenſtrahlen ihre Arme aus und ziehen uns ſanft empor, wenn wir uns beugten!" — „Ja, draußen iſt's ſchön!" ſagte eine Glockenblume ſchwermüthig; „draußen brauche ich nicht ſo ſteif und gerade zu ſtehen wie hier; die Ehe mit dem Stocke, an den ſie mich gebunden, bringt mich zur Verzweiflung. Immer und ewig mit ihm zuſammen zu ſein, Alles mit ihm zu theilen: Schlaf und Wachen, Durſt und Näſſe, Hitze und Kälte, und nimmer ein Wörtchen zu hören, nimmer eine Regung zu ſehen, o, das iſt zum Sterben! — Ha! wie ſpielte draußen der Wind mit meinen Glocken, daß ſie weit hin tönten, allen Blumen zur Luſt; wie durften wir uns wiegen und neigen, mit ihm ſpielen und ihm neckend ausweichen, wenn er uns gar zu ſtürmiſch küſſen wollte! Ach und mein holdes Lieb, der Zephyr!" — „Von Hitze und Kälte redeſt Du, blaue Blume?" nahm hier ein bleiches, hochaufgeſchoſſenes Schneeglöckchen das Wort. „O, dieſer jähe Wechſel zwiſchen Gluth und Froſt iſt es ja, der mir den größten, tiefſten Jammer bereitet. Wenn wir noch ſtill und ſüß da unten im weichen Erdbettchen ſchlummern, feſt zugedeckt von den feinen Schneefedern, und vom Frühling träumen, der uns

weckt mit ſeinen Liebesaugen, ſobald die Zeit gekommen, reißen uns die erbarmungsloſen Menſchen aus der warmen Muttererde, bannen uns in enge Zellen, erhitzen unſern Boden mit trügeriſcher Gluth, erwecken uns aus dem Schlafe, treiben uns gewaltſam hervor; und wenn wir dann ſchlummertrunken ans Licht taumeln und ausſchaun nach dem Engel, der uns rief, ſo iſt es fremd um uns her: — kein Frühlingslüftchen weht über unſere heißen Wangen; und öffnen dann unſere grauſamen Pfleger zuweilen gar ein Fenſter, ſo blicken wir troſtlos und ſchaudernd in das eiſige Antlitz des hohnlachenden Winters. Mühſam ſchleppen wir uns noch ein Weilchen fort, um bald — ach wie gern! — die Augen zu ſchließen zum langen, langen Schlummer."

So klagten die Blumen unter einander; auf einem kleinen Tiſche, dicht am Fenſter aber ſtand eine weiße, hohe Camelia. Sie verſtand nicht was die andern Blüthen ſagten; ſie war ja eine Fremde, ein verlaſſenes, verbanntes Kind des Südens, eine Blumen-Peri, die ihr verlornes Eden ſucht, eine trauernde Königin, die man aus ihrem blühenden Reiche verwies; ſie konnte ihnen auch nicht antworten, ſie ſchaute nur zu ihnen hinüber mit den märchenhaften Augen, aber um dieſes ihres Blickes willen liebten ſie alle Blumen. Auch war ſie ſchön wie ein Dichtertraum, und echte Schönheit öffnet

überall, zumal im Blumenreiche, wo kein Neid lebt, Thür und Thor. — Auf den ernſten, feſten, dunkelgrünen Blättern der fremden Blume lag dicker Staub; ſie athmete ſchwer und gequält. — „Camelia leidet wieder ſehr!“ flüſterten die Blüthen, „müde und traurig ſieht ſie aus; vielleicht gedenkt ſie ihres Vaterlandes, wo es gar herrlich ſein ſoll, wie uns einſt eine ſterbende Myrthe erzählte.“ — Die Camelia gab keine Antwort, ſie wußte nur in einer Sprache zu reden; ſie ſtand ſtill, unendlich einſam und träumte. — Ach, ſolche Blumenträume ſind ſchöner, leuchtender, als irgend ein Menſchenherz ahnt! — Und ſie gedachte des fernen Landes, der Palmen und Cypreſſen, des Lotos, der glühenden Sonne und des ewig blauen Himmels, und tiefe Trauer und heiße Sehnſucht umzog das wunderzarte Weiß ihrer Wangen mit einer dunklen Furche des Grams.

Da erhob plötzlich der goldgelbe ſchlanke Vogel da oben in ſeinem prunkenden Kerker die helle Stimme und ſang in verſtändlichen Lauten zauberſüß in das Ohr der Stillen: „Fremde Wunderblume, höre mich! Geboren wie Du unter fernem, gluthvollem Himmelszelt, gefangen wie Du, gefeſſelt wie Du, mußten unſere Seufzer und Thränen, unſer Sehnen und Hoffen ſich begegnen. Ich habe jeden Hauch der Wehmuth aufgefangen, der von Deinen unberührten Lippen ſchwebte, jeden Tropfen

belauſcht, der, unbemerkt von Menſchenaugen, Dein unermeßliches Heimweh verrieth, und nun iſt Dein Leid eins geworden mit dem meinen, nun muß ich Dich lieben mit einer Liebe, ſo unendlich, ſo gewaltig wie unſere Schmerzen. O, wäre ich mit Dir dort auf jener ſeligen Inſel, die das Meer mit ſeinen weichen Liebesarmen ſo verlangend umſchließt, über die es ſeinen kühlen Odem haucht, damit der Sonnenkuß, der wilde, die breiten ſaftigen Blätter nicht verſenge, die dort wachſen und die ſtolzen Blumen, wo die hohe Palme rauſcht und der uralte Drachenbaum ſeine mächtigen Zweige weit hinſtreckt über das blühende Land und allnächtlich mit den ewigen Sternen Zwieſprache hält, weil er auf Erden keine Altersgenoſſen mehr findet; wo ſich Alles liebt und zärtlich umſchlingt, vom rauhen Felſen, den der Cactus und üppiges Moos bedecken, bis zum höchſten Baumwipfel, an den ſich duftende Magnolien klammern. Dort in jenen Gefilden des Lichts und der Liebe leben meine Eltern und Geſchwiſter, dort jubelt mein ganzes Geſchlecht, dies Eden beſingen alle meine Lieder. Und wenn nun das Sehnſuchtsleid meine Bruſt oft ſo zuſammenpreßt, daß die Angſt mich die goldnen Gitterſtäbe vergeſſen läßt, und ich wild mit den Flügeln ſchlagend auf und ab taumele, da ſagen die Menſchen zu einander: „„ſeht, wie fröhlich der Vogel iſt!““ — Oder glüht es in mir, und

wollen die brennenden Schmerzen um die Geliebten daheim mich vernichten: ſo tauche ich in zitternder Haſt mein Gefieder in die kühle Fluth, die ſie mir in einer glänzenden Schale in mein enges Haus bringen, und ſuche Vergeſſenheit. Und wenn dann die hellen Tropfen weit umherſpritzen und ich bebend und troſtlos, daß ich nicht fand, was ich ſuchte, meine Flügel von dem Naß zu befreien ſtrebe, lachen ſie und rufen: „„ſeht, wie er ſpielt und ſcherzt, der Schalk!““ — Und blendenden Sand ſtreuen ſie mir auf den Boden meines Kerkers, und ſein feiner giftiger Staub verzehrt allmählich das Licht meiner Augen; trübes Waſſer und harte, grobe Körner ſind die Nahrung deſſen, der ſich an morgenfriſchen Thautropfen labte und duftende Kräuterſpeiſe genoß. Oft harre ich Tage lang unter Qualen auf einen friſchen Trunk; man ſingt, man tanzt, man ſcherzt: die bittende Vogelſtimme verſteht Niemand! Wie ſelten verirrt ſich ein grünes Blättchen an mein Gitter! mit welcher Luſt ſtürze ich darauf zu: — grün, grün, — o, dieſe Farbe iſt ja wie ein leiſer, ſüßer Duft der Heimath! — Mein einziger Troſt iſt meine Stimme; je bitterer mein Schmerz, je lauter ſchmettere ich; mein Leidgeſang iſt nicht ſanft, nein, wild und gellend; deshalb werfen die ungeduldigen Menſchen oft einen dichten Schleier über mein Haus; dann verſtumme ich und verſchleiere auch meine Pein. Iſt der

lange, lange Tage mit ſeinem furchtbaren Einerlei endlich vorüber, ſo kommt die Zauberin Nacht, unſere holde Freundin, und trägt uns mit weichen Händen über Land und Meer zur ſchönen Inſel, die uns geboren, verſammelt alle unſere Lieben um uns her, überſchüttet uns mit Wonnen, die wir einſt genoſſen; und wenn wir dann zuweilen hell auffauchzen im Uebermaß der Luſt, ſchauen ſich die Menſchen, die noch wachen, verwundert an und fragen: „„träumen denn die Vögel auch?““ — Und das Ende von Allem iſt der Tod. Haben Sehnen und Entbehren den ſchwachen Körper aufgerieben, ſo ſchließen ſich die Augen, die Schwingen erlahmen, die Füße erſtarren, und ſtatt der kühlen Wiege eines duftenden Blattes wird unſer Sterbelager der harte Sandboden oder die warme, unruhige Hand eines mitleidigen Menſchen.“

„Lebten wir aber ohne zu lieben — was bei uns Vögeln für die größte aller Sünden gilt —, ſo erlöſchen wir mit unſerm letzten Hauche; umfaßten wir jedoch ein Geſchöpf unſeres Geſchlechts oder eine reine Blume mit unſerer vollſten Inbrunſt und wurden geliebt: ſo beginnt für uns nach dem Sterben ein neues, ſeliges Daſein in ewiger Vereinigung mit der Geliebten, in ſüßer Freiheit dort in jenem geheimnißvollen Wundergarten, den die Menſchen „das verlorene Paradies“ nennen. — Darum liebe mich! — o, liebe mich, ſchönſte aller Blumen, Kind

des Lichts! — gieb mir Unſterblichkeit! — ſieh, ich verzehre mich in Sehnſucht nach Deinem Blicke!“ —

So ſang der Vogel, und die weiße Blume lauſchte und erröthete ſanft; dann zitterte ſie, breitete ihre Blätter auseinander und hauchte: „Ich will Dein ſein! aber ſei ſanft mit mir, denn ich bin krank. Ich kann nicht mehr athmen; graues Gift hat ſich ſchwer auf meine Bruſt gelegt; ich werde vergehen, wenn nicht bald Erlöſung kommt!“ Das Vöglein verſtand Alles, bog haſtig mit dem feinen Schnabel die Gitterſtäbe ſeines Kerkers auseinander, die Liebesſeligkeit gab ihm Rieſenkräfte, es drängte ſich mit blutenden Flügeln hindurch und flatterte zur wunderſchönen Camelia. Da lächelte die Blume zum erſten Male, und ein ſeltſam berauſchender Dufthauch entſtieg ihrem Kelche, und das wonnetrunkene Vöglein wehte mit den Schwingen den Staub von den Blättern der Zarten, und ſie athmete tief, wie befreit von qualvoller Laſt.

Leiſe öffnete ſich jetzt die Thüre und das Mägdlein, die Pflegerin des Sängers und der Blumen, trat herein. Der Schlaf hing noch an ihren langen dunklen Wimpern; Ermattung von genoſſenen Triumphen lag auf ihrer jungen Stirn; die durchſchwärmte Nacht hatte ihr Wangenroth gebleicht. „Welch' dumpfe ſchwüle Luft!“ ſagte ſie unfreundlich und wollte das Fenſter öffnen. Da ge-

wahrte ſie den goldgelben Liebling und ſcheuchte ihn haſtig. Aber das Vöglein, halb beſinnungslos von dem Duftkuſſe der Geliebten, war wie geblendet, taumelte hin und her und zerſtieß ſich das Köpfchen am harten, trügeriſchen Glaſe des Fenſters.

Als der letzte melodiſche Seufzer des Sterbenden durch das Zimmer hallte und des Mädchens dunkelblaue Augen in bittern Thränen überſtrömten, hörte man ein ſanftes Niedertropfen: — todt am Boden lag die fremde ſtille weiße Blume.

Ludwig van Beethoven.

„Noch Keinen ſah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben ſtreun."

Schiller.

Es gibt hier in unſerer freuden- und thränenreichen Welt Weſen, die unſere Geſtalt tragen und Menſchen genannt werden wie wir, über deren Häupter aber unſichtbare Götterhände ein Füllhorn der köſtlichſten und ſeltenſten Gaben verſchwenderiſch leerten und denen die Erde Nichts mehr zu geben vermag, als eben nur den Boden für ihre Füße. Im ſtolzen Bewußtſein ihres unermeßlichen Reich-

thums vergeſſen dann oft dieſe Götterlieblinge Welt und Menſchen, überfliegen mit ihren ſiegenden Blicken achtlos unſere Freudenfrühlinge und Leidenswinter, Blumen und Dornen, und ſchauen nur auf in das ewige Lichtmeer, von wannen ihnen ihre Herrlichkeit gekommen. O, ſenkt ſie doch zuweilen, Eure glanzerfüllten Augen, Ihr Strahlenden! verſchmäht ſie nicht die kleine Erde, die Euch geboren; lächelt und weint mit den Menſchen, die Euch ſtaunend anblicken und leiſe nach Eurer Krone ſeufzen; wahrt Euch, hütet Euch! Jedes Wörtlein Eurer freudetrunkenen Lippen belauſchen feindliche Mächte und bitter rächt ſich die verleugnete Mutter alles Lebendigen an ihren übermüthigen Kindern. Der Boden hält ſie feſt, dieſe glänzenden Geſtalten, und die Dämonen der Tiefe und Finſterniß, dieſe uralten, unvertilgbaren Feinde glückſeliger Menſchen, blicken neidiſch auf die Auserwählten, verwunden mit nimmer heilenden Schlangenbiſſen ihre achtlos dahingleitenden Füße, legen ſeine Schlingen und ſpannen dunkle Netze aus für die lächelnden Lichtkinder mit den gebundenen Flügeln, und raſten nimmer Tag und Nacht. Es gibt nur einen Talisman für dieſe dunkeln grauſigen Gewalten, nur einen Schutz und Schirm gegen die Macht der Hölle: das Blümlein Demuth! —

In einem halb verſchatteten, großen Garten der anmuthigen Rheinſtadt Bonn ſaßen an einem ſchönen

Sommerabende vier freundliche, frohe, dankbare Menschen: drei Frauengestalten und ein jugendfrischer, kraftvoller Mann. Sie schwiegen Alle, heimlich gerührt; denn die Erde feierte eben ihr allabendliches Traum- und Ruhefest: der Mond hatte sich über die stille geschmückte Geliebte geneigt, und sein sanftes Angesicht zerfloß bei ihrem Anblicke in Liebe und Entzücken; die Blumen flüsterten mit den Sternen, und der Zephyr küßte die Blätter der Bäume, daß sie vor Wonne bebten. Alle Klänge und Gesänge entschlummerten allgemach; nur von fern rauschte der mächtige, silberübergossene Rheinstrom, und ein frommes Glockengeläute wehte und zitterte durch die warme Luft.

Endlich brach eine junge, melodische Stimme das andachtsvolle Verstummen. „Großmutter! Mutter! Ludwig!“ hauchte ein lieblicher Mädchenmund, „wie schön, wie reizend ist doch unsere Erde! wie reich und glücklich sind wir Alle, wenn wir gut sind! — Schlafen nicht unsere heißesten Wünsche ein an solchem Zauberabende?“

Das milde mütterliche Angesicht wandte sich der Redenden zu und antwortete mit einem tiefsinnigen Liebesblicke; der junge Mann aber legte leise seine kräftige, schön geformte Hand auf den blonden Scheitel der Schwester und sagte: „Welch ein Unterschied zwischen Dir und mir, holde Träumerin! Deine kindlichen Wünsche schweigen in der süßen Abendermattung, und die meinen,

die heftigen, wilden, wachen auf und erheben lauter ihre Stimmen als am hellen lärmenden Tage!“

„„Aber was könnteſt Du noch begehren, Du Himmelsſtürmer?““ flüſterte das Mädchen, und blickte mit einem anmuthigen Gemiſch von Zärtlichkeit und Beſorgniß in das ſtolze erregte Antlitz des Vielgeliebten.

„Sinne einmal nach, Liebling!“ entgegnete er; „was mag wohl das Schönſte ſein auf Erden, was iſt das Höchſte, was dem Menſchen werden kann hienieden, welches iſt das ſtrahlendſte Geſchenk der Götter für eine ringende, ſehnende Menſchenſeele?“

„„Das ſchönſte, ſtrahlendſte Geſchenk?““ wiederholte die Liebliche ernſt. „„Ach Großmutter, da müſſen wir Dich zuerſt fragen, die ja die Welt und die Menſchen ſchon ſo viele, viele Jahre an ſich vorüberziehen ſah; ſprich, Theuere, und hilf mir!““ — Und ſie wandte ſich vom Bruder ab zu einer ſtillen, gebückten Geſtalt, die im tiefen Schatten einer blühenden Linde ſaß, und deren winterliches Angeſicht die unverwiſchbaren Spuren eines ewigen Herzensfrühlings trug.

„Das Schönſte, das Herrlichſte iſt wohl das Licht, meine Geliebten!“ war die Antwort der Greiſin. Großmütterlein war aber blind; ſie hatte ſchon längſt den Frühling nicht mehr geſehen, noch die treuen glänzenden Augen ihrer Lieben und den ſtrahlenden Tag und die

monderhellte Nacht, und mochte nun wohl in ihrer Dunkelheit an den ewigen Himmel denken, der mit seinem blendenden Glanze immer näher und näher heran rückte an ihr müdes Herz, und dem ihre ganze Seele entgegenjauchzte.

„Das Licht? — rief Ludwig zweifelnd aus, und in seinen dunklen Augen blitzte es seltsam, — o, nein, das Licht ist nimmermehr die höchste Gabe für den Menschen; Licht ist nur eine süße Labung, eine sanfte Freude, ein warmer Trost; aber Licht ist nimmermehr das Höchste! Licht ist nicht Leben."

Da ergriff die Schwester hastig seine ausgestreckte Hand: „„Ludwig, der Ton ist das Schönste!"" lispelte das reizende Geschöpf freudig, und dachte an die schönen Gesänge des Vaters, an die wundervollen Tonphantasien des Bruders, wenn er daheim am Flügel saß, und an ihre Lieblinge, die selig schmetternden Vögelein, an die herrliche Nachtigall, diesen himmlischen Frühlingsgast im dunklen Lindenbaum, und an alle die lieben Menschenstimmen, die so mild an ihr junges Herz schlugen.

„Kinderherz!" antwortete liebkosend der Aufgeregte, „wohl empfindet die Seele berauschende Wonne, wenn die Klangwellen eines mächtigen Harmonienstromes sie einhüllen, untertauchen, begraben, tragen und wiegen;

der Ton iſt auch mehr als Licht, er iſt die Verkörperung des Lichtes; aber dennoch nimmermehr das Höchſte! — Mutter, Mutter! erräthſt Du es nicht?“ rief er immer heftiger aus, und warf ſich vor der Sanften nieder auf die Knie. Und ſein geiſtvolles Geſicht mit den fremdartigen, unregelmäßigen Zügen verklärte ſich wunderbar in dieſem Augenblicke der Erwartung und Begeiſterung: eine höhere, von ſeinen Lieben noch unbegriffene Weihe umzog ſein ſtolzes Haupt, und es war als ob ſich eine Strahlenkrone herabſenkte auf ſeinen jugendlichen Scheitel, ſo hell blitzte das Mondlicht in ſeinen dunkeln üppigen Locken.

„Mein Kind!“ ſagte die Mutter unendlich weich und zog den Sohn eng an die Bruſt: „das Höchſte iſt die Liebe! nach des Dichters Worten:

„Es überwiegt das Leben Alles,
Wenn die Liebe in der Schale liegt!“

Da ließ der Jüngling die Arme ſinken, riß ſich los und flüſterte ſchmerzlich: „Auch Du nicht, geliebte Mutter? Liebe ſagſt Du? O, die Liebe iſt ja nur ein Traum; und ich will nicht träumen, Mutter, nein, ich will ſchaffen, leben. Drum hört es, meine Lieben, und glaubt mir: das höchſte, ſtrahlendſte Geſchenk der Götter iſt die Kraft, die ſchöpferiſche, nie verſiegende Kraft, und ich ahne, ich fühle ihr Daſein, ihr Keimen und Wachſen in meiner Bruſt. — Götter, Götter, laßt mir dieſe berauſchende Macht! gönnt

ſie mir und nehmt mir dafür Alles, was die Menſchen als ihr Höchſtes und Schönſtes erkennen, erſehnen und anbeten! Licht, Klang, Liebe, — ich bedarf ihrer nicht! — Eurer Gabe opfere ich alle irdiſchen Harmonien, allen Sonnen- und Sternenſchein und tauſend Liebesträume ohne einen einzigen Seufzer! Beraubt mich aller Erdenfreuden nnd Güter, aber gebt mir ewige Schöpferkraft, und ich will Euch preiſen, ſo lange ich athme! Dann baue ich mir eine eigene Welt! nicht eine, nein, tauſend und aber tauſend Welten werden erſtehen durch meine Macht, auf mein Gebot. Was ſoll mir in meinem überreichen Leben, in meiner überſchwenglichen Seligkeit die kleine arme Erde? Harmonien werde ich vernehmen, aber nicht mit meinen Erdenſinnen; Licht werde ich ſchauen, aber nimmer mit den Augen meines Leibes: — und Liebe? — o, wen die Götter lieben, der ſehnt ſich nach einem ſchwachen Menſchenherzen wohl nimmermehr!“ — Hochaufgerichtet ſtand er da, ein Bild des edelſten aber ungezähmteſten Stolzes, ein kühner Bittender, ein bittender Gebieter! Welche Gottheit vermochte ihm zu widerſtehen?

Aber eine tiefe Bangigkeit zog wie ein kühler Schauer durch die Herzen der liebenden Frauen: die Wange der Schweſter erbleichte und das Mutterauge füllte ſich mit Thränen. — Eine Wolke verſchleierte den Mond, ein heftiger Nachtwind erhob ſich plötzlich; die Blumen ſchlugen

betäubt die zarten Blätter dichter zusammen, ein Flüstern, Beben, Zittern durchzog die ganze Natur und erschreckte die ruhende Erde wie ein böser Traum; dunkle Schatten dehnten und regten sich; das widrige Gekreisch einer Eule ertönte gleich einem Hohngelächter, die Vöglein erwachten davon und flatterten ängstlich hin und her.

„Uebermüthiges, geliebtes Kind, mögest Du nie mit Schmerzen dieses Abends gedenken!“ sagte leise die Greisin und erhob sich. Stumm und seufzend geleiteten Tochter und Enkelin sie in das schützende Haus. Nur der Jüngling verträumte die halbe Nacht unter dem dunkeln Lindenbaume, schwelgend in seligen Gefühlen und prophetischen Ahnungen, und Lindenblüthen, thautropfenschwer, sanken auf seine Brust, wie duftende Thränen.

Und nur wenige Monate später, im Jahre 1792, verließ Ludwig van Beethoven das traute Elternhaus, um hoffnungsreich und erwartungsvoll einzuziehen in die damals so prunkende Kaiserstadt Wien. Das Geschenk der Götter, die gewaltige schöpferische Kraft, blieb ihm — wir wissen es ja Alle — in ungeschwächtem Glanze, wie keinem Sterblichen, bis zum letzten Hauche seines Lebens: Tonwelten erstanden auf sein Geheiß, und er ließ sie spielend aus seinen Händen gleiten, unbekümmert, ob die Menschen davor niederknieten in andachtsvoller Bewunderung oder vor Entzücken weinten und

jubelten. Seine Symphonien, seine Messen, sein Fidelio, seine Ouverturen, seine Sonaten, diese seinen Mosaikarbeiten aus den köstlichsten Edelsteinen, seine klaren Liederperlen sind die unsterblichen Erzeugnisse seiner himmelstürmenden Schöpfergewalt. Aber die kleine Erde, die er verschmäht, verschloß ihm zürnend nach und nach alle ihre blumengeschmückten Thore, und großartig ernst, wie der Götterliebling selbst, wurde seine Einsamkeit. Ein finstrer Dämon berührte mit kalter Hand schadenfroh grinsend sein Ohr; und fortan drang kein Klang der Außenwelt mehr zu der stolzen und doch so weichen Seele. Keine Zauberblume der Liebe fiel auf seinen Weg; und endlich erlosch auch das süße Licht der Erde; undurchdringliche Nacht und Grabesstille umgaben die ungebeugte Titanengestalt. Alle seine Lieben waren schon längst heimgegangen; fremde Hände leiteten den hülflosen, königlichen Greis; fremde Hände bereiteten ihm sein letztes Lager. Und alle diese stechenden Schmerzen, die ihm sein Erdendasein brachte, drückte er mit herkulischer Kraft tief in seine starke Brust zurück; alle seine Wunden verhüllte er vor Menschenblicken; nie klagte der Stolze mit einem einzigen Laute: doch sah man ihn auch nimmer lächeln.

Aber die, die ihn erkennen, anstaunen, lieben, vernehmen wohl den Schrei der Verzweiflung, der so oft seine gigantischen Schöpfungen geisterhaft durchbebt und

unſere Seele ſo mächtig erſchüttert; es war die Sehnſucht dieſer Rieſennatur nach der verſchmähten Liebe, die Sehnſucht eines einſam Wachenden nach dem ſüßen Traume, den Millionen neben ihm ſo ſelig träumen. Und die dunkeln Schatten, die hie und da plötzlich die Glanzgebilde ſeines ſchaffenden Geiſtes überfliegen: — es waren die Seufzer des gefeſſelten, verlaſſenen Prometheus nach dem Lichte, nach den Klängen der Erde, die ihn trug, und die er einſt im ſtolzen Uebermuthe von ſich geſtoßen.

Und grauſam, unerbittlich hielt ſie ihn feſt, die rächende Erde, bis am Abend des 26. März des Jahres 1827, Hand in Hand mit dem irdiſchen Frühlinge, auch der ewige Lenz herniederſchwebte zu dem einſamen ſtolzen Helden. Die ſtarren Bande der leuchtendſten Schwingen löſten ſich, der Kerker der Seele ſtürzte zuſammen! — „Mutter, Mutter! jetzt will ich träumen und ruhn! Ich bin müde vom Schaffen und Wachen!“ riefen die ſterbenden Lippen.

Droben aber umfingen in himmliſcher Vereinigung ewiges Licht, ewiger Klang, ewige Liebe die große befreite Menſchenſeele.

Des Meiſters Grab.

Dicht unter dem Dache eines traurigen grauen Hauſes in einer großen, großen Stadt hatte eine allerliebſte Schwalbe ihr Neſtchen gebaut. Reizend war das kleine Geſchöpf: es herzte Stunden lang ſeine niedlichen Kinderchen, flog mit dem munteren ſchwarzäugigen Lebensgefährten um die Wette, zwitſcherte jeden Tag glückſelig und ſorglos ein Morgen- und Abendlied, und beneidete in ſeiner luſtigen Behau-

ſung nicht den König der Vögel, den ſtolzen Adler in ſeiner hohen Burg. Wenn die Schwalbe nun ſo fröhlich und unermüdlich auf- und abſchwebend „gute Nacht!“ rief, und der Mond am Himmel dazu lächelte: da öffnete ſich ein kleines Fenſter und ein freundliches Menſchenantlitz mit ſchönen, aber ſchwermüthigen Augen ſchaute heraus; und dieſe Augen verfolgten die ſchwirrende jubelnde Schwalbe lange, lange. Ach! ſolch ein Schwalbengeſang iſt aber auch von einer ſo eigenthümlichen Friſche und Lebendigkeit, daß wir allen Trauernden rathen möchten, dieſem kunſtloſen herzigen Gezwitſcher zu lauſchen; das Herz wird dann leichter in der Menſchenbruſt. Das mochte wohl auch der ſtille Beobachter des Vögleins empfinden; denn wenn er endlich das Fenſter verließ, blickten ſeine Augen nicht mehr ſo troſtlos; oft ſchwebte ſogar ein leiſes Lächeln auf ſeinen Lippen. War er nun verſchwunden, dann tönten aus dem kleinen Stübchen volle herrliche Klänge und zogen hinaus in die ſchweigende ruhende Welt. Aber fröhlich waren ſie nicht, dieſe Töne, das fühlte die ſorgloſe Schwalbe und konnte nicht raſten bei dieſen Klängen voll dunkler Sehnſucht und tiefem Leide; wenn endlich ihre kleinen Flügel ermüdeten und ſie in die luſtige Wohnung ſchlüpfte, ganz behutſam, ohne den Schlummer der Kleinen zu ſtören, ſo mußte ſie immer und immer wieder den kleinen Kopf aus dem Neſte her-

vorſtecken und die klugen Aeuglein nach dem Fenſter richten, hinter welchem noch ein matter Lichtſchein glänzte. Dann brauſten und wogten die Harmonien immer mächtiger und erſchütternder; die kleine Schwalbe aber wußte nicht, wann ſie verhallt waren: am frühen Morgen war es ihr, als ob ſo eben erſt der letzte Ton verklinge.

Den ganzen Tag über war das Fenſter grün verhangen und im Zimmer herrſchte tiefe Stille; das Vögelchen ſtreifte oft dicht vorbei an den Scheiben, aber es regte ſich nichts dahinter. Gar zu gerne hätte es die ſchöne Paſſionsblume, welche auch erſt am Abend ſichtbar wurde am geöffneten Fenſter, nach dem allmächtigen Tonzauberer gefragt; aber die Paſſionsblume hatte ihre großen blauen Augen ſtets in das Innere des Zimmers gerichtet, wo ihr geliebter Pfleger weilte: nur ſelten blickte ſie flüchtig hinaus in die Welt. Zudem gelten dieſe Blumen unter den Vögeln für ſtolz und allzufromm; Grund genug für die Schwalbe, eine kleine Abneigung zu hegen gegen dieſe geheimnißvolle Blüthe; denn Schwälbchen mit den hübſchen Augen war ein Freigeiſt.

Der Sommer verging wie ein Traum. Die Zugvögel rüſteten ſich zu ihrem weiten Fluge in die glücklichen, warmen, ſonnenhellen Lande und nahmen Abſchied. Die jungen Schwalben flogen um das Haus

und horchten den lieben bekannten Klängen, die ihre Wiege umschwebt hatten. Rauhe Winde wehten und rissen die welken Blätter von den Bäumen; die letzten Blumen sanken hin und starben. Das kleine Fenster aber stand, trotz des kühlen Abends, weit offen, die Töne drangen herrlich daraus hervor; und der unbekannte Zauberer saß gebeugten Hauptes am Flügel, und seine feinen bleichen Finger glitten leise, fast bewußtlos über die Tasten. Rings umher lagen große und kleine Papiere, mit Noten beschrieben, zerstreut. Die kleine Schwalbe, vom Weh des Scheidens durchdrungen, gezogen und betäubt von den wunderbaren Klängen, vergaß all' ihre Scheu, flog in das ärmliche Zimmer, umflatterte das Haupt des Zauberers, berührte mit den Flügelspitzen seine edle Stirn und taumelte endlich, verwirrt von dem milden Dankesblicke seiner Augen, an seine milde kranke Brust. Sie fühlte, wie im Traume, daß weiche Hände sie umschlossen, ein Hauch sie berührte, sanfte Lippen ihr Köpfchen küßten; da wehte es frisch vom Fenster her: — die Schwalbe erwachte aus dem süßen Taumel und schwirrte mit einem Jubel- und Abschiedsruf hoch, hoch in die Lüfte. Der tiefe Sehnsuchtsseufzer eines gequälten Menschenherzens folgte ihr. Auf der ganzen Reise plauderte sie mit ihren Kindern und mit ihrem Lebensgefährten und Liebling von ihm, der sie in seinen Hän-

den gehalten, von ihm, der sie geküßt — und träumte von den Himmelsklängen Tag und Nacht.

Als der holde Frühling wiederkam, kehrten auch die Schwalben wieder und suchten mit hellem Freudengeschrei ihre alten Nester. An einem entzückenden Maitage zog auch unsere kleine Schwalbe ein. Das schmale wohlbekannte Fenster war aber nicht verhangen, das Zimmer leer und die Passionsblume stand bleich und matt in der Sonnengluth; Frau Sonne aber schien gerade heut an der reizend geschmückten Welt unendlichen Gefallen zu finden, sie ging so langsam als nur möglich und ganz widerstrebend zur Ruhe. Die Schwalbe dagegen konnte den Abend kaum erwarten. Endlich kam er und breitete seinen dunklen Schleier über die Erde; des ruhelose Vögelchen flatterte umher und lauschte. Vergebens! — keine süßen Klänge zogen durch die schweigende Nacht; das Fenster blieb fest verschlossen. Am anderen Morgen flog die Schwalbe zur Passionsblume; die war sterbenskrank und verschmachtet. Mit den Flügeln wehte sie der Todesmatten Kühlung zu; leise, leise flüsterten dann beide mit einander, dann neigte die schöne Blüthe ihr Haupt und schlief ein. Die Schwalbe aber löste sie leicht vom verdorrten Stengel und flog mit ihr davon, weit, weit zum stillen einsamen Friedhof. Dort schimmerte ein frischer Rasenhügel im Sonnenlichte: die

Schwalbe legte die Blume nieder zu den Füßen ihres treueſten Pflegers, der dort tief unten ſchlummerte, und kehrte betrübt, müde und traurig heim.

In der Abendkühle aber flog ſie in einen nahe liegenden, reizenden Wald und ſuchte ihre Freundin auf, die gefeierte Sängerin Amſel. Die Amſel war nicht allein; ſie ſaß auf einem hübſchen Tannenbaume, und ein Stieglitz hatte kecklich neben ihr Platz genommen. Ein Stieglitz mit ſeinem bunten Röckchen iſt nämlich den Vogeldämchen ſo gefährlich, wie den jungen Mädchen heutzutage ein Lieutenant nur immer ſein kann. Die Schwalbe aber hatte keine Augen für ihn: in ihrem Köpfchen wogten gar ernſte, wichtige Gedanken. Flüchtig grüßte ſie und ſagte bittend zur Amſel, welche ſo coquett als möglich den dicken Kopf ſenkte: „Liebe, Du mußt mir einen Gefallen thun.“ — „„Was iſt's?““ flötete die Amſel ziemlich nachläſſig, denn die Störung machte ihr eben keine allzugroße Freude. — „Ich will ein Nachtconcert veranſtalten,“ erwiderte geheimnißvoll die Schwalbe, „und Du ſollſt darin ſingen.“ — „„Gern, gern!““ entgegnete die Geſchmeichelte und verſuchte einen Triller, über welchen der Stieglitz faſt den Hals brach vor Entzücken. — „„So iſt denn wohl gar der König Adler gekommen,““ ſagte ſie, „„oder der ſchöne Prinz Falk mit ſeinem Adjutanten, dem gefährlichen Grafen Sperber?

vielleicht auch“ “ — „Nein, nein, nichts von alle dem!“ unterbrach die Schwalbe die Rede ihrer Freundin, „ich will einem todten, herrlichen, lieben Muſikmeiſter ein recht hübſches Schlummerſtändchen an ſeinem letzten Ruhelager bringen, und mein Geſang allein däucht mir zu ſchlecht, obgleich ich weiß, daß er mich gern zwitſchern hörte, als er noch lebte; Du ſollſt mir helfen mit Deiner Kehle, liebe Amſel!“ — Die Sängerin wollte vor Staunen vergehn. „„Welche Zumuthung,““ rief ſie empört, „„meine Stimme der ſchädlichen, feuchten Nachtluft preisgeben um eines todten Muſikanten willen? Nein, liebe Freundin, es kann unmöglich Dein Ernſt ſein, ſo etwas von mir zu verlangen, von mir, der berühmten Sängerin des Waldes! Zudem muß ich mich ſchonen für morgen. Ich ſinge in der Matinée eines durchreiſenden Raben-Virtuoſen auf der Schnabelharmonica; Mittags giebt ein höchſt intereſſanter, landesflüchtiger Canarienvogel, der ſeinen Contract gebrochen, ein Concert, und Abends iſt muſikaliſche Unterhaltung bei der Frau von Elſter.“ “

Mitten in dieſem Geſchwätze war die Schwalbe tief gekränkt davon geeilt. Sie kam zum niedlichen, launiſchen Rothkehlchen. Mit eifrigem Gezwitſcher trug die Schwalbe ihre Bitte vor. Rothkehlchen hatte nicht übel Luſt, war aber ſehr geſchäftig und zerſtreut: es erwartete ſeinen

Anbeter, einen lockeren Zeiſig, hatte allerlei köſtliche feine Samenkörnchen auf friſche Roſenblättchen gelegt und blaue Glockenkelche, mit Thau gefüllt, zum Trinken aufgeſtellt. Schwälbchen wartete ein wenig; der Zeiſig kam nicht. Plötzlich wurde Rothkehlchen heiſer, konnte „unmöglich“ ſingen, ſtellte ſich ſehr krank, ſchlüpfte in das Neſtchen und ſchloß die Augen. Traurig hob die Schwalbe ihre Flügel und ſchwirrte durch den Wald ihrer Wohnung zu. Unterwegs erblickte ſie den treuloſen Zeiſig; ſeelenvergnügt thronte er auf einer ſchönen Birke, neben ihm eine reizende Grasmücke, mit der er um die Wette ſang und trällerte. Die Schwalbe nickte mit dem Köpfchen und wollte vorüberfliegen. „Was haſt Du denn, liebe Seele?“ rief aber der muntere, ſorgloſe Geſell im grünen Röckchen, „Du ſiehſt ja ganz bekümmert aus. Eine Schwalbe mit traurigem Geſichte iſt ja etwas Unerhörtes. Erzähle, erzähle!“ — Und Schwälbchen erzählte. — „Wir ſingen mit!“ ſagte am Schluſſe der Zeiſig ganz ernſthaft, „wir ſingen alle mit, ich verſpreche es Dir.“ — „„Und ich auch, im Namen aller meiner Schweſtern,““ rief die niedliche Grasmücke.

Die Augen der Werberin leuchteten: „Da habe ich ja einen prächtigen Chorus für meinen herrlichen Meiſter Franz!“ jubelte ſie. — „„Meiſter Franz! Von dem iſt die Rede?““ kreiſchte hier der Zeiſig und ſtürzte der

Schwalbe mit ausgebreiteten Flügeln um den Hals, „„o, den kennen wir ja Alle! — Er war es, der meinen kranken Bruder, dem ein böſer Knabe das Beinchen gebrochen, ſo liebevoll pflegte, der jeden Vogel aus den Netzen und Sprenkeln tückiſcher Menſchen befreite, und auch meine Geliebte, die erſte nämlich, das ſchönſte Blaukehlchen der Welt, aus den Händen eines barbariſchen Vogelhändlers erlöſte mit dem letzten Groſchen, den er in der Taſche trug, und ſie dann fliegen ließ. Ja ihn, den lieben Meiſter, kennen alle Vögel und Blumen; wie oft wanderte er nicht durch den Wald und ſummte leiſe wunderſame Melodien! Für ihn, für ihn wollen wir ſingen, jede, jede Nacht!“ “ — „Um Mitternacht denn auf dem Friedhofe!“ flüſterte ſelig die Schwalbe und flog davon.

In einem der letzten Bäume des Waldes war fröhliches Leben. Der Vetter Dompfaff hielt dort Schule: eine Unzahl kleiner, niedlicher Vögel hatte ſich um ihn verſammelt; er ſelbſt ſaß ganz ehrbar in der Mitte mit ſeinem ſchwarzen Käppchen und rothen Weſtchen, ſchaute mit ſeinen freundlichen klaren Augen das tolle, junge Volk an, und erzählte allerlei poſſirliche Geſchichten. Die Schwalbe ſprach mit ihm von ihren Plänen. Vetter Dompfaff verſprach ſeine Mitwirkung und gab der Schwalbe einige empfehlende Worte an ſeinen beſten Freund, den

Muſikdirector Specht mit, welcher wenige Bäume entfernt von ihm hauſte. Die jungen Vögel wollten auch für den guten Meiſter Franz ſingen, den ſie alle zu kennen behaupten, einige aus den Erzählungen des Vaters und der Mutter, andere aus den Schilderungen ihrer großen Schweſtern und Brüder. — Fröhlich nahm die Schwalbe Abſchied. Was ihr bei dem wackeren Specht begegnet, wollen wir nicht verrathen; aber etwas Schönes muß es geweſen ſein, denn ſie kam erſt ſpät nach Hauſe, ſtrahlend vor Freude, ſprach nur mit den Augen, winkte ihren Lieben und flog nach kurzer Raſt auf den ſtillen Friedhof hinaus.

Den blendendſten Silberſchein goß der gefällige Mond über das Grab des Meiſters. Es war Mitternacht. Da tönte es aus allen Zweigen von nah und fern, und ein voller Chor der lieblichſten Vogelſtimmen ſang das Lob des todten Meiſters, des ſtillen, ernſten Sängers, des Fremdlings auf dieſer Erde, den die Vögel und Blumen beſſer verſtanden, kannten und ehrten, als die Menſchen: das Lob des einſamen, müden Wanderers Franz Schubert. Die treue Schwalbe umflatterte den Hügel und küßte die Grasſpitzen; auf dem Roſenbuſche, der ſich über das Grab neigte, wiegte ſich eine Nachtigall und flötete zauberiſch; ſie war die Lieblingsſchülerin des braven Muſikdirector Specht, welcher ganz eifrig den Tact

schlagend zu den Füßen des todten Meisters saß. Die Vögelchen sangen so entzückend, daß der Mond und die lieben Sternlein lauschten und alle Blumen erwachten, alle Käfer herbeiflogen und die Leuchtwürmchen einen Lichtglanz zogen um das stille Grab.

Ob wohl dieser frische, süße, lebensfrohe Gesang hinab in die Träume dessen drang, der da unten so sanft schlummerte? — Die Vögel glauben es; und alljährlich in den ersten Tagen des Wonnemonds, des holden Mai, bringen sie dem gestorbenen Meister Franz den ersten Lenzesgruß in stiller Mitternachtsstunde; und in den letzten Tagen des Herbstes, wenn sich die fröhlichen Schwalben rüsten zur weiten Reise, scheiden alle die lieblichen Sänger von ihm auf glückseliges Wiederfinden!

Und so ist sein Grab nimmer verlassen; kleine helle Vogel- und Blumenangen bewachen dies stille geheiligte Plätzchen.

Die Erfindung der Harmonica.

In dem dritten Stockwerk eines unscheinbaren Hauses der Londoner City brannte an einem düstern Novembernachmittage in einem der hübschesten kleinen Eckzimmer, die man sich denken kann, ein lustiges Kaminfeuer. Es lachte dem mürrischen Winter geradezu ins Gesicht, der eben Hände voll Schneeflocken und Eisstückchen an die

Scheiben warf und dazu tobte und heulte wie ein gefangener Bär. Die Dämmerung fing ſchon an, die ungeheure Stadt in graue Schleier zu wickeln; nur die Spitze von St. Paul und die Rieſengeſtalt des Towers wehrten und ſträubten ſich noch unter ihren Händen und ragten aus dem verhüllenden Nebel hervor. Die Laternen auf den Straßen waren bereits angezündet und kämpften ihren allabendlichen Kampf mit dem Tageslichte. Das Eckzimmer war auch halb verſchleiert, und das zuckende Licht der Flammen tanzte an den Wänden auf und nieder, fuhr über den Fußboden, ſpielte an der Decke, und berührte auf dieſen Streifzügen abwechſelnd die Geſichter und Geſtalten der vier Menſchen, die eben dort beiſammen waren.

Die bedeutendſte Erſcheinung in dem kleinen Kreiſe war ein Mann, der dicht am Kamin in einem tiefen Lehnſtuhl ſaß und ſeinen Kopf an die Rückwand ſeines Sitzes gelegt hatte. Er war ſchwarz gekleidet, trug aber der Sitte der damaligen Zeit entgegen keine Perrücke, ſondern das eigne graue volle Haar, das an den Schläfen ſcharf zurückgeſtrichen war. Aber welche Stirn zeigte ſich da, welche wunderbar ſchöne Schläfen! Es war unmöglich ſich ein Menſchenantlitz mit einer edleren Stirn zu denken; die Träume einer großen Seele waren dort aufgezeichnet und zwei klare geiſtvolle Augen

ſtanden als Traumdeuter dabei. Wer hätte bei der Betrachtung dieſes Kopfes wohl die Frage aufwerfen mögen, ob er ſchön von Zügen, ob die Jugend von Wangen und Lippen weggeweht, ob der Mund, der ſo bezaubernd zu lächeln verſtand, regelmäßig geformt? Die Geſtalt zeichnete ſich in keiner Weiſe aus, aber alle Bewegungen des Mannes waren ſicher und edel. Und ſein Name? Benjamin Franklin, der liebenswürdige Menſchenfreund, der berühmte Bürger Amerika's, der gefeierte Gelehrte. Eine wiſſenſchaftliche Angelegenheit hatte ihn eben jetzt, zu Ende des Jahres 1762 von Philadelphia nach London geführt, woſelbſt er einige Monate zu verweilen gedachte. Sein erſter Beſuch galt einer von ihm hochgeachteten Verwandten, der ehrenwerthen Miſtreß Davies, die nach dem Tode ihres Mannes mit ihren beiden talentvollen Töchtern, Mary und Cäcilie, äußerſt zurückgezogen in der großen Weltſtadt lebte.

Franklin hatte ſich kaum der Mädchen erinnert, die er einmal nur geſehen, als ſie noch ſehr junge Kinder waren, und erſtaunte nicht wenig, ſich von zwei ſchlank aufgewachſenen, reizenden Geſchöpfen von 18 und 19 Jahren mit verwandtſchaftlicher Traulichkeit begrüßt zu ſehen. Die lebhafte Cäcilie war ihm gleich um den Hals geflogen, die ältere Schweſter Mary hatte ihm zitternd und erröthend nur die Hand hingereicht. Beide Mädchen konnten es

kaum faſſen, den großen Mann, mit deſſen Ruhm die Mutter ſie gleichſam aufgefüttert, nun wirklich vor ſich zu ſehen. War doch faſt kein Tag vergangen, ohne daß von ihm die Rede geweſen. Die Glorie, die ſich um den Namen deſſen zog, den der Himmel ihnen gerade näher geſtellt als allen Andern, wurde zum Sonnenſchein für die Herzen der kleinen Familie. Die ungewöhnlichen Vorzüge dieſes Geiſtes, der hohe Adel dieſer Seele, wurde an keinem Orte tiefer und inniger erkannt, als in dem dritten Stockwerk des unſcheinbaren Hauſes der Londoner City. Jedes Ereigniß des Franklinſchen Lebens wurde von der Miſtreß Davies ihren Töchtern gegenüber beſprochen, all' das Thun und Laſſen des ſeltnen Mannes erſchien den drei Frauen unantaſtbar. Seine erſte Liebe zu der wunderſchönen Miß Nells, ſeine Trennung und ſpätere Wiedervereinigung mit ihr, die mittlerweile das Weib eines Andern geworden, hatte für die jungen Gemüther einen hohen Reiz. Mary begriff nicht, wie ein Mädchenherz, wenn es von ſolchem Manne geliebt worden, ſich jemals einem Andern ergeben könne, während Cäcilie ſehr richtig bemerkte, daß Franklin damals, als er um die reizende Miß Nells geworben, noch nicht der hochgefeierte Franklin geweſen ſei.

„„Ach, wäre ich doch Miß Nells geweſen!““ hatte Mary leiſe geſeufzt, worauf ihre Schweſter etwas ärger-

lich geantwortet: „wie kannſt Du Dir nur wünſchen, jetzt alt und häßlich zu ſein und nicht mehr ſingen zu können!“

„„O, wenn er mich lieb hätte, dann gäbe ich Alles hin, ſelbſt meine Stimme!““

„Kinder, ſchwatzt nicht ſolch' unſinniges, ſündhaftes Zeug!“ Mit dieſen Worten hatte endlich Miſtreß Davies das Geſpräch unterbrochen. „Unſer berühmter Verwandter iſt jetzt alt und verheirathet, und wenn Ihr ihn ſehen werdet, ſo wird keine von Euch daran denken, ſich in ihn zu verlieben.“

Unter all' jenen verſchiedenen und ſeltſamen Species der Frauenliebe, die noch kein Gelehrter in ein Syſtem zu bringen verſucht hat, giebt es *eine*, die zwar nicht ſo ſelten blüht wie die Wunderblume welttrotzender großer Leidenſchaft, die aber in ihrer Erſcheinung immer rührt und feſſelt. Es iſt jene heimliche begeiſterte Zärtlichkeit, die mit dem Finger auf den Lippen, den Geſtalten bedeutender hervorragender Männer folgt. Zu den Füßen hoher Palmen, kraftvoller Eichen, ſtolzer Platanen entfaltet dieſe beſcheidene Blüthe ihre keuſchen Blätter, nichts begehrend als eben ſolchen Platz. Sie erhält ſich von den Sonnenſtrahlen, die auf das Haupt des Baumes fallen; die feinen Wurzeln ihres zarten Lebens verſchlingen ſich allgemach mit den Wurzeln des Baumes; ſie

fühlen und leiden mit ihm, ohne daß er es ahnt, und sterben, wenn er stirbt. Aber Niemand, der erschüttert neben der gestürzten Eiche steht, trauert um das Veilchen, das sie erschlug. Es würde nicht schwer fallen in dem Leben aller großen Männer das liebliche Dasein solcher Blüthen nachzuweisen. Mary Davies war eine der lieblichsten unter ihnen.

Die Nachricht, daß Benjamin Franklin endlich wirklich nach England kommen und einige Monate in London bleiben werde, erregte natürlich einen wahren Freudensturm im Davies'schen Hause. — „Wir müssen ihm vorsingen, recht viel vorsingen," rief Cäcilie, damit er doch merke, daß an uns auch etwas zu bewundern ist!" — Und sie hatte Recht, die allerliebste Kleine; ihr und Mary's Gesang war der Bewunderung werth, beide Schwestern hatten bereits in dem großen London Aufsehen erregt durch die seltene Vereinigung eines reichen Musiktalents und bezaubernder Schönheit mit kindlicher Bescheidenheit und Zurückhaltung. Der Name der Schwestern Davies genügte, um jedes Concert zu füllen.

Und es kam die Zeit, wo er wirklich da war, der Gefeierte, Langersehnte, und wo er bei ihnen saß fast jeden Abend in dem kleinen Eckzimmer, wie wir es im Anfang dieser Erzählung beschrieben.

Mistreß Davies, eine ſtattliche freundliche Dame, trippelte etwas ruhelos hin und her, rückte dort einen Stuhl, legte hier eine Tiſchdecke anders, ſchob da eine Baſe zurück, trat bald ans Fenſter, bald an den Kamin und ſagte zwanzig Mal halblaut: „es iſt faſt dunkel!“ Sie war nämlich eine äußerſt thätige Natur und hatte von jeher den ſüßen Zauber einer träumeriſchen Dämmerſtunde nicht verſtanden, auch ihren Töchtern dies gefährliche Vergnügen niemals geſtattet. Seit der Anweſenheit ihres berühmten Verwandten mußte ſie leider dergleichen dulden, da Franklin gerade die Zeit des Zwielichts vorzugsweiſe liebte. Die Mädchen plauderten leiſe am Fenſter. Cäcilie ſaß auf einem Schemel zu den Füßen der älteren Schweſter und hatte ihre hübſchen Arme auf deren Knie gelegt. Ihr roſiges Geſicht war aufwärts gerichtet, die ſchwarzen ſchweren Locken fielen weit weg von den runden Wangen und rollten über die vollen Schultern herab. Sie fragte, erzählte, lachte, wie eben ein achtzehnjähriges Mädchen fragt, erzählt und lacht, aber Mary hörte nur zerſtreut ihren allerliebſten Thorheiten zu, ihre Augen hingen an der prächtigen Stirn Franklins. Mary war eine echte Tochter Altenglands, ein blondgelocktes wunderſchönes Geſchöpf mit dunkelblauen Augen und blendender Geſichtsfarbe. In den langſamen Bewegungen, in der Haltung der ſchlanken Geſtalt, in

der leichten Neigung des Hauptes nach der linken Seite lag ein unbeschreiblicher Reiz, in dem zögernden schweren Aufschlag der schwarzen Wimpern aber, in den leicht eingedrückten Winkeln des feinen Mundes erkannte ein tiefer blickendes Auge sofort jene geheimnißvollen Zeichen eines allzuweichen Herzens, jene versteckten Wundenmale einer empfindsamen Seele: einfache rührende Trauer.

„Heute müßt ihr mir endlich etwas singen, lieben Mädchen!“ sagte jetzt Franklin, „aber laßt's so dämmernd bleiben immer, die Musik klingt so am süßesten, wirkt so mächtiger als sonst.“

Die Schwestern erhoben sich, Mary schlug den Deckel des Claviers auf, das nicht weit vom Fenster stand, Cäcilie schob ihr den Sessel hin. Die schlanken Finger der ältesten Schwester liefen rasch über die schwarzen schnarrenden Tasten, sie klangen aber harfenhaft lieblich, wenn Mary spielte. Sie begleitete jetzt den Gesang ihrer Schwester. Cäciliens Stimme war von einer staunenswerthen Fülle und Biegsamkeit, der klangreichste prächtigste Sopran. Das junge Mädchen sang mit großer Vollendung eine Händelsche Arie. Wenn man die Stimmen mit Farben vergleichen darf, so schien die Stimme Cäciliens wie strahlendes frohes Himmelblau. Das Zimmer war zu eng für die Klänge, die dieser jungen Brust entströmten. Franklin sagte, als die Sängerin geendet, heiter zu

Miſtreß Davies: „Nun? iſt's hier noch dunkel, Fanny? Ich habe mich im Licht!“

Später bat Cäcilie zärtlich ſchmeichelnd: „Mary, ſinge uns eine Deiner alten Balladen, keine Arie, nur Deine little scottish songs, die Niemand auf der Welt ja ſo ſingen kann als eben Du!“ Und Mary wendete noch einmal ihr Köpfchen zu Franklin hin, ſchüttelte dann die Locken zurück, ſchlug einen wehmüthigen Accord an und ſang eine wunderbare tieftraurige Weiſe, ein altengliſches Abſchiedslied:

„Then fare thee well, my dear dear love!“

Franklin hatte ſich lauſchend vorgebeugt im Seſſel und die Hände unwillkürlich gefaltet; der Geſang dieſes Mädchens traf ihn im tiefſten Herzen. Er fühlte ſich plötzlich in ſeine Kindheit zurück getragen, die Stimme ſeiner Mutter ſchlug an ſein Ohr, liebe ſüße Kindheitsbilder zogen nebelhaft vorüber. Wie aber die Töne weiter floſſen, überſtrömte ihn plötzlich ein heißer Schmerz, eine unendlich traurige Sehnſucht, die Sehnſucht nach der verlornen Jugend. Er hätte in dieſem Augenblick Alles hinwerfen mögen, Ruhm und Glanz, ſein ganzes vergangenes reiches Leben, um den Jugendſchimmer eines Zwanzigjährigen. Denn dann hätte er ja dieſem jungen blonden Mädchen jene glühenden Thränen zeigen

dürfen, die jetzt über seine Wangen rollten, und deren sich der alternde Mann fast schämte. Es lag übrigens in Mary's Stimme etwas Nervenerschütterndes, Ueberwältigendes, so zart eben diese Stimme an sich auch war. Sie vibrirte und zitterte wie Mondesstrahlen auf einem stillen See, und die eigenthümliche Verschleierung des Tones hatte einen unnennbaren Reiz. Franklin kämpfte mit der mächtigsten Erregung, die er je gefühlt; er war ja trotz seines kräftigen Körpers im Grunde eine sehr fein organisirte Natur. Als Mary den letzten Vers des einfachen trüben Liedes beendet, wollte er aufstehen, zu ihr hingehen, griff aber mit den Händen in die Leere und stürzte bewußtlos zusammen. Das Messinggeländer des Kamins verletzte seine Stirn; einige Tropfen Blut rannen die linke Schläfe herab.

Die kleine Familie gerieth bei diesem unerwarteten Vorfall in eine namenlose Bestürzung. Cäcilie rief nach Licht, Mistreß Davies versuchte den Ohnmächtigen aufzuheben, — nur Mary stand, einer Statue gleich, regungslos mitten im Zimmer. Erst als die Dienerin mit dem Armleuchter hereintrat und sie die Mutter sagen hörte: „Hannah, helft mir zuerst hier und dann lauft zum Doctor Snobbers!“ kam Bewegung in die starre Gestalt. Mary warf einen Blick der Verzweiflung auf Franklin und glitt geräuschlos aus dem Zimmer. Nie-

mand vermißte ſie, Alle waren mit dem Bewußtloſen beſchäftigt. Sie lief die Treppe hinab, öffnete die Hausthüre und ſtand auf der ſchneebedeckten Straße. Der eiſige Nordwind, der hier ihre glühenden Wangen traf und ihre Locken verwirrte, machte ſie einen Augenblick ſchaudern, dann aber eilte ſie um ſo raſcher vorwärts, gejagt von dem einen Gedanken: „er ſtirbt und ich habe ihn in den Tod geſungen!“ O, wie ſie in dieſem Moment ihre eigene Stimme haßte! Wie ein Schatten glitt ſie an den Häuſern hin; zwei kurze Straßen waren es ja nur, die ſie von der Wohnung des alten Hausfreundes und Arztes trennten.

Aus einer dunkleren Seitengaſſe ſchlug ihr jetzt Lärm entgegen: ſie achtete nicht darauf. Aber eine Schaar luſtiger junger Männer ſtrömte herbei, der Schein einer Laterne traf eben das ſchöne bleiche Mädchengeſicht, entſetzt drängte ſich Mary dichter in den Schatten der Häuſer, vergebens — man umringte ſie und ängſtigte das junge Mädchen mit allerlei loſen Reden. — Sie raffte all ihren Muth zuſammen und ſagte mit ziemlich feſter Stimme, während ihr Herz faſt hörbar ſchlug: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, laßt mich gehen! Ich will den Arzt holen für einen Sterbenden. Doctor Snobbers wohnt zwanzig Schritte von hier!“ Ihr todtenblaſſes Geſicht, ihre angſtvollen Augen, der Ton ihrer Stimme trugen ſo ſehr das Ge-

präge der Wahrheit, daß die Uebermüthigen faſt unwillkürlich zurückwichen. Das gehetzte Reh entwich, erreichte die Wohnung des Doctors, ſtürzte in das Zimmer des alten Herrn und fiel mit dem Rufe: „Franklin ſtirbt!“ vor ihm nieder. —

Benjamin Franklin war längſt wieder hergeſtellt von ſeinem „kleinen Nervenzufall,“ wie er es ſelbſt lächelnd nannte, als der dunkle Todesengel noch immer an Mary's Lager ſtand. Jener Abendgang und die mit ihm verbundenen heftigen Gemüthsbewegungen hatten dem zarten Weſen eine ſchwere Krankheit gebracht, von der das Mädchen nur ſehr langſam genaß. — Als ſie endlich, zur Freude ihrer Lieben, erſtanden war und geſtützt auf den Arm ihres gefeierten Freundes die erſten Schritte wieder wagte, als ſie ſeine ſtille Sorge ſah und ſeine ernſte Zärtlichkeit, da ſegnete ſie heimlich in ihrem Herzen jene bange Abendſtunde, die ihr ein Glück gebracht, das ſie vorher nie gekannt: das Glück von ihm umſorgt zu werden.

Arme Mary! Sie ahnete damals noch nicht, was ihr jene Stunde genommen! Wenige Wochen ſpäter entdeckte ſie es mit unſäglichem Kummer, mit einem Gram, dem ihre Seele faſt erlag: ſie hatte ihre Stimme verloren.

Doctor Snobbers war der Einzige, der ſich über die Folge jenes unvorſichtigen Abendganges nicht verwunderte. „Dies ſogenannte Unglück iſt kaum der Rede werth,“ ſagte er, „Mary's Leben ſelbſt ſtand auf dem Spiele!“ Er begriff nicht, wie die Frauen ſo troſtlos weinen konnten, denn Mutter und Schweſter trauerten kaum minder tief als Mary ſelbſt um den Verluſt einer bloßen Stimme. Ach, wem die himmliſche Gabe des Geſanges nicht geworden, der faßt es freilich nimmer, welch eine Quelle der reinſten Freuden, des ſüßeſten Troſtes ſie zu werden vermag, daß das Herz in ihr Alles findet, was es ſonſt entbehren muß! Wer ſingen kann, der ſingt ſich jede Freude tiefer in die Seele, und findet auch für das bitterſte Weh ein Wiegenlied. Tauſend ſüße Geheimniſſe ſteigen im Geſange auf die Lippen, in den Tönen zittert, weint, jubelt das Herz, redet von heißer Liebe und glühendem Verlangen — und Niemand darf es deshalb anklagen oder ſtrafen.

Als Mary Davies nach allen erdenklichen Verſuchen, den verlorenen Schatz wiederzugewinnen, endlich einſah, daß er für immer dahin, verſank ſie zwar nicht in eine finſtere Troſtloſigkeit, aber ſie welkte, ſtill wie eine Blume welkt, der man das Sonnenlicht genommen. Ihr kunſtvolles Clavierſpiel machte ihr keine Freude mehr. „Es läßt mich am härteſten fühlen, was ich verlor!“ ſagte

ſie und ſpielte nur, wenn ſie ihre Schweſter begleitete. Anfangs zerfloß ſie auch beim Geſang Cäciliens in Thränen, nach und nach erſchien ſie ruhiger. Sie bemühte ſich ſichtlich ihrem verehrten Freunde eine Reſignation zu zeigen, die ſie trotz aller ernſten Bemühungen — nicht empfand.

Aber Franklin ließ ſich nicht täuſchen. Er verſchob ſeine Rückreiſe nach Philadelphia von Monat zu Monat und erſchien nach wie vor regelmäßig in den Abendſtunden im Daviesſchen Hauſe. Allein gedankenvoll und zerſtreut ſtarrte er dann, in tiefes Sinnen verloren, vor ſich hin und beantwortete kaum die Fragen, die Miſtreß Davies oder Cäcilie an ihn richteten. Muſik wollte er nicht wieder hören, das kleine Clavier blieb verſchloſſen, wenn er da war. Wenn Mary aber mit ihrer leiſen gebrochenen Stimme ihn anredete, fuhr er auf und gab freundliche Antwort, ja wenn ſie ſich nur bewegte, ſah er zu ihr hin, ſo verſunken in Gedanken er auch ſchien. Seine Augen folgten ihr immer, kein Seufzer, keine heimliche Thräne, kein Schatten des Schmerzes, der über ihre Stirn flog, entging ihm. Aber er redete nie über Mary's Verluſt.

So ſchlich Woche auf Woche dahin, der Sommer rüſtete ſich zum Scheiden, die erſten Blätter fielen: da trat eines Abends Benjamin Franklin zu ſpäterer Stunde

als gewöhnlich in das ſtille Eckzimmer. Mutter und Töchter ſaßen um den kleinen Tiſch, Cäcilie las, Miſtreß Davies arbeitete, Mary träumte. Sie ſah den Eintretenden überraſcht an: ſo verklärt hatte ſie ſein Geſicht noch nie geſehen, eine unbeſchreibliche, tiefe Freude leuchtete aus ſeinen Augen und überſtrömte plötzlich auch ihr Herz mit einem warmen Glücksgefühl. Er trat zu ihr hin und faßte ihre Hand. „Liebe, liebe Mary,“ ſagte er weich und leiſe, „Du haſt um meinetwillen Deine ſüße Stimme verloren, eine Stimme, die ich nie, nie vergeſſen werde: heute bringe ich Dir einen Erſatz; Du ſollſt wieder ſingen, wenn auch nicht mit Deinen Lippen. Bleibe ruhig hier, während ich ins Nebenzimmer gehe, und gieb Acht auf die Töne, die zu Dir hereinziehen werden.“

Erwartungsvoll, ja faſt bebend drängten ſich die Frauen an einander; die Thür des Nebengemachs blieb halb geöffnet. Eine kurze Pauſe, — dann zitterten, rieſelten, flutheten ſüße Klänge in Ohren und Herzen der Hörerinnen, Töne von ſo rührend weichem Gepräge, von ſo eigenthümlichem Schmelz, wie ſie weder die Harfe, noch die Flöte, noch irgend ein Inſtrument, das die Frauen bis jetzt gehört, hervorzubringen vermochte. Es waren Laute, die aus einer andern Welt zu dringen ſchienen, Töne einer verklärten Menſchenſtimme, Engels-

geſang, man konnte ſie ohne Thränen nicht hören. Sie zogen das Herz aus der Bruſt, die Hörerinnen empfanden Weh und Luſt zugleich. Und als ſie lauter wurde, die wunderbare Muſik, da erkannten ſie Alle die bittertraurige Melodie des altengliſchen Abſchiedsgeſangs, des letzten Liedes, das Mary ſang:

„Then fare thee well, my dear dear love!“

Da war es ihnen, als hörten ſie wirklich Mary's Stimme, jene liebe, ſeltſame, herzerſchütternde Stimme, die ja längſt geſtorben. Die Frauen ſchluchzten laut, Mary aber hielt ſich nicht länger: mit einem Aufſchrei des ſchmerzlichſten Entzückens riß ſie ſich los aus Cäciliens Armen und flog ins Nebenzimmer.

Franklin ſaß vor einem wunderlichen Inſtrument, aus einer Walze beſtehend, die auf einem Fußgeſtell ruhte. An dieſer Walze waren gläſerne Halbkugeln von regelmäßig abgeſtufter Größe befeſtigt und ſo in einander geſchoben, daß der Rand jeder Halbkugel über die folgende hervorragte. Franklin hatte ſeine Fingerſpitzen an die Ränder der Glasglocken gelegt, die Walze durch eine Bewegung ſeines Fußes in Umſchwung geſetzt und ſo jene zaubervollen Töne hervorgebracht.

„Mary, ſo haſt Du geſungen!“ rief er dem erſtaunten und erregten Mädchen entgegen. „Und nun komm,

daß ich Dich wieder ſingen lehre — und wenn Du hier ſingſt, ſo ſingt meine Seele mit Dir. Ich habe die Stimme für Dich erfunden!“

Die ſchöne Mary Davies war es, die ſpäter mit dieſer klingenden neuen Erfindung des berühmten Franklin (Harmonica nannte er ſie) die Welt in Staunen ſetzte. Durch unabläſſige Uebung hatte ſie bald eine bewundernswürdige Fertigkeit auf dieſem ſeltſamen Inſtrumente erlangt. Sie reiſte, als ſie den perſönlichen Abſchied von ihrem angebeteten Freunde überwunden — ſeine Seele hielt ſie ja in ihren Händen — und Franklin nach Amerika zurückgekehrt war, zuerſt nach Frankreich, dann auch nach Deutſchland und ließ ſich in mehreren bedeutenden Städten als Harmonicaſpielerin hören. Wie ſie ſpielte Keiner wieder dies Inſtrument; ihre ganze Seele ſang und klang mit, wenn die ſchlanken Finger die Ränder der Glocken berührten. Sie war ſo entzückend ſchön in ſolchen Momenten, ſo getragen von Begeiſterung, ſo leuchtend von heimlicher Freude, daß die Menſchen, die ſie dann ſahen, faſt von ähnlicher Verzückung ergriffen wurden. Viele konnten den Klang nicht ertragen, wurden ohnmächtig, zerfloſſen in Thränen, verfielen in Nervenkrämpfe, und doch drängte ſich die Menge

zu den kurzen ſchwermüthigen Concerten der ſchönen Engländerin, wie ſie ſich ſonſt nur zu glänzenden Feſten zu drängen pflegt.

Als Mary's Mutter geſtorben war und ihre Schweſter Cäcilie als gefeierte Sängerin in Italien glänzte, kehrte ſie endlich nach London zurück, und hier erſt gewahrte ſie, daß dieſe zweite Stimme ihre Geſundheit mehr zerrüttet hatte, als die erſte verlorene vielleicht jemals vermocht. Sie zog ſich nun von aller Oeffentlichkeit zurück und lebte in tiefſter Stille, kaum nur für ihre nächſten Freunde ſichtbar. Allein und abgetrennt von Allem, was ihrem Herzen theuer, ſah Mary die Tage kommen und gehen, ohne Hoffnung, aber auch ohne Trauer. Sie klagte nie, ſie war ſogar heiter; ſie konnte ja ſingen, und ſeine Seele ſang ja mit! — Und dieſe Stimme, die ſie von ihm erhalten, blieb ſo jung und wunderſchön, als Mary's Locken ſich ſchon längſt gebleicht, die harte Hand der Zeit die Schönheit ihres Angeſichts verwiſcht hatte. Wohin ſie aber jene herrlichen Töne ſchickte, die ſie allabendlich noch der geliebten Harmonica entlockte? Niemand wußte es. —

Die Aerzte ſtaunten, daß dies ſchwache Leben ſich fort erhielt, ſie begriffen nicht, wovon es ſich nähre, ſie prophezeiten ſchon ſeit Jahren den Tod Mary's. Es mußte wohl noch ein Etwas auf der Erde ſein, das mit

übermächtiger Gewalt dieſe Seele feſtbannte in ihrer zerbrechlichen Hülle.

Am 27. April 1790 war es, als ſich Mary wiederum an ihre Harmonica tragen ließ; mit heiterem Lächeln berührte ſie die Glocken; die Melodie des Abſchiedsliedes:

„Then fare thee well, my dear dear love!“

erklang unter ihren noch immer ſchönen Händen. Plötzlich fuhr ſie auf, horchte, lehnte ſich zurück und — athmete nicht mehr. Der Faden ihres ſchwachen Lebens war zerriſſen.

Zu derſelben Stunde aber hatte der Todesengel, fern von jenem ſtillen Sterbezimmer, jenſeits des weiten, weiten Oceans eine große ſtarke Seele hinaufgetragen in den Himmel: die Seele Benjamin Franklin's.

Die Katzenfuge.

Denkt Euch ein kleines Haus, halb verſteckt im dunkelgrünen Myrthengebüſch, umrankt von Weinlaub, umgeben und beſchattet von wilden Roſen und Orangenbäumen, im Hintergrunde, auf prächtigem Lager ruhend, Neapel, die Königin aller Städte, und darüber ausgeſpannt den ewig lachenden italieniſchen Himmel. Ein ſolches farbenreiches Bildchen iſt gar entzückend anzuſehen für Augen, halb geblendet vom Winterſchnee und Eis, und wir träumen uns hinein mit unſerem ſehnſuchtsvollen Herzen in all' dieſe üppige Lieblichkeit, ſo daß wir endlich von dem dunkelblau leuchtenden Himmel reden, als ob wir ſelbſt den belebenden, berauſchenden Sonnenkuß empfunden und die fremde zauberiſche Herrlichkeit des Südens geſchaut.

Habt Ihr Euch ein Veilchen gelabt an dem kleinen Bilde, ſo wendet Eure Augen auch einem alten, nachläſſig gekleideten Manne zu, welcher vor der Thür des Hauſes ſitzt und gedankenvoll hinausſtarrt in die Ferne. Ein Orangenbaum ſtreut zuweilen einzelne Duftblüthen auf ihn herab: er achtet nicht darauf; Roſen küſſen neckend ſeinen Scheitel, bunte Schmetterlinge flattern ſpielend um ihn her; vergebens, das rege reizende Leben und Treiben berührt ihn nicht. Und doch war Leidenſchaft und Bewegung in ſeinem dunkeln, edelgeſchnittenen Antlitz, und die brennenden italieniſchen Augen contraſtirten ſeltſam mit dem nordiſchen Schnee ſeines Hauptes. Es war der Meiſter Aleſſandro Scarlatti. Eine Harfe lehnte an ſeinem Seſſel und vor ihr hatte mit unbeſchreiblich ernſter Miene und unnachahmlicher Würde ein großer ſchwarzer Kater Platz genommen. Er beſchäftigte ſich damit, die Spitze ſeines Schwanzes, welche, wie ſein linkes Ohr, in blendender Weiße leuchtete, ganz leiſe über die Saiten tanzen zu laſſen, bei welchem ſeltſamen Experimente denn natürlich allerlei fremde Töne zum Vorſchein kamen. Er pflegte ſich überhaupt, da ſein hoher Gebieter niemals mißfällig dieſe muſikaliſchen Studien bemerkte, jeden Morgen ganz rückſichtslos ſeinem Genius zu überlaſſen, fuhr unter den poſſirlichſten Geberden und Sprüngen mit der Schwanz-

ſpitze auf der Harfe hin und her und ſang zuweilen im Uebermaße des Gefühls eine jener alten ſchwermüthigen Weiſen ſeines Stammes, welche, wie man behauptet, im Stande ſind, Steine zu erweichen und Menſchen raſend zu machen.

Das Alles ſtörte den Meiſter Scarlatti nie, im Gegentheil, er lachte wie ein gutmüthiger Teufel, wenn ſein Kater in ſeine muſikaliſchen Verzückungen verfiel. Des Abends aber ſaß der Kater ſtets mit einem Geſicht, wie ein gerührter Rathsherr, im Winkel der Stube ſeines geliebten Herrn, und der Meiſter ſelbſt ſpielte dann die Harfe. Das mochte wohl auch in der That herrlich anzuhören ſein, denn alle Vögelein, die in den Orangenbäumen und Myrthenzweigen ſangen, kamen an das offene Fenſter geflogen, um zu horchen, und die Roſen ſteckten ihre Köpfchen hinein, eins über das andere in ſolcher Haſt und Ungeduld, daß gar oft ein zartes Knöspchen dabei ſein ſüßes Leben verlor. Der Meiſter aber war anzuſchauen, wie der wunderſame alte Barde Oſſian, nur nicht ſo ſchmerzerfüllt und gramgebeugt. Was Wunder, wenn bei ſolchen Zauberklängen die empfindſame Seele eines unverdorbenen Katers, der noch obendrein eine todte Liebſte beweinte, in Wehmuth zerfloß und ſeine grünen Augen ihm übergingen, wie dem König von Thule. Bemerkte Scarlatti dieſes köſtliche

Naß, ſo zog er ſeinen treuen vierbeinigen Gefährten zu ſich und ſtreichelte, herzte und küßte ihn ſo lange, bis er ſeine tolle Katerlaune wieder bekam. Ueberhaupt führte der Kater ein ganz reizendes Leben bei ſeinem milden Herrn, dem er ja Alles war, Freund, Weib und Kind, den er nie verließ, weder bei Tag noch bei Nacht. Componirte der alte Meiſter, ſo mußte ihm Ponto leiſe, leiſe mit der berühmten weißen Schwanzſpitze über den Scheitel gleiten, wobei er ihm regungslos auf der linken Schulter ſaß. Zuweilen wurde auch Scarlatti heftig, ungeduldig, wenn ein Gedanke ihm nicht klar wurde, wenn ſeine Hand ermattete, oder die boshafte Tinte ſich zu einer formloſen Maſſe verdichtete; dann flog der Kater durch ein plötzliches, unwilliges Achſelzucken ſeines Herrn oft herab von ſeinem hohen Sitze mitten in die Stube hinein. Das nahm er aber auch nicht übel, ſondern blieb bei dergleichen Unzartheiten freundlich, wie eine kluge Frau ihrem ſcheltenden Manne gegenüber, kam immer wieder ſanftmüthig zurück und beſtieg dann nach einigen Minuten ſchmerzlicher Verbannung mit dem behaglichſten Schnurren von Neuem den verlaſſenen Thron. Dafür erhielt er aber auch, wenn ſein Gebieter endlich Feder und Papier bei Seite geſchoben, tauſend liebe Schmeichelworte, und noch andere Dinge, die ſeinen Magen in grenzenloſe Entzückung verſetzten.

Das Alles war recht ſchön und gut, wenn nur der Sonntag nicht geweſen wäre, der einzige trübe Tag für den Kater Ponto. Des Sonntags pflegte nämlich ein gar ſonderbarer, toller Geſell Quartier bei dem Meiſter Scarlatti aufzuſchlagen und bei ihm zu verweilen, bis die ſtille Nacht die von Glanz und Gluth ermattete Erde in ihren Sternenmantel hüllte. Der junge Sonntagsgaſt war ein Lieblingsſchüler des Meiſters, weit aus dem fernen Deutſchland gekommen und nannte ſich Haſſe; dies hatte ſich der Kater gemerkt, auch ſein weiß und rothes Angeſicht und ſeine braunen Locken. Nun konnte es aber keinen fröhlicheren, keckeren Burſchen geben auf der weiten Welt, als eben ihn, dieſen jungen Deutſchen, der den ehrlichen Ponto auf alle nur erdenkliche Weiſe quälte und beleidigte: bald band er ihm eine Klingel an den Schwanz, bald zog er ihm kleine Kinderſchuhe an die Füße, bald bekränzte er ihn mit Roſen oder beſtreute ihn mit Orangenblüthen, deren ſtarken Duft die Katernaſe durchaus nicht vertragen konnte und wogegen ſelbige ſich ſtets mit krampfhaftem, wiederholtem Nieſen ſträubte. Dazu beſaß der junge Deutſche auch noch zum Ueberfluß einen kleinen boshaften Hund, von dem jedoch ſogar Ponto, ſein geſchworener Feind, eingeſtehen mußte, daß er reizend war, blendend weiß, behend und graziös, mit klugen braunen Augen. Dieſer verzogene Liebling war

faſt noch toller, ausgelaſſener, rückſichtsloſer, als ſein Herr, und der Kater ärgerte ſich ganz mager über ſeine Keckheit.

Und es war Sonntag, als der Kater wild phantaſirend an der Harfe auf- und niederſprang, ſein Gebieter aber ſo gedankenvoll in die Ferne blickte, wie ich Euch beſchrieben. Und ſiehe, der gefürchtete Gaſt erſchien auch wirklich ſchon während des erſten Präludiums. Leicht und fröhlich ſchritt er daher, der Jüngling mit den ſchönen Locken und den friſchen Wangen, und neben ihm hüpfte und ſprang ſein allerliebſter Gefährte. „Guten Morgen, Meiſter Scarlatti!“ rief der Ankömmling mit herzlichem Tone und Blicke, „wie hab ich mich auf Euch gefreut!“ Scarlatti nickte und lächelte halb freundlich über den lieben Gruß, halb ſpöttiſch über den ſonderbaren deutſchen Accent des Sprechers und erwiderte: „„Bin heute ein ſchlechter Geſellſchafter und Freund, Haſſe! habe ſehr, ſehr viel im Kopfe; allerlei Töne ſchwirren mir vor den Ohren herum, bunt durch einander, und ich kann doch keine Melodie daraus formen; ich ſuche etwas ganz abſonderlich Originelles; daß ich es nicht finde, bringt mich zur Verzweiflung. Ich bitt' Euch, laßt mich in Ruhe mit Euren Poſſen, ſonſt drehe ich Eurem kleinen verzogenen Hunde den Hals um.““ — „Halt, halt, Meiſter Scarlatti! rief der Gaſt, das geht nicht ſo

raſch; Ihr ſeid ſchlechter Laune, das ſeh' ich wohl, aber meinen kleinen Treulieb dürft Ihr mir nicht anrühren. Ihr wißt ja auch, daß er die Abſchiedsgabe meines ſüßen blonden, deutſchen Liebchens war und mich begleiten ſoll, wie ihre Liebe und Treue mich begleiten."

Der Meiſter wandte ſich zu dem jungen Manne mit gütigem Lächeln und ſchaute in ſein helles, faſt noch kindliches Antlitz. Da ſtand der jugendliche Schwärmer an den Orangenbaum gelehnt, umgeben von ſüdlicher Pracht, die Augen gen Himmel gerichtet, und ſchien zu träumen von ſeiner fernen geliebten Heimath, von dem ſchönen Deutſchland mit dem lichten Himmel, den hellgrünen Bäumen, bunten Blumen und ſchneegekrönten Bergen. Oder flogen ſeine Sehnſuchtsgedanken vielleicht zu der lieblichſten aller Blumen, zu der treuen, fernen Liebſten? Bald aber verſchwanden die Wolken, die ſich auf ſeine jugendliche Stirn gelagert; Treulieb ſprang an ihm empor und küßte ſeine Hände. Der Meiſter verlor ſich wieder in tiefes Sinnen und überließ es dem Schüler, für die Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung ſeines kleinen Staates zu wachen. Das that der junge Mann wohl auch ein Weilchen lang, indem er beiden Thieren eine ausgezeichnete Vernunftpredigt hielt, am Schluſſe derſelben aber eine kleine Perrücke und Brille aus ſeiner Taſche zog, um trotz allem Widerſtreben den ſtill er-

grimmten Ponto damit zu ſchmücken. Das ſchien denn beſonders dem tollen Treulieb zu gefallen; er bellte laut und tanzte vor dem verzweifelten Dulder mit der Behendigkeit und Zierlichkeit einer Tänzerin hin und her. Scarlatti ſah ſich um nach der Gruppe und mußte verſtohlen lächeln, hütete ſich aber wohl, ſeinem unſinnigen Schüler dieſe Schwäche zu zeigen, ſondern brummte im Gegentheil ziemlich unfreundlich vor ſich hin, ſo daß Haſſe, einen Vulkanausbruch fürchtend, ſeine Zöglinge in des Meiſters Stübchen lockte. Das alte Clavier ſtand geöffnet, des jungen Mannes Hände glitten über die Taſten, er ſpielte einen wüthenden Hexentanz. Treulieb ſprang wie beſeſſen und ſchwang ſich endlich im höchſten Uebermuth mit einem Freudengeſchrei auf den Rücken des unſeligen Ponto, zärtlich mit den Vorderpfoten ſeinen Hals umſchlingend. Da zerriß endlich der zähe Geduldsfaden der edlen Katerſeele. Mit dem Gedanken „Sein oder Nichtſein“ fing er an mit ſeiner kleinen Laſt auf dem Rücken herumzurafen, ja faſt zu fliegen; an allen Wänden ſuchte er emporzulaufen, über Stühle und Tiſche ſprang er ſprudelnd und kreiſchend, daß des Meiſters Papiere umherflogen wie Spreu, und eine Staubwolke das Stübchen einhüllte. Haſſe lief herbei: vergebens, kein Rufen, kein Schelten half. Endlich ermattete Ponto; Scham über die ihm angethane Schmach, Zorn über

seine eigene Schwäche erzeugten in seiner Brust eine großartige Idee. Er wollte seinen Gebieter herbeirufen zur Hülfe und Rettung. Ohne Verweilen sprang er auf die Tasten des Claviers, trat darauf herum, rannte wild zweimal auf und ab, wobei er denn das Mark und Bein durchdringende Hülfsgeschrei seines Stammes erschallen ließ. Bei den ersten seltsamen Tönen sank schon Treulieb halb bewußtlos von des Begeisterten Rücken. Ein dumpfer Accord verkündete diesen Fall. Des Katers Brille folgte, nur die Perrücke blieb. Die wirren Töne wurden zur Melodie: Hasse lauschte, durch das geöffnete Fenster aber schaute zwischen all' den Weinblättern und wilden Rosen das Gesicht des alten Meisters herein, übergossen von dem Sonnenschein der leidenschaftlichsten Freude, und rief: „An mein Herz, Kater! Du hast's gefunden!" Und Ponto stürzte sich, einer Ohnmacht nahe, in die Arme seines Herrn. Den tollen Schüler aber schickte Scarlatti sogleich fort bis zum nächsten Tage.

Als nun der junge Mann am andern Morgen vor seinen Meister trat, zeigte ihm dieser leuchtenden und triumphirenden Blickes ein Blatt, dicht besäet mit Noten, über welchen mit großen Lettern der Titel prangte: „Katzenfuge". Meister Scarlatti setzte sich an das Clavier und spielte; der Jüngling aber erkannte in dem wunderſamen, künstlich verwebten und überbauten Thema

augenblicklich mit frohem Staunen die seltsamen Noth-signale und hölliſchen Melodien der wilden Jagd, welche über die Tasten gezogen war in Gestalt eines verzweifelten Katers. Meister und Schüler lachten am Schlusse um die Wette; der gekrönte Kater aber saß auf der linken Schulter seines Gebieters, und dieser behauptete bis zu seinem Tode, Ponto habe ganz menschlich mitgelacht.

Uebrigens theile ich Euch noch zum Schlusse die wichtige Nachricht mit, daß Ponto ein Ur-Ur-Ur-Groß-oncle der Schwägerin der Nichte der Mutter des berühmten Hoffmann'schen Kater Murr gewesen sein soll.

Schneeglöcklein.

Glöcklein im Thale,
Rieſeln im Bach,
Säuſeln in Lüften,
Schmelzendes Ach!

H. v. Chezy.

In einem kleinen, gar ſtillen Eilande, dem katholiſchen Friedhofe der ſtolzen Königsſtadt Dresden, liegt ein verſteckter, aber heiliger Wallfahrtsort für gläubige Seelen, und ganz beſonders für jene Herzen, denen ſich die wunderreiche, geheimnißvolle Tonwelt

offenbarte und die ſich in kindlicher Demuth beugen lernten vor der Allgewalt der hocherhabenen Muſika. Die Kuppel der Capelle für die frommen Beter iſt der unendliche Himmel, ihr Betſchemmel ein einfacher grauer Stein, ihr Heiligenbild eine ſternenbekränzte Lyra und in ihrem Gebetbüchlein ſtehen nur die Worte:

Carl Maria von Weber.

Ja, in einem ſolchen Friedensaſyl ruht die Hülle des Ruhmgekrönten! Dort ſchlummert er, der Vielbeweinte, den langen traumloſen Schlaf nach manchem harten Kampfe, nach manchem glänzenden Siege. Verwundet von den Dornen des Lebens ſang er ſeinen Schwanengeſang einſam, fern von der geliebten Heimath — und verſtummte dann auf ewig. Die Welt ſchmückte die entſeelte Hülle mit Lorbeer, bettete ſie in die heimathliche Erde und überſchüttete den Todten mit allen den Ehren, die ſie dem Lebenden verſagt. Wohl mag manche bittere Reuethräne heimlich in die tauſend Wehmuths- und Dankestropfen gefallen ſein, die dem Entſchlummerten floſſen!

Es dünkt uns oft ſchon ein Traum, aber ein ſüßer, lieber, daß der große Meiſter mit uns, unter uns, neben uns gelebt, geſungen, gelitten; und doch iſt die Zahl der Jahre, die ſich zwiſchen jene ſchöne Zeit und den

heutigen Tag drängten, so gering! — In einer engen, dunklen Straße Dresdens stand sein stilles Haus; aus einem kleinen, blumengeschmückten Fensterlein drangen jene Zauberklänge und Melodien, die seine Seele erfüllten, und die noch die späteste Nachwelt preisen wird. Wie oft ergoß sich der goldne Strom seiner liederreichen Brust in den Schooß der verschwiegenen Nacht! Und in der engen Straße drängten sich dann Lauscher, Schlaf und Ermattung vergessend, und ließen den erquickenden Tonregen niederströmen auf ihre durstigen Seelen, dem Spender heimlich inbrünstig dankend für solche himmlische Labung. Die sorgende Liebe eines treuen Weibes beglückte den großen Meister, unbegrenzte Zärtlichkeit leuchtete ihm entgegen aus den frohen Augen seiner Kinder; aber all' diese rührende aufopfernde Hingebung vermochte nicht den rauhen Pfad zu ebenen, den der Geliebte wandeln sollte, noch jene scharfen Stacheln abzuwehren, die der Neid und die Bosheit hohnlachend an sein Herz warfen. Wie blutete es oft, dies edle, weiche Herz! Aber vergessen, begraben war stets alles Leid und Weh, wenn der Frühling kam und die liebliche Umgegend der düstern Stadt mit zahllosen Reizen schmückte: wenn die Blumen erstanden aus ihren kleinen Gräbern und die Bäume mit tausend Blüthenaugen ungeblendet in das strahlende Sonnenantlitz schauten; wenn jedes Geschöpf

jubelte und die Wonne des Daſeins empfand. Ein einfacher Maiblumen- oder Veilchenſtrauß entzückte und erhob dann von Neuem wieder die Seele des Meiſters, und der ſüße Blumenduft verkörperte ſich auf ſeiner goldnen Leier zu zauberiſchen Frühlingsmelodien, Blumenliedchen und Elfengeſängen.

Vor allen Blumen aber liebte er die Schneeglöckchen, jene zarten Blüthen, ſo ſilberrein und unbefleckt wie die Seele eines Kindes. Ein Kind brachte ihm auch alljährlich in den erſten Tagen des Lenzes einen vollen Strauß dieſer blendendweißen Lieblinge: ein zierliches, freundliches Mädchen, das Töchterlein eines Müllers, deſſen Mühle einſam und verſteckt im ſchönen Plauenſchen Grunde lag und oft das Ziel der ſtillen Wanderungen des Meiſters geweſen war. Die Kleine wollte aber nie einen Lohn annehmen für ihre Sträußchen: „Ach, ſpielt mir etwas!“ bat ſie ſtets leiſe und zagend. Und das that auch der Beſchenkte mit dem freundlichſten Lächeln, heimlich ſich ergötzend an der lautloſen Seligkeit des lauſchenden Kindes.

So vergingen die Jahre, bis denn eines Tages der Meiſter bemerkte, daß das Mägdlein gar groß, ſchlank und ſtattlich geworden ſei, und das Kind ſich verwandelte in eine blühende Jungfrau. Als ſie aber wiederkehrte im nächſten Frühjahr, war ſie bleich, o, unbe-

ſchreiblich bleich, und der Tod ſchaute aus ihren tiefliegenden Augen. Und wie weinte ſie ſo bitterlich, als ſie dem Verehrten die weißen Blumen brachte, und er ihr in gewohnter Weiſe ſüße, holde Tonmärchen erzählte!

„Ich werde nicht wiederkommen im nächſten Frühling," ſagte ſie ſcheidend, „lebt wohl! Morgen flechten ſie mir das Brautkränzlein ins Haar, und dann bin ich eine Frau!"

„„Und darüber willſt Du traurig ſein, liebes Kind?"" fragte der Meiſter und verſuchte zu ſcherzen. „„Ich glaube, mein lieb' Mägdlein fängt an, mir auch Märchen zu erzählen; denn über den ſchönen grünen Jungfernkranz hat doch wohl ſelten ein Bräutchen geweint!""

„Sie trauen mich ja nicht mit meinem Schatze!" ſchluchzte die Bleiche jetzt plötzlich. „Ach! ein fremder Mann führt mich in ſein Haus. Mein Liebſter aber iſt fortgezogen am letzten Weihnachtstage, fort in die weite Welt ohne Abſchied und Scheidegruß; kann ich da wohl fröhlich ſein?" Und ſie ſchlug die ſchlanken Hände in einander, mit dem Ausdrucke herzzerſchneidenden Weh's in den reizenden Zügen.

Und als der erſehnte Lenz erſchien und die Glöckchen im Thale läuteten, fragte ein alter kummervoll blickender Mann in ſchlichter Kleidung nach der Wohnung

des „Tonmeiſter Weber“. In das traute Stübchen Webers geführt, begrüßte er ihn mit traurigem Lächeln und überreichte ihm einen vollen Strauß zarter Schneeglöckchen. „Ich bringe Euch hier den letzten Gruß meines Kindes!“ — zitterte der Alte mühſam hervor — „geſtern haben wir unſere Margareth begraben. Sie ſtarb wie ein Blümchen, das der Froſt getroffen, — ach, — und ſtarb ſo gern! Die Liebe hat ihr das Herz gebrochen, — und wir armen Eltern ſind Schuld daran. O, hätten wir es geahnt, daß ſie ihn ſo ſehr geliebt, den ſchmucken Knappen Conrad, wahrlich, wir hätten ihn nicht in die Fremde getrieben! Er war uns zu arm, der wackre Burſche, mit ſeinem treuen, liebenden Herzen; der reiche Müller, der um unſer ſchönes Kind freite, gefiel uns beſſer; und da Conrad's Liebe ſo ſchüchtern war und Margareth ſtill, freundlich und ahnungslos in die Welt blickte wie eine aufbrechende Roſenknoſpe, ſo wagten wir es, dem Verzagten zu ſagen, daß unſer Kind ihn verſchmähe und dem reichen Freier Herz und Hand gelobt habe. Und als nun Conrad heimlich fortgezogen, ſo ſtolz und doch ſo elend, da kam endloſer Jammer in unſer Haus; da begann unſere Margareth zu welken, da erkannten wir ihr Herz!“

„Wie ſehr ſie den Fortgezogenen geliebt, geſtand ſie aber erſt auf ihrem Todtenbette. Und trotz ihres

heimlichen, ſchweren Leides iſt ſie ihrem Manne doch ein braves, frommes, pflichtgetreues Weib geweſen; nie hat ſie des Geliebten Namen genannt; aber dies kleine Blättchen fanden wir in ihrem Gebetbuche. Da, behaltet es zu ihrem Angedenken! Denn Ihr habt meinem armen Kinde viel Freude geſchenkt: es konnte nimmer die Zeit erwarten, wo die erſten Schneeglöckchen aufwachten. Vergeßt ſie nicht die arme Margareth!“ Die heißen Thränen des unglücklichen, reuevollen Vaters erſtickten faſt die letzten Worte.

Als der bewegte Meiſter ſich wieder allein befand, entfaltete er gedankenvoll das kleine Blatt Papier und las mit Anſtrengung, denn die Schrift war undeutlich, ſchwankend und halb verlöſcht von Thränen:

Mein Schatz, der iſt auf die Wanderſchaft hin,
Drum kommt's, daß ich jetzt ſo traurig bin;
Vielleicht iſt er todt und liegt in guter Ruh,
Drum bring' ich meine Zeit ſo traurig zu.

Als ich mit meinem Schatz zur Kirche wollte gehn,
Viel falſche, falſche Zungen an der Thüre ſtehn;
Die Einen ſagten dies, die Andern ſagten das,
Das macht mir noch jetzt die Augen naß.

Die Diſteln und die Dornen, die ſtechen gar zu ſehr,
Die falſchen, falſchen Zungen aber noch viel mehr;
Kein Feuer, keine Kohle brennt doch ſo heiß,
Als heimliche Liebe, die Niemand nicht weiß.

Ach Gott! was hat mein Vater und mein' Mutter gethan,
Sie haben mich gezwungen zu 'nem andern Mann!
Zu 'nem ehrlichen Mann, den ich nimmermehr lieb';
Das macht mir das arme Herz ja so trüb'.

Ach herzliebster Schatz, ich bitte dich gar fein,
Du wolleſt bei meinem Begräbniß ſein!
Bei meinem Begräbniß ins tiefe, kühle Grab,
Weil ich Dich ſo ſehr geliebet hab'.

Und der Meiſter vergaß ſie nicht, die arme Margareth; das Liedchen vom treuen Schatz auf der Wanderſchaft ſchwebte ihm durch Herz und Gedanken immer und immerfort; und eines Abends ließ er ſeine Finger leiſe über die Taſten gleiten, und eine Melodie entſtand, tauchte auf zu den traurigen Worten, wunderbar, wehmüthig, herzergreifend und doch ſo kindlich einfach anzuhören. Langgehaltene Accorde bildeten die ernſte Begleitung: aber es war, als ob tauſend Thränentropfen in den Tönen zitterten und bange Liebesſeufzer gequälter Menſchenherzen ſich gewaltſam in die Harmonien drängten.

So war eine neue unverwelkliche Frühlingsblume hervorgeſproßt aus der unerſchöpflich reichen Seele des Meiſters, und er legte ſie nieder auf den einſamen Hügel der Frühverſtorbenen.

Singt es nur, das kleine, traurig ſüße Lied, wenn euch eine bange Sehnſucht überfällt, oder eine erinnerungsvolle Traurigkeit! Alte, längſt entſchlafene Schmerzen werden

dann erwachen und die Augen aufschlagen, leise bittend: „gebt uns noch einmal einen Seufzer, opfert uns noch einmal eine Thräne! willig wollen wir dann wieder einschlummern und nur aufwachen, wenn ihr uns von Neuem ruft.“ Aber endlich werden, bei den Klängen der seltsam weichen Accorde des einfachen Liedchens, Wehmuth, Sehnsucht und Schmerzen dahinschmelzen und ausströmen in lindernde Thränenfluth. Wenn eure Seelenaugen bewundernd auf dem ewig frischen Blumenkranze unsterblicher Tonschöpfungen ruhen, der des verklärten Meisters Bild strahlend umzieht, wenn die stolzen Wunderblumen „Euryanthe“, „Oberon“, die ewig junge Rose „Freischütz“, die hold lächelnde Maiblume „Preziosa“, die zahllosen Liederblüthen und andere reizende Knöspchen euch blenden und entzücken: dann vergeßt das kleine bleiche Schneeglöcklein nicht, das so lieblich läutet und so scheu hinter den anderen üppigen Blumengestalten sich verbirgt! Grüßt es mit Herz und Lippe, und dankt dem lieben Meister für solch reizendes Geschenk! Denn wahrlich, dies Schneeglöckchen, dies zarte, traurige Liedchen vom lieben Schatz auf der Wanderschaft, ist ein leuchtendes Thautröpflein auf dem schönsten Blatte der goldnen Lorbeerkrone des Unvergeßlichen.

Die Spielgefährten.

Ein Maitag unter dem leuchtenden, entzückenden Himmel Italiens hat einen Zauber, den wir Kinder des Nordens nicht zu faſſen vermögen und nur zuweilen ahnen in unſeren Träumen. Die Erde lacht und ſtrahlt im bunteſten Schmucke, das Sonnenauge blickt auf die Reizende voll heißer, verzehrender Sehnſucht, und die ganze Luft iſt Balſamduft. Das Herz in der Menſchenbruſt blüht ſchöner auf in dieſer Herrlichkeit und jauchzt und glüht, wie Alles rings umher, und die Menſchenaugen blicken alle ſo brennend und verlangend wie das Sonnenauge. Ein kaltes, lebensmüdes Angeſicht wird dort ſo ſelten geſehen, wie eine Eisblume.

Desto auffallender war wohl deshalb die Erscheinung eines Knaben, der an einem Maitage des Jahres 1793 einsam am Meeresufer saß und der schönen Stadt Genua, die wie eine glückstrahlende Braut an der Brust des stolzen Meeres ruht, den Rücken gewandt hatte, hinausstarrend auf die blitzende, unabsehbare Wasserfläche. Er war ein Kind von etwa zehn Jahren, zarter Gestalt, mit einem feinen, aber bleichen Gesichte, dunkeln Haaren, finstern Augenbrauen und den wunderbarsten, schwärzesten Augen in der Welt. Der Ausdruck dieser Augen war fast unheimlich durch seinen schnellen Wechsel; bald blitzend feurig, siegend und stolz, bald traurig bis zum Tode.

Eine helle, liebe Kinderstimme unterbrach das düstere Sinnen des jugendlichen Träumers: ein reizendes kleines Mädchen lief herbei und stürzte sich an seine Brust mit dem Ausruf: „Böser Nicolo, wo bist Du den ganzen langen Nachmittag gewesen? wie hab' ich Dich überall gesucht!" und dabei küßte sie ihn feurig, sah ihn mit den großen, braunen Augen aufgeregt an und schüttete endlich aus ihrem weißen Schürzchen eine Menge Blumen vor ihm aus: wilde Rosen, Myrthenzweige und Orangenblüthen.

Nicolo umfaßte die kleine Sprecherin, lächelte fast freudig, streichelte ihre schwarzen, wilden Locken und sagte leise: „„Dem Vater bin ich entschlüpft, Gianetta! ich

wollte ein wenig ſtill träumen und glücklich ſein hier am ſchönen, hellen Meeresſpiegel; Du kennſt ja dieſen Lieblingsplatz Deines Spielgefährten!“ “

Gianetta begann aber anſtatt aller Antwort eifrig den böſen Vater ihres jungen Freundes zu ſchelten. „Er gönnt Dir nicht Ruhe bei Tag und Nacht,“ eiferte ſie; „er bringt Dich noch bei Zeiten ins Grab; Dein Nicolo iſt nicht ſtark und kräftig, ſagt immer die Mutter; ſeine tolle Geige zehrt ihm die Seele auf und der Vater zerſtört ſeinen Körper. — Gewiß hat ſie recht!“ ſchloß Gianetta betrübt.

„„Glaube das nicht!““ entgegnete Nicolo ernſt; „„ich ſterbe nicht; ich kann nicht ſterben, ich muß ja erſt ein großer Mann werden; und ſchwach bin ich nicht, ſieh her!““ Und dabei richtete er ſich hoch auf, ſeine Geſtalt ſchien zu wachſen, ſeine Augen brannten im wildeſten Feuer, um den Mund zuckte ein ſeltſames Lächeln; er hob Gianetta plötzlich von der Erde empor und hielt ſie mit kräftigen Armen über die Waſſerfläche zu ſeinen Füßen. Das Mädchen erbleichte nicht, ſie ſeufzte nur leiſe, als Nicolo ſie wieder auf den Boden niederließ, ſagte aber kein Sterbenswörtchen, ſondern betrachtete ihn ſchüchtern von der Seite. Bald fand ſie jedoch ihre ganze reizvolle Unbefangenheit wieder, plauderte, ſang, und Nicolo ließ ſich geduldig erzählen von allen ihren tauſend kindiſchen

Plänen, von ihren Blumen und Lachtauben; und verſank er während ihres ſüßen Geſchwätzes zuweilen in trübes Sinnen, ſo weckte ihn ein Kuß des Kindes, oder ein kleines Streicheln von Gianetta's Händchen wieder auf; dabei ſtrahlte und glühte ſie und war unbeſchreiblich lieblich.

So ſaßen ſie bei einander am Meeresufer, über ihnen wölbte ſich der tiefblaue Himmel; auf beiden jugendlichen Häuptern lagen Glanz und Sonnenſchein, die Stirn des Knaben aber war ernſt und ſorgenvoll, des Mädchens Antlitz dem Frühlinge gleich. Später, als es dunkelte, gingen ſie nach Hauſe Arm in Arm, wanderten durch viele breite Straßen, bis ſie endlich in eine kleine Seitenſtraße bogen, an deren Ende zwei Häuſer ſtanden, dicht mit Wein bewachſen: in dem einen wohnte Gianetta, Nicolo ihr gegenüber. Den Knaben erwartete das finſtere Antlitz eines harten, ſtrengen Vaters: Gianetta's Mutter ſtand ängſtlich lauſchend an ihrer Thüre und küßte zärtlich ihr wildes Mädchen. Die Kinder ſagten „gute Nacht!" und ſchieden.

Als Nicolo mit einem tiefen Seufzer in ſein einſames Kämmerlein trat, öffnete er haſtig das niedere Fenſter, damit die wunderſchöne Nachtluft hereinſtröme, nahm aus einem kleinen, ſargähnlichen Kaſten eine alte Violine, betrachtete ſie mit einem Blicke der leidenſchaft-

lichſten Zärtlichkeit und fing an zu phantaſiren. Die reinen, ſeltſam ergreifenden Töne zogen hinaus in die ſchweigende Nacht oder wogten und ſchwebten auf und nieder in dem engen Zimmer, daß die Wände zu zittern und zu beben ſchienen ob der mächtigen Klänge. Kaum aber tauchte der erſte Ton auf, als eine ungewöhnlich große, prächtig gezeichnete Kreuzſpinne aus dem dichten Weinlaube am Fenſter ins Stübchen ſchlüpfte. „Silberkreuzchen, willkommen!“ ſagte Nicolo leiſe und legte ſeine Hand auf das Geſims des Fenſters; die Spinne lief eilig herbei und der Knabe ſetzte ſie auf die Schnecke ſeiner Geige, wo ſie ſich mit ihren kleinen Füßchen feſt anklammerte und ſtarr und regungslos verblieb, dem Tonmeer lauſchend, welches unaufhaltſam über ſie herein ſtürzte. Der Knabe ſpielte bis ihm der Arm ermattete, die Augenlider zu ſinken begannen und der Morgen, in lichte Roſenſchleier gehüllt, ins Stübchen ſchaute. Dann legte er ſeine geliebte Geige nieder, die Spinne belebte ſich wieder und ſchlich, als wollte ſie danken, durch die bleiche Hand Nicolo's, der ſie ans Fenſter trug, wo ſie eilig in den Weinblättern verſchwand. Der Knabe verfolgte ſie lange mit ſeinen Augen; das Gefühl troſtloſer Einſamkeit kam über ihn, ein Gefühl, welches ihn übermannte jede Nacht, wenn Silberkreuzchen, dieſe ſeltſame Zuhörerin und Gefährtin ſeiner dunkeln Kinderjahre, weggeeilt war.

Nicolo hing an dieſem kleinen, treuen Geſchöpfe mit inniger Liebe: der erſte Ton ſeiner Geige rief ſie herbei, und erſt, wenn der letzte Ton verhallte, erwachte ſie aus der ſüßen Betäubung, aus dem wundervollen berauſchenden Traume, in welchen ſie dieſe Zaubermelodien verſetzten. Oft, wenn Nicolo, in düſteres Sinnen verloren, von der Erfüllung ehrgeiziger, kühner Wünſche, ſtolzer Hoffnungen träumte, und mechaniſch dabei die Saiten berührte, kam Silberkreuzchen leiſe, leiſe herbeigehuſcht, und der Knabe fühlte ihre Berührung wie einen flüchtigen Kuß, ſchloß dann die Augen, vergaß ſeine Einſamkeit und daß ihn Niemand liebte. Der Vater war ſein ſtrenger Herr: die ſanfte Mutter war ihm geſtorben, die Knaben ſeines Alters mieden ihn mit einer ſonderbaren Scheu; nur die kleine Gianetta ſpielte mit ihm und küßte ihn; Nicolo's Herz aber war getheilt zwiſchen dem herzigen Mädchen und der ſeltſamen Fenſterfreundin. Gianetta jedoch konnte die Spinnen nicht leiden: „Es ſind Hexen," ſagte ſie furchtſam. Nicolo ſetzte Silberkreuzchen auch nie auf die Schnecke ſeiner Geige, wenn das Kind bei ihm war und athemlos, ſeinem wunderſamen Spiele lauſchend, ſich in ein Winkelchen der Kammer gedrückt hatte. Die Spinne ſchien das auch gar bald zu fühlen, ſie kam nie herein, wenn Gianetta zuhörte; näherte ſich aber Nicolo dem Fenſter mit ſeiner Geige und ſchaute verſtohlen

forschend hinaus: da sah er immer, wie die stumme Zuhörerin regungslos an einem Weinblatte hing. Gianetta aber war nie zufrieden, wenn sein Arm ermattet herabgesunken war und die Töne verstummten; Nicolo mußte ihr auch noch erzählen, und das that er gern. Aber nicht allein wilde, schauerliche Märchen erzählte er dem horchenden Kinde, nein, auch alle Träume seines eigenen, brennenden Herzens, alle Pläne seiner hochstrebenden Seele legte er in die verschwiegene, treue Brust des reizenden Mädchens nieder. Und sie entgegnete kein Wörtchen, sondern drückte seine fiebrisch heiße Hand immer fester und fester, und dabei sahen ihn ihre Augen gar wunderbar klar und verständig an. Wenn er ihr von dem deutschen berühmten Meister Mozart erzählte, wie er in seinem sechsten Jahre schon große Concerte geschrieben und als ein Stern am Himmel der Tonkunst geleuchtet, da brannten seine Wangen, er zitterte vor Aufregung und glühende Thränen des Unmuths stürzten aus seinen Augen. „Sieh, Gianetta!“ sagte er dann mit bitterem Lächeln, „welch armseliger Stümper bin ich gegen ihn?“ — Und das Mädchen vermochte nicht ihn zu trösten.

Eines Tages hatte Nicolo unter der Aufsicht seines Vaters und unter den bittersten inneren Qualen die einförmigsten Uebungen gespielt; die Hände waren ihm ganz matt, seine Stirn glühte, alle Kraft, alles Leben seines

ganzen Körpers aber hatte sich in seine Augen gedrängt; sie leuchteten wunderbar. Da hörte er plötzlich die Stimme von Gianetta's Mutter; sie rief recht hastig und angstvoll seinen Namen. Nicolo eilte zu ihr: Gianetta war plötzlich erkrankt, ein hitziges Fieber hatte sie ergriffen. Sie sah ihn lange an, ihren liebsten Spielgefährten, ihren Freund; er verstand den Blick und holte die Geige. In seinem Herzen tobte und stürmte es. „Gianetta, ein Schlummerlied für Dich!" rief er wild. — Sie lächelte. — Da sang die zaubervolle Geige des Knaben das entzückendste, seltsamste und süßeste aller Schlummerlieder. Als er geendet, richtete sich Gianetta auf ihrem Lager in die Höhe und nannte Nicolo's Namen; er stürzte in ihre Arme. „Dank Dir, mein Liebster!" flüsterte sie leise, „Nicolo, ich werde süß schlafen! Du aber darfst noch nicht ruhen; Du mußt leuchten auf der Erde, ein heller, Alles überstrahlender Stern. Ziehe fort, weit, weit fort von hier! Denke mein und dieser Worte!" — Das schöne Kind neigte leise seufzend das Köpfchen und starb.

Nicolo wich die ganze Nacht nicht von der geliebten Leiche; in halbem Wahnsinn lief er den anderen Tag zwecklos umher. Als er spät am Abend heimkehrte, flößte ihm seine dunkle stille Kammer Entsetzen ein; aus dem Fenster blickte er gerade in das Stübchen Gianetta's: Kerzen waren dort angezündet, das Kind lag auf der

Todtenbahre, geſchmückt und faſt begraben in Blumen, engelhaft lieblich. Neben dem Sarge kniete ein Mönch und betete für die junge reine Seele, die dieſe ſchöne Hülle ſo früh verlaſſen hatte. — „Leb' wohl, Du ſüßes Herz!“ ſagte leiſe der trauernde Knabe, und die heißen Thränen ſtürzten über ſeine bleichen Wangen; „ich ziehe fort, ſo weit, ach, ſo weit ich kann! hält mich ja doch nichts, nichts mehr zurück, mich den Einſamen, Ungeliebten!“ — Und dabei fiel er auf die Knie und ſchluchzte krampfhaft.

In demſelben Augenblicke fühlte er eine ſanfte, ſonderbare Berührung auf ſeiner Hand; er zuckte auf; Silberkreuzchen ſchlich herbei. „Du biſt es, ſtumme, ach nun einzige Gefährtin meines Lebens!“ rief Nicolo, und über ſein Angeſicht glitt es wie ein Freudenſtrahl. Er betrachtete ſinnend das treue Geſchöpf. Endlich fuhr er auf: „Noch einen Scheidegruß für Gianetta, dann hinaus in die Welt mit Dir, alleinige, mächtige, himmliſche Geliebte meines Herzens!“ — Bei dieſen Worten drückte er ſtürmiſch ſeine Geige an die Bruſt; dann ſangen die Saiten wunderbarer, geheimnißvoller, denn je: ſchmerzbebende, doch entzückend ſchöne Töne ſchwebten hinüber zur ſchlummernden Gianetta; die Todte ſchien zu lächeln, alle ſüßen Blumen bebten, die Kerzenflammen zitterten, der betende Mönch ließ die gefalteten Hände ſinken, und zauberiſche, fremde Träume kamen über ihn.

Als die Morgensonne mit ihren Glutaugen hereinblickte in das kleine Stübchen, fand sie einen halb ohnmächtigen Knaben am Boden liegen, seine Geige im Arme; auf den Saiten der Geige aber hing, fest angeklammert, Silberkreuzchen und war todt.

Ob wohl die Prophezeiung der lieblichen Gianetta in Erfüllung gegangen? — Der Knabe hieß Nicolo Paganini. — Habt Ihr je etwas von ihm gehört?

Nur ein ſtilles Künſtlerleben.

Wer hätte nicht von jener ausgezeichneten Kunſtſchule reden gehört oder geleſen, die der Herzog Karl von Würtemberg in der zweiten Hälfte des achzehnten Jahrhunderts auf Solitüde errichtete, unfern ſeiner reizenden Reſidenz Stuttgart? Die gefeiertſten Namen trugen den Ruhm dieſer Anſtalt in alle Welt und weit über ihre Zeit hinaus: Namen, bei deren Klang noch heute viele Herzen raſcher ſchlagen. Aber auch minder glanzvolle Erſcheinungen gingen daraus hervor, in ihrem Sein und Weſen jenen ſanft ſchimmernden Sternen vergleichbar, welche wir lieben, wenn unſre Seele voll milder Schwermuth und Sehnſucht iſt, welche wir aber nur gar zu bald vergeſſen im Geräuſche des ſonnenhellen, fröhlichen Tages.

Eines ſolchen ſtillen Sternes will ich eben gedenken; er leuchtet ſchon längſt aus einer anderen Welt zu uns herüber; die Menſchen haben ihn einſt viel bewundert und geliebt; jetzt gehört er auch ſchon zu den Vergeſſenen! — Es iſt ein unbeſchreiblich trauriges Ding um das Gedächtniß der Welt!

Am 15. September des Jahres 1782 ſaß ein junger ſchlanker Mann in einem jener kleineren Zimmer der Kunſtacademie, die den Muſikſchülern zu ihren Privatübungen angewieſen waren. Er hatte ein Violoncell zwiſchen ſeinen Knien, auf das er mit einer Art von Zärtlichkeit herabſah. Es war Johann Rudolf Zumſteeg, einer der ausgezeichnetſten Schüler der Anſtalt, ſowohl durch Talent wie durch Fleiß und perſönliche Liebenswürdigkeit, und ein Celloſpieler erſten Ranges. Sein Vater, ein Lieblingsdiener des Herzogs, hatte durch inſtändige Bitten dem Sohne Aufnahme auf Solitüde verſchafft. Rudolf ſollte zuerſt Bildhauer werden — ſo beſtimmte es ſein Vater — und hatte bereits fleißig in Thon modellirt unter der Aufſicht eines tüchtigen Lehrers, allein die Anlagen zur Muſik traten ſo entſchieden hervor, daß der ſtrebſame Knabe gar bald dieſem ſeinem eigentlichen Berufe mit Leib und Seele folgen durfte. Der Capellmeiſter Poli unterrichtete ihn in der Kunſt der Compoſition, und der unermüdlich ſtrebende junge Muſiker half dieſem Unterrichte nach durch

das eifrige Studiren Mattheſon's und Marpurg's, ſowie durch unausgeſetzte Beſchäftigung mit den Werken Bach's, Benda's und Jomelli's.

Trug irgend ein menſchliches Antlitz das Gepräge eines Künſtlers von „Gottes Gnaden", ſo war es das Angeſicht des jungen Rudolf. Jene ſanfte Melancholie, ohne die nun einmal kein ächter Künſtlerkopf denkbar, lag auf ſeiner reinen Stirn, miſchte ſich in das anmuthige Lächeln des feinen Mundes und milderte den feurigen Blick der großen ſchwarzen Augen. Eben ſchüttelte er die Fülle ſeines dunklen Haares zurück, neigte ſich und ſetzte den Bogen an, als die Thür ſich öffnete und ein hochgewachſener junger Mann eintrat, der ein kleines allerliebſtes Mädchen von fünf oder ſechs Jahren an der Hand nach ſich zog. Eine helle Freude überflog bei dieſem Anblick das Geſicht des Muſikers, er ſprang auf, lehnte ſein Cello an den Stuhl und drückte den Eingetretenen mit einem Gemiſch von Leidenſchaft und Scheu an ſich. „Was willſt Du von mir, mein Friedrich! Welch glücklicher Gedanke führt Dich zu ſo ungewöhnlicher Stunde hierher?" fragte er aufgeregt und bückte ſich, um das Kind zu küſſen, das mit blauen köſtlichen Augen ſtumm, aber furchtlos zu ihm aufſah.

„„Vater und Mutter kamen dieſen Morgen von Ludwigsburg hier an,"" lautete die Antwort; „„ſie wollen

einen Tag in Stuttgart bleiben, und da ich einen halben Tag Freiheit habe, bettelte ich ihnen mein jüngſtes Schweſterchen Nanette ab. Sie iſt ganz närriſch vor Glück, wenn ſie Muſik hört! Rudolf, ſpiele mir doch etwas; ich habe heute ſo ganz abſonderliche Sehnſucht nach den weichen Tönen Deines Cello.““

Nach dieſen Worten warf er ſich auf einen Stuhl, zog das Kind auf ſeine Knie und richtete ſeine Augen erwartungsvoll auf den Freund.

Das waren wunderbare Augen! Die Ränder und Lider zeigten zwar eine leichte krampfhafte Röthe, im Blick aber leuchtete mit überzeugender Klarheit jener frappirende Strahl von Jenſeits, das Genie. Es waren Augen, wie ſie nur einem ungewöhnlichen Menſchen angehören konnten. Röthliches dichtes Haar, kunſtlos zurückgeſtrichen, die prächtigſte Stirn, eine blendende Geſichtsfarbe, ein edles Profil, eine hohe, aber ſchlecht getragene Geſtalt: ſo war der Freund Zumſteeg's, ſo war Friedrich Schiller, unſer herrlicher, ewig unvergeßlicher Dichter, damals Zögling der Karlsſchule.

Rudolf nahm, als ſei ein Widerſtreben ganz undenkbar, ohne irgend eine Gegenrede ſein Inſtrument und fing an zu phantaſiren. Er kam, ohne daß er wußte wie, in eine tiefe Wehmuth hinein, und die Trauer wurde zu einer unendlich rührenden kunſtloſen Melodie, die durch alle

Paſſagen, Ausweichungen und Phantaſien immer wieder durchklang und ſich nicht verſcheuchen laſſen wollte.

Vielleicht hat nie wieder ein Celliſt der ſpätern Zeit ſolch eine wundervolle Weichheit, ſolch eine hinreißende Poeſie im Vortrag entwickelt, wie Zumſteeg. Die Berichte aller ſeiner Zeitgenoſſen, die ihn hörten, ſtimmen überein in dem wahrhaft enthuſiaſtiſchen Lobe der ſüßen Melancholie, ergreifenden Kraft und ſeelenvollen Zartheit ſeines Spiels. Hinſichtlich der Bravour mag ihn Mancher übertroffen haben, in dem Geſange ſeines Inſtruments aber gewiß Keiner.

Diesmal mochte er wohl ungewöhnlich ſchön ſingen auf ſeinem geliebten Cello, denn die Zuhörer vergaßen die Zeit und regten ſich nicht. Als er endlich den Bogen ermüdet ſinken ließ, ſtand Schiller auf, ſtellte die kleine Nanette ſanft auf den Boden, faßte ſeinen Freund heftig bei beiden Schultern, bog ihn zurück, ſah ihm tief in die Augen und rief: „„Menſch! Du biſt ganz Herz — wer ſollte Dich nicht lieben! Dank Dir für Dein Dichten in Tönen — es war ſchön, glühender, als ich's in Worten vermag. Vergiß dieſe Stunde nicht, treue Seele, ich werde ſie auch nie vergeſſen!““

Und dann wandte er ſich haſtig, um zu gehen.

„Das klang ja faſt wie ein Abſchied!“ ſagte Zumſteeg erſtaunt, „wohin denn ſo unaufhaltſam, Du

Himmelsstürmer? Du vergißt ja Dein lieblich Schwesterchen!“

„„Dein Spiel klang auch wie ein Abschied,““ antwortete Schiller und kehrte zurück; „„Nanette, komm mit mir!““

„Nein, ich will bei Dir bleiben,“ sagte das Mädchen heftig und wandte sich zu dem jungen Musiker. „Bitte bitte, laß mich noch mehr hören, wie die Engelchen singen.“ Und sie streckte die vollen runden Kinderarme nach dem Gerührten aus, und als Rudolf sie aufhob, klammerte sie sich fest an seinen Hals, drückte ihrer blaßes Gesichtchen an das seine und küßte ihn wiederholt auf die Wangen. Nur mit heißen Thränen und auf langes ernstes Zureden trennte sie sich endlich von ihrem neuen Freunde.

Zwei Tage nach jener kleinen Scene war Stuttgart in der lebhaftesten Bewegung. Eine ungeheure Hirschjagd, die der Herzog seinem Gaste, dem Großfürsten von Rußland, nachmaligem Kaiser Paul, zu Ehren veranstaltet hatte, beschäftigte die Köpfe von Jung und Alt, Hoch und Niedrig. Man bekümmerte sich um nichts, als um die fremden Herrschaften, um die prachtvolle Toilette der Großfürstin und das prunkende Gefolge. An eben diesem Tage, am 17. September, geschah das weltbekannte Ereigniß: Friedrich Schiller's Flucht von der

Karlsſchule. Er verließ Stuttgart in der Abenddämmerung, ſein kaum zur Hälfte vollendetes Trauerſpiel „Fiesco“ in der Taſche.

Rudolf Zumſteeg hatte alſo wirklich ein Abſchiedslied geſpielt!

Wie ſelten ſind doch in unſerem kühlen Norden jene Herzen, die eine ſolche Fülle von Wärme in ſich tragen, daß alle ihre Gefühle zu Tropenpflanzen werden, die uns durch ihre Pracht und Farbengluth blenden und faſt erſchrecken, Herzen, die, wenn ſie lieben, hinreißende Leidenſchaft mit ewiger Treue zu einen wiſſen.

Rudolf Zumſteeg hatte ein ſolches Herz. Seitdem er auf der Solitüde aufgenommen, hatte er ſich getheilt zwiſchen der Muſik und Friedrich Schiller, an dem er mit einem Enthuſiasmus hing, der ohne Grenzen war. Schiller hätte zu jeder Stunde ſein Leben verlangen können, er würde mit Lächeln für ihn geſtorben ſein. Er war einer der Erſten, die jene Strahlenkrone auf dem Haupte des Geweihten wahrnahmen, vor deren Glanz ſich ganz Europa beugte. Jedes Blättchen, von Schiller's Hand geſchrieben, ſammelte er mit rührender Gewiſſenhaftigkeit, und ſeine größte Wonne waren Compoſitionsverſuche, die ſich an deſſen Gedichte lehnten. Jede, auch die flüchtigſte Zuſammenkunft mit ihm war ein Lichtblick

für sein Dasein. Deshalb trauerte er auch so über alle Beschreibung tief und lange über die Flucht seines Geliebten; er entbehrte ihn wahrhaft schmerzlich, und keine Stunde verging ohne einen Seufzer nach dem Entschwundenen. Heiße Thränen weinte er ihm nach und glaubte das Leid der Trennung von der Sonne seines Lebens nicht ertragen zu können.

Er vermochte nicht sich zu überwinden, die Schillersche tiefbetrübte Familie in Ludwigsburg zu besuchen; er mied mit einer wahren Aengstlichkeit jeden, der mit dem Geschiedenen in irgend einer näheren Beziehung gestanden, und war in der That auf dem Wege, in Trübsinn zu versinken. Der heimliche Briefwechsel mit dem Freunde gewährte ihm keinen Ersatz: Schiller schrieb nicht viel in dieser bewegten Lebensepoche. Zumsteeg ließ zwar in seinem Eifer und seiner Liebe für seine Kunst keinen Augenblick nach, aber er genoß nur mit halber Freude Erfolge, die ihn früher in einen Himmel voll Entzückungen versetzt haben würden. Es erschienen Concerte und Phantasien für Cello von ihm; in eins der Ersteren hatte er jenen Abschiedsgesang verwebt, den er seinem Schiller gespielt. Er hatte auf diese Weise die Melodie gleichsam von sich geworfen; er wollte sie los sein um jeden Preis; Niemand wäre im Stande gewesen, ihn zu bewegen, das Lied wieder zu spielen. Ferner erschienen

in eben derſelben Periode ſeines künſtleriſchen Schaffens die Geſänge zu Schiller's Räubern, eine Meſſe und einige Singſpiele, die großes Glück machten. Seine Compoſitionen wurden auffallend raſch beliebt, ſie zeichneten ſich indeß damals mehr durch große Klarheit und Weichheit, als durch Schwung und Reichthum der Gedanken aus. Da drang plötzlich, aber mit der vollen Gewalt eines Blitzſtrahls, ein helles Licht in die Dämmerung der Melancholie des jungen Muſikers: Mozart's Name, Mozart's Muſik. Rudolf Zumſteeg wandte ſich dieſer hehren Erſcheinung zu mit all der Gluth, mit all der unbegrenzten Hingebung, deren ſolche Naturen fähig. Der Augenblick ſeiner Bekanntſchaft mit dem Genius Mozart's war zugleich der Anfang einer neuen Lebensepoche für den Künſtler, jetzt erſt entfalteten ſich ſeine Flügel zum ſchönen ſtolzen Fluge. Er wühlte mit unendlicher Wonne in den Mozart'ſchen Schätzen, er ſah und dachte nichts, als Mozart. Jetzt erſt wurden ihm die eigenen Ideen klar, jetzt erſt begriff er, was er gewollt und doch nie erreicht. Er prüfte und beurtheilte ſeine eigenen Arbeiten nun mit wahrhaft ascetiſcher Strenge. „Gründlichkeit und Klarheit der Darſtellung mangelt mir nicht," ſagte er ſich, „aber was iſt ſie werth ohne den Reiz friſcher Anmuth? Nachgemachte Blumen ſind meine Werke, die Form iſt da, aber jener Duft und

Schmelz fehlt, der die einfachſte friſche Blume zum Gegenſtand unſerer Bewunderung macht. Ich war nur ſentimental, wo ich glaubte, warm zu ſein, declamatoriſch ſtatt dramatiſch, pathetiſch ſtatt feurig!“

Wie Schuppen fiel es von ſeinen Augen; mit friſchem Muthe fing er an, auf gänzlich veränderte Weiſe zu arbeiten. Schon längſt hatte ihn die Karlsſchule mit den ehrenvollſten Zeugniſſen entlaſſen. Rudolf Zumſteeg lebte als Muſiklehrer in Stuttgart. In eben dieſer Periode eifrigſter Thätigkeit und flammendſter Begeiſterung erzählte ihm eines Tages einer ſeiner Freunde, daß der große Mozart in nächſter Woche auf einer größeren Reiſe Mannheim paſſiren werde und ſich, wie man ſagte, einen Tag dort aufzuhalten gedenke.

Dieſe hingeworfenen Worte brachten in Zumſteeg eine ungeheure Aufregung hervor. Ohne irgend einem Menſchen ſeinen raſch gefaßten Plan anzuvertrauen, verſchloß er ſein Zimmer und brach zu Fuß nach Mannheim auf. Drei Tage lief er im rauhſten Herbſtwetter, ohne Mantel, nach Mannheim, um den Herrlichen, der ſeine ganze Seele gefangen genommen, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Erſchöpft, kothbeſpritzt, mit windzerwühlten Haaren kam er endlich dort an und eilte durch die Straßen bis vor das Gaſthaus, in welchem dem „on dit“ zufolge Mozart wohnen ſollte. Eben fuhr

ein Reisewagen recht langsam und schwerfällig an ihm vorüber, ein noch junger Mann bog sich heraus, seine hellen strahlenden Augen trafen die des erschöpften Musikers. Da rang sich ein fast wilder Schrei aus der Brust Zumsteeg's, seine Augen hingen sich mit leidenschaftlicher Freude an dieses liebe Antlitz: „Das muß mein Mozart sein!“ rief es in ihm. Und der Mann im Wagen lächelte etwas verwundert, aber unendlich innig und neigte sich wie zum Gruße: — dann aber war auch der Wagen vorüber gefahren — Zumsteeg sah ihm nach, ohne sich zu regen, und als der unförmliche Kasten seinen Blicken entschwunden war, kehrte er, ohne sich aufzuhalten, ohne irgend eine Frage zu thun, wieder um und wanderte voll stiller Seligkeit zu demselben Thore wieder hinaus, zu welchem er vor einer Stunde hereingekommen. — Ob er nun wirklich seinen Mozart gesehen, hat er nie erfahren, weil er nie darnach gefragt; er hielt diese süße Täuschung fest bis ans Ende seines Lebens.

Zumsteeg's Ernennung zum herzoglichen Capellmeister an Poli's Stelle geschah etwa ein Jahr nach Mozart's Tode, und nun strebte und schaffte er endlich ohne den hemmenden Druck äußerer Sorgen. Er componirte mehrere Bürger'sche Balladen, ein Concert für Cello und die Opern: „das Pfauenfest“, den „Kalif von Bagdad“ und die

„Geiſterinſel“. Letztere enthielt eine ſolche Anhäufung muſikaliſcher Schönheiten und Reichthümer, daß Roſſini von dieſem Werke einmal ausrief: „aus dieſer einen Oper hätte ich zehn andere gemacht!“

Nicht allein die Vaterſtadt Zumſteeg's, das freundliche Stuttgart, ſondern auch ganz Deutſchland war entzückt von ſeinen Compoſitionen. Keine Soirée musicale konnte gedacht werden ohne ſeine Lieder, und unſere Großeltern reden mit einer Freude, die ſie wieder jung erſcheinen läßt, von dem Eindruck, den damals „die Büßende“, „Lenore“, „Ritter Carl von Eichenhorſt“ u. ſ. w. auf alle fühlende Herzen hervorbrachten.

Es war eine auffallende Eigenheit von Zumſteeg, daß er bei Allem, was er ſchuf, niemals die Maſſe, das große Publikum, ſondern einzig nur die kleine Schaar von Auserwählten vor Augen hatte, die den Gedanken des Componiſten zu folgen und ſeine Ideen wahrhaft zu begreifen im Stande iſt. Er huldigte keinem Modegeſchmack, dachte an keine glänzenden Effecte; ſeine Muſe war das getreue Abbild ſeines ganzen inneren Weſens und äußeren Lebens: keuſch, warm, ſinnig und tief.

Am Morgen des 10. Decembers 1796 traf ein Brief von Ludwigsburg ein im Hauſe des Capellmeiſters,

einige Zeilen von Schiller's älteſter, verheiratheter Schweſter, die ſich damals zum Beſuch bei ihren Angehörigen befand. Zumſteeg war eben ſo recht von Herzen froh und dankbar: am vorhergehenden Tage hatte ihm ſein liebes Weib ein Töchterchen geboren, das vierte Kind. Dieſer Brief mit ſeinem trüben Inhalte verwandelte aber ſofort ſeine heitere Stimmung. Man meldete ihm, daß Nanette, die jüngſte Schweſter ſeines unvergeßlichen Freundes, jenes liebliche Kind, das damals mit heißen Thränen in ſeinen Armen gehangen, plötzlich und heftig erkrankt ſei und unaufhörlich mit dem Ausdruck tiefſter, unauslöſchlicher Sehnſucht nach ihm und ſeinem Cello verlange; man bat ihn dringend zu kommen. Er hatte das Mädchen ſelten wiedergeſehen und das ſtille, ſchüchterne Weſen, das ſich bei ſeinem Erſcheinen immer ſo heiß erröthend zurückzog, wenig beachtet. Jetzt mit einem Male trat das reizende Kind mit den ſeelenvollen Augen wieder vor ſeine Seele und damit der ganze Zauber der damaligen kurzen Scene; er hörte wieder die ſüße Stimme, die ihn innig bittend anrief: „Ach, ließeſt Du mich doch noch einmal die Engelchen ſingen hören!“

Ohne zu zögern packte er ſein Cello ein, nahm für einen Tag Abſchied von Weib und Kindern und fuhr nach Ludwigsburg. Es war ſchon Abend, als er dort anlangte und vor dem kleinen Hauſe der Schiller'ſchen

Familie abstieg. Man führte den Capellmeister sogleich in das Krankenzimmer, wo alle Angehörigen der Leidenden versammelt waren: Zumsteeg erkannte aber kein Gesicht, weil nur eine einzige Lampe brannte; die stand auf einem kleinen Tisch am Lager des jungen Mädchens und warf ihren vollen Schein auf das Bett. Nanette lag ganz ruhig, ihr weißes Nachtkleid erschien kaum weißer als ihr Antlitz. Sie sah ihrem gefeierten Bruder ähnlich, Zumsteeg bemerkte diese Aehnlichkeit aber zum ersten Male und konnte sich kaum der Thränen enthalten. Ihre Züge waren nur feiner, als die Friedrich's, und ihr Haar braun, die Stirn kindlicher und weniger hoch; der unbeschreibliche Schmelz der neunzehn Jahre lag auf dem ganzen Gesicht, in den wunderbar schönen Augen stand aber schon deutlich der bitter-süße Abschiedsgruß für die Erde. Sie lächelte dem Nahenden so ruhig und zuversichtlich entgegen, als wollte sie sagen: „ich wußte, daß Du kamst.“ Als er dicht vor ihr stand, flüsterte sie mit kaum hörbarer Stimme: „ach! ich möchte ja so gern wieder die Engel singen hören! So schön wie damals!“ Und nach diesen Worten stimmte sie leise, fast nur für sein Ohr erkennbar, jene Melodie an, die sie einst als fünfjähriges Kind von ihm gehört und die sie seitdem im Herzen getragen, ohne einen Ton zu verlieren, als ihr heiligstes, liebstes Geheimniß.

Da durchbebte den tief erſchütterten Muſiker plötzlich die Ahnung, daß hier vielleicht eine verſchwiegene Liebe in das verſchwiegene Grab ſinken müſſe, daß hier wieder einmal eine keuſche weiße Roſe unbewundert geblüht, wieder ein ſchönes Herz ungeliebt gebrochen, und er beugte ſich ſchwer ſeufzend über die Hand des jungen Mädchens und eine heiße Thräne fiel darauf. O wie ſie da zuckte und noch lange zitterte, dieſe ſchlanke zarte Hand!

Dann zog er ſich mit ſeinem Cello in den fernſten Winkel des Zimmers zurück, und leiſe, leiſe ſpielte er, zuerſt mit Widerſtreben, dann ſelbſt mit fortgezogen durch die Macht der Gegenwart und durch die Erinnerung an die Vergangenheit, und er ſpielte zaubervoller als je. Seine ganze Seele ſang mit, bat, weinte; er ſpielte weiter und weiter — das Zimmer war erfüllt von Seufzern und Schluchzen.

Die Töne verhallten endlich; — das Lied war wieder ein Abſchiedsgruß geworden, aber ein ewiger, für ein liebliches blumenhaftes Geſchöpf, das nun erlöſt von dem ſchweren Leiden einer heimlichen, brennenden Liebe mit einem ſeligen Lächeln von der Erde geſchieden war.

Etwa ſechs Jahre ſpäter, am 26. Januar 1802, durchlief ein Gerücht die Reſidenzſtadt Stuttgart, das

überall eine freudige Theilnahme hervorrief. Die berühmte Harmonicaſpielerin Kirchgäßner ſollte angekommen ſein und an demſelben Abend ein Concert zu geben beabſichtigen. Und in der That verhielt es ſich ſo: Marianne Kirchgäßner war eben in Stuttgart eingetroffen. Dieſe Künſtlerin war nicht allein eine höchſt intereſſante Erſcheinung durch ihre eminente Virtuoſität auf ihrem Inſtrument, ſondern gleichzeitig auch durch ihr Unglück, das gewiß jedes fühlende Herz ſchmerzlich bewegen mußte. Marianne war blind ſeit ihrem vierten Jahre in Folge der Blattern, und nur die Muſik, dieſe allgewaltige Tröſterin, hatte dies arme Kinderherz vor Verzweiflung bewahrt. Ihr auffallendes Muſiktalent erwarb ihr frühzeitig einen edlen Freund und Schützer in dem Freiherrn von Berolbingen, Domcapitular zu Speyer. Sein Mitleid und ſein Intereſſe für das begabte, unglückliche Kind äußerten ſich auf die rührendſte Weiſe. Er kaufte ihr zu einem bedeutenden Preiſe eine wunderſchöne Harmonica, weil er bemerkt zu haben glaubte, daß Marianne für die eigenthümlich ſeelenvollen Klänge dieſes ſeltenen Inſtruments eine ganz beſondere Vorliebe zeigte. Das Kind war über alle Beſchreibung glücklich. Ihr edler Beſchützer brachte ſie nun nach Karlsruhe, wo der wackere Capellmeiſter und Harmonicaſpieler Schmittbauer ſie mit einem Eifer und einer Liebe unterrichtete, die

nur von der Zärtlichkeit und dem Fleiße ſeiner talentvollen Schülerin übertroffen wurde. Sie machte wahrhaft wunderbare Fortſchritte und brachte es zu einer unübertroffenen Meiſterſchaft auf ihrem Inſtrumente. Kaum 21 Jahre alt, trat ſie ihre ruhmvolle Kunſtreiſe durch Deutſchland und Rußland an, und Stuttgart war eine der erſten Städte, die ſie berührte. Alles ſtrömte herbei, ſie zu hören. Zumſteeg hatte das Concertprogramm arrangirt und dirigirte ſelbſt mehrere Orcheſterſachen. Das Spiel der Künſtlerin wirkte aber ſo nervenerſchütternd auf ihn, daß er es nur mit Mühe im Saale aushielt. Marianne Kirchgäßner erntete einen maßloſen Beifall, ſo daß ſie ſich genöthigt ſah, noch ein kurzes Stück zuzugeben. Zumſteeg ſelbſt führte ſie dem aufgeregten Publikum noch einmal vor. Mochte die Künſtlerin nun dem liebenswürdigen Capellmeiſter eine Freude zu machen beabſichtigen, oder liebte ſie ſelbſt dieſe melancholiſche Melodie, die ſchon zweimal ſo bedeutungsvoll in das Leben des Muſikers geklungen, kurz, ſie ſtimmte jenen Concertſatz an, der den Abſchiedsgeſang enthielt. Geiſterhaft, wunderbar vibrirend zogen dieſe Töne durch den Saal. Zumſteeg fuhr zuckend auf bei dem erſten Laut und griff krampfhaft mit der Hand nach dem Herzen. War das nicht Nannette, die ſanfte, ohne Klage geſchiedene Nanette, die ihn da rief? Er konnte den Schluß

nicht abwarten, seine Gedanken verwirrten sich, er wankte hinaus und wurde ohnmächtig. In der folgenden Nacht überfiel ihn, zum heftigen Schrecken der Seinen, ein lang anhaltender, schmerzhafter Brustkrampf.

Am nächsten Morgen schien die Gefahr vorüber zu sein; er beruhigte zärtlich seine angstvollen Lieben und sagte mit sanftem Lächeln: „Heute ist der 27. Januar, meines Mozart's Geburtstag. Müßte ich sterben, so möchte es wohl am besten heute geschehen, dann würde ich vielleicht nicht so rasch vergessen!“

Wenige Minuten nach diesen Worten trat ein erneuter furchtbarer Krampfanfall ein: — da neigte sich Mozart, der strahlende herrliche Mozart, und zog die verwandte schöne Künstlerseele sanft zu sich hinauf in den Himmel.

Eine Begegnung.

„Sah ein Knab' ein Röslein ſtehn,
Röslein auf der Haiden,
War ſo jung und morgenſchön,
Lief er ſchnell, es nah zu ſehn,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden."

Goethe.

Einen ſo reichen Blüthenſtrauß als am 12. Mai des Jahres 1767 hatte ſich das alte ſchöne Straßburg wohl lange nicht an die Bruſt geſteckt. Die Gärten lagen wie ein voller Kranz um die Stadt, überall Knospen und

junges unberührtes Grün. Die hohe Kathedrale sah stolzer als sonst in das gesegnete Land hinaus, die Wogen des Rheins hoben sich wie eine von Thatkraft und Lebenslust geschwellte Riesenbrust, die helle Ill stürzte mit wilder Hast in diese rauschenden majestätischen Wellen, und die von weißen Kirschblüthen fast verschütteten Dörfer schickten von allen Seiten ihr einfaches Sonntagsgeläute herüber, das halb wie Andacht, halb wie Jubel klang.

An eben diesen Morgen schlenderte ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, planlos wie es schien, zu einem der Thore der Stadt hinaus, und trällerte munter die Melodie eines alten französischen Liedchens, jenes zärtlichen Liebesgesanges Heinrichs des IV.:

„Oh, charmante Gabrièle".

Das Gesicht des Sängers war fein und rosig, seine zierliche Gestalt, die Grazie seiner Haltung und der Ausdruck einer höchst anmuthigen Sorglosigkeit machten den jungen Mann zu einer sehr liebenswürdigen Erscheinung. Stirn und Augen waren aber bedeutend, erstere edel und gedankenvoll, letztere frappirend durch ein Gemisch von Feuer und Schwärmerei. Der fröhliche Wanderer war am Abend zuvor mit einem Freunde von Basel in Straßburg angekommen und wollte in zwölf Stunden weiter nach Paris. Er nannte sich André Modeste Ernest Gretry. Sein Gefährte wünschte einen

halben Tag bei seiner alten Tante in Straßburg auszuruhen, ehe er den Weg nach Paris fortsetzte, und da der lebhafte Gretry ein tête à tête mit der frischen jungen Natur unterhaltender fand, als mit einer bejahrten ziemlich trocknen Dame, so nahm er sich vor, den Sonntag in der Umgegend der alten Stadt zu verträumen. Gretry war nämlich ein Musiker, und solchen wunderlichen Gesellen erlaubte man zu allen Zeiten das Träumen.

Geboren zu Lüttich in Belgien, zärtlich geliebt von seinen Eltern, umgaben ihn Sang und Klang von frühester Jugend an. Sein Vater, erster Geiger an St. Martin, spielte schon dem halbjährigen Kinde allerlei Weisen vor, die es vor Freude zappeln und jauchzen ließen, und die liebliche Stimme der Mutter sang es in den Schlaf. Bereits vom sechsten Jahre an gab man den Bitten des Knaben nach und ließ ihn in der Musik unterrichten, die nun einmal seines jungen Lebens Seligkeit war. Als er größer wurde, genügte ihm der einseitige Unterricht nicht mehr; er strebte weiter, er wollte componiren lernen. Man brachte ihn zu einem trefflichen Musiker, Reinke, unter dessen Leitung sich das Talent des Knaben glänzend entwickelte. André Gretry zeigte so viel Fleiß, faßte so leicht, war so dankbar, daß sein Lehrer die Stunden, die er mit diesem Schüler verlebte, seine Erholungszeit nannte. Reinke sorgte auch dafür, daß André so viel

als möglich hörte, besuchte fleißig die musikalischen Messen und weltlichen Concerte mit ihm, und machte ihn auf die Schönheiten oder Mängel der Vorträge aufmerksam. Zu eben jener Zeit waren italienische Kirchensänger in Lüttich, deren Leistungen tiefen Eindruck machten auf den empfänglichen Knaben. Von ihnen lernte er zuerst die erschütternden Schöpfungen eines Pergolese, Galuppi, Palestrina, Lotti kennen, und beim Hören dieser Meisterwerke glühte immer heller das Verlangen in ihm auf, selbst zu schaffen. Tag und Nacht erfüllte ihn nur der Gedanke, ein guter Musiker zu werden, und er vergaß in keinem seiner kindlichen Dankgebete Gott und die heilige Jungfrau um Erfüllung dieses heißen Wunsches zu bitten.

An seinem ersten Communionstage, als er am Morgen zu seinen Eltern trat, sagte seine sanfte Mutter, ihn umarmend: „Hast Du irgend einen recht innigen Wunsch, mein Sohn, so sage ihn vertrauensvoll der hohen Himmelskönigin, heute erfüllt sie die Wünsche aller guten Kinder, die recht demüthig bitten.“ — Und der blasse, schöne Knabe kniete in der Kirche nieder, seine dunklen Augen suchten in brünstiger Andacht das Bildniß der Gebenedeiten, und Mund und Herz riefen: „o laß mich ein echter Musiker werden!“ Da tönte das volle Glockengeläut und Engelstimmen mischten sich darein,

Gewährung verheißend, das Herz des Kindes bebte vor Wonne, in heftiger Erregung drängte es sich dichter, fester an das Bild der Himmelskönigin, — da krachte es dumpf — — ein Schreckensschrei wurde laut: ein schwerer morscher Balken stürzte vom Glockenstuhl herab in die Kirche und fiel dicht neben dem betäubten Knaben nieder. Ohnmächtig stürzte André zusammen. Man brachte ihn wehklagend in das Elternhaus, heiße Thränen fielen aus Vater- und Mutteraugen auf seine Stirn: man glaubte ihn todt. Da öffnete er plötzlich die Augen, lächelte unendlich heiter seinen Lieben zu und sagte: „Habt Ihr's gesehen, wie Madonna mich schützte vor dem Tode? Ihr blauer Mantel löste sich, trat aus dem Bilde und wehte mir um die Schultern! Das ist das Zeichen, daß sie meine Bitte gehört. Habt nur Geduld mit mir: ich werde ein guter Musiker!"

Im achtzehnten Jahre zog Gretry, unterstützt von vielen Freunden seines Talents, fröhlich und hoffnungsreich über die Alpen in das Land des Gesanges, in das herrliche Italien, und dort schlug die Blume seines Genies langsam die glänzenden Blätter auseinander. Das heilige ernste Rom wurde seine zweite Heimath; Casali unterrichtete ihn in der Composition; Gretry arbeitete mit wahrem Feuereifer; durch seinen berühmten Lehrer in die Kreise der Musiker und Musikfreunde eingeführt, erwarb

er sich, im Fluge fast, Aller Herzen durch seine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit.

Mehr als eine reizende Frau versuchte es, durch allerlei Zauberkünste den interessanten Fremden dauernd zu fesseln; sein unbefangenes Herz, sein reiner Sinn und eine gewisse Flatterhaftigkeit seines ganzen Wesens bewahrten ihn jedoch glücklich vor allen engen Banden, vor allen Gefahren, die seiner Jugend und Zukunft drohten. Wohl begeisterten den erregbaren Jüngling hier und da ein Paar schöner Augen, wohl küßte er dann und wann einmal einen rothen lieblichen Mund, aber alles dies glich nur dem Tändeln eines Schmetterlings: er war zu unruhig und vielbeschäftigt, als daß irgend eine tiefere Neigung Wurzel zu schlagen vermochte in seiner Seele. In dieser reichen poetischen Zeit entstanden seine ersten bedeutenden Compositionen: zwei reizvolle Intermezzo's, die sowohl Musiker als Laien zugleich entzückten. Nun aber zog es ihn mächtig nach Paris, an dies wild klopfende Herz, zu dieser lebensvollsten aller Städte, die er sich zum Schauplatze seines Wirkens und Schaffens erkoren; er nahm Abschied von der bella Italia und reiste in Begleitung eines französischen Malers durch die Schweiz nach Straßburg, wo wir ihn eben im Vollgenusse der lieblichsten Frühlingslandschaft gefunden. Er genoß den schönen Tag auch recht mit

Bedacht, wie es ſchien, und beeilte ſich durchaus nicht auf ſeinem einſamen Spaziergange. Bald warf er ſich ins Gras unter irgend einen blühenden Baum und ſchaute nach Art aller närriſchen Leute ins Blaue und lächelte dabei, bald blickte er durch die hohle Hand in die Ferne oder bückte ſich und ſah den Himmel verkehrt an, nickte auch allen Kirchengängern, unaufhörlich aber ſummte und ſang er dabei. Sein Inneres mochte wohl einer Aeolsharfe gleichen, auf der jeder Gedankenhauch eine Melodie hervorrief. — Plötzlich hörte er das Rauſchen eines Kleides und haſtige Schritte:

„leicht — wie Feentritt nur geht —"

— ein junges Mädchen lief an ihm vorüber einem bunten, auffallend ſchönen Schmetterlinge nach. — Sie war kaum fünfzehn Jahre alt, die Geſtalt zeigte mehr noch das Kind als die Jungfrau. Das kurze weiße Kleid flatterte um die zierlichſten Füße, der runde Strohhut war ihr entfallen und ſchlang ſich nur noch mit den blauen Bändern um den Hals, dichtes braunes Haar hing in ſchweren Flechten über den Nacken, das liebliche Geſicht glühte, die Augen leuchteten, ein Veilchenſtrauß blühte an ihrer Bruſt. Sie jauchzte, als ſie dem flatternden Schmetterlinge näher kam, ſie ſprang, ſie flog faſt, ihn wieder zu erreichen, wenn er ſich entfernte. Den

jungen Mann hatte ſie kaum mit einem Blicke geſtreift. — Der aber ſtand und ſchaute und meinte noch nie ein ſo hinreißend friſches Weſen geſehen zu haben. Mechaniſch faſt folgte er ihr — mit den Füßen, mit den Augen und ſogar mit dem Herzen. Plötzlich aber ſtieß er einen Schreckensſchrei aus: das Mädchen fiel. Im Nu war er an ihrer Seite. Sie lag auf den Knien, hatte ſich den linken Fuß beſchädigt und konnte ohne Hilfe ſich nicht erheben oder gehen, aber ſie zeigte keine Betrübniß, keinen Schmerz, ſondern hob den Kopf und ſah ihren unerwarteten Helfer mit ſo freudigen Augen an, als ob ihr das größte Glück begegnet. „„Ich habe ihn gefangen, den Schelm!““ rief ſie lebhaft aus und hielt die geſchloſſene rechte Hand in die Höhe. In demſelben Augenblicke aber löſten ſich, in Folge eines heftigen Schmerzes am Fuße, die feinen Finger ein wenig, der Schmetterling drängte ſich durch — flatterte fort — war frei. Der junge Mann machte mit Hilfe ſeines breitgeränderten Hutes einen Verſuch, den Entflohenen von neuem in Haft zu bringen, das Mädchen hielt ihn aber ab.

„„Laßt ihn fliegen; er will nicht mehr bei mir ſein — ſo mag ich ihn auch nicht! War er doch mein einen Augenblick lang, damit bin ich zufrieden!““

„Bitte, ſteh auf; Dein Fuß iſt malade!“ ſagte

André Gretry. Er ſprach nur langſam und gebrochen deutſch, ſeine reizende Gefährtin aber verſtand ihn, ſtützte ſich auf ſeinen Arm und ließ ſich langſam von ihm geleiten, indem ſie ihm mit den Fingern ein nahe liegendes Dörfchen als ihren Wohnort bezeichnete.

„Wie heißt der village, wo Dein Haus iſt?“

„„Seſenheim.““

„Und wie iſt Dein Name?“

„„Friederike.““

„Wie nah iſt doch Seſenheim! Laß uns langſam gehen — oder erſt ruhen, daß Dein Fuß geſund wird!“

Und ſie ſetzten ſich neben einander auf den grünen Raſen, unter eine mächtige Buche, die eben ihre Blätter aus der Knospenhülle in die Welt hinausgeſchickt hatte.

Der Sonnenſchein, der auf dem jungen Grün lag, fiel durch die zitternden Zweige auf ihre beiden jugendlichen Häupter, ſie ſahen ſo ſchön, ſo gut aus, wer hätte ihnen nicht eine Zukunft prophezeit, lieblich wie der Lenztag, deſſen milde Entzückungen ſie jetzt genoſſen. Vertrauensvoll wie Kinder plauderten ſie mit einander, als ob ſie ſich ſchon Jahre lang gekannt. André erzählte daß er ein Muſiker ſei, nach Paris reiſe und eben aus der herrlichen Schweiz nach Straßburg gekommen. Mit dem vollen Enthuſiasmus der Jugend ſchilderte er ſein frohes, freies Leben und redete von ſeinen hochfliegenden

Plänen, ſo mühſam auch die Zunge die fremden deutſchen Worte ausſprach. Das Mädchen dagegen zeigte ihm das rothe Dach des Pfarrhauſes, wo ſie geboren, fragte nach den Schweizer Bergen, von denen ſie viel geleſen, nach den rothwangigen Schweizermädchen mit den hellen Stimmen und nach den luſtigen Jodelliedchen. Er wußte alles klar und anmuthig zu beſchreiben, wenn auch das Mädchen zuweilen herzlich über ſeine Wortſtellungen und Satzbildungen lachte. Mit den Jodelliedern ging's am allerbeſten; er kannte mehrere, hatte ſie richtig ausſprechen gelernt und ſang ſie mit ſeinem weichen Tenor allerliebſt. Friederike war beſonders entzückt von folgendem Geſange:

„Uf'm Bergli
Bin i geſäſſe,
Ha de Vögle
Zugeſchaut;
Hänt geſunge,
Hänt geſprunge,
Hänt's Näſtli
Gebaut."

„In ä Garte
Bin i geſtande,
Ha de Imbli
Zugeſchaut!
Hänt gebrummet,
Hänt geſummet,
Hänt Zelli
Gebaut."

„Uf d' Wieſe
Bin i gange,
Lugt'i Summer-
Vögle a;
Hänt geſoge,
Hänt gefloge,
Gar z' ſchön hänt's
Gethan."

„Und da kummt nu
Der Hanſel,
Und da zeig' i
Em froh,
Wie ſie's mache,
Und mer lache
Und mache's
Au ſo."

Und Bienen ſummten und fielen frühlingstrunken ins Gras, die Vögel ſangen, die Luft wehte ſüß daher, das junge Mädchen lächelte den Sänger an, André ſchwamm in Seligkeit. Sie verſuchte das Lied zu wiederholen, er half nach, — ihre Stimme klang ſo lieblich, — dazwiſchen ſcherzten und lachten ſie; endlich war das Lied erlernt.

„„Das ſoll mein Andenken ſein an Euch,"" ſagte nun Friederike und wollte ſich erheben. „„Ich muß nach Hauſe gehen, mein Fuß iſt ganz geſund!""

„Ach, warte noch einen Augenblick! Wer kann ſagen, ob wir jemals wieder mit einander reden!" bat er ſo innig, daß ſie ſich lachend wieder niederſetzte.

„„Hoffentlich höre ich bald von einem gewiſſen Gretry reden, der vielerlei wunderſchöne Muſik erfindet und den ganz Paris, oder ganz Frankreich, oder die ganze Welt kennt und preiſet! — Und da denke ich: das war der luſtige Sänger, der einſt neben dir unter der Buche ſaß und das liebe Liedchen ſang.““

„Und ich werde einſt eine große Oper aufführen in Paris, und die Hörer werden laut „Bravo“ rufen am Ende, aber mitten in dem Lärme wird eine Hand ein Bouquet zu mir herüber werfen, ein Bouquet von violettes. Und ich werde mich umſchauen und in der letzten Loge, bei der Bühne, eine ſchöne Frau ſehen (ſie iſt auf der Hochzeitsreiſe), eine Frau mit braunem Haar und ſchwarzen Augen — ſie grüßt und lächelt — und ihr cher mari grüßt. Wer iſt's doch? Das junge deutſche Mädchen aus Seſenheim.“

„„O wie hübſch wäre das doch! Ja ich möchte Euch gern den zeigen, den ich einmal lieb habe, ſo recht lieb, er würde wohl prächtig und glänzend ſein, ſchöner als der Schmetterling, den ich heute gefangen!““

„Aber wenn er auch davon fliegt, wie Dein Gefangener, und Dir Schmerz zurück läßt?“

„„So war er doch einen Augenblick mein, — dann iſt's ſchon gut. Den Schmerz will ich ertragen!““

Dieſen Worten folgte eine Pauſe. Friederike zer-

pflückte zerſtreut ihren Veilchenſtrauß, den Kopf etwas erhoben, die wunderſchönen Rehaugen voll heißer Fragen in die Ferne gerichtet. Gretry nahm dieſes ſüße Bild für ewige Zeiten in ſein Herz auf.

Dann zog er ſeine Schreibtafel hervor, reichte ſie dem Mädchen hin, ſchob den Stift in ihre Hand und bat:

„Für das Liedchen ſchreibe mir zum Dank Deinen lieben Namen ein und den heutigen Tag.“

Sie that es.

„Gieb mir nun auch das halbzerpflückte Bouquet!“

Lieblich lächelnd erfüllte ſie auch dieſe Bitte, erhob ſich und reichte ihm zum Abſchiede die Hand. Der frohe heitere Jüngling fühlte ſich zum erſten Male in ſeinem Leben tief bewegt, als er dem Mädchen nachſah, wie ſie den ſchmalen Fußpfad einſchlug, der zum Dorfe führte. Leicht und ſorgenlos ſchritt ſie daher, oft noch zurückſchauend und grüßend, und dabei trällerte ſie mit lerchenhafter Stimme die Melodie des Schweizerliedes:

„Uf'm Bergli
Bin i geſäſſe.“

Als ſie hinter den Hecken endlich verſchwand, da war es dem jungen Muſiker, als hätte er eben ihren Sarg forttragen ſehen; eine bange ſchwere Traurigkeit legte ſich wie ein Alp auf ſeine Bruſt, und André

Gretry, der ſeit ſeiner Kindheit keine Schmerzensthräne mehr vergoſſen, ſchlug die Hände vor ſein Geſicht und weinte bitterlich.

Zwanzig Jahre ſpäter ſonnte ſich André Modeſte Erneſt Gretry im vollſten Glanze ſeines Ruhmes als Componiſt. Frankreich hatte ihn zu ſeinem Liebling erklärt und Belgien, ſein Vaterland, nannte ihn mit Stolz ſeinen Sohn. Seine Opern: „l' Hurone“, „le tableau parlant“, „Lucile“, „Zemire et Azor“, „la caravane“ und vor Allem „Richard coeur de Lion“ gingen nicht nur über alle franzöſiſchen Bühnen, auch Deutſchland kränzte den Componiſten mit Lorbeer. — Gretry's Hauptſtreben war Richtigkeit und Wahrheit der Declamation; er verſuchte die Sprache des gewöhnlichen Lebens nachzuahmen im Geſange; der Begleitung wies er eine untergeordnete Stellung an und trat ſehr entſchieden gegen jede Orcheſtermalerei auf. Seine Melodien waren, wie er ſelbſt, friſch und anmuthig, und daß der Quell, aus dem er ſchöpfte, unverſiegbar war, beweiſt das Daſein von einigen und vierzig Opern. Gretry's Melodien ſind mehr wie die irgend eines anderen Componiſten ein Eigenthum der franzöſiſchen Nation geworden und werden es bleiben bis in die ſpäteſten Zeiten. Bei den gewaltigſten Zeitereigniſſen gedachte der Franzoſe

dieſes ſeines Lieblings. Als der große Kaiſer Napoleon den Rückzug aus Rußland antrat, als ihn Tod und Jammer umgaben, und er mit ſtummen, furchtbaren Schmerzen auf ſeine verſtümmelten Getreuen blickte, ſtimmte die alte Garde, ein erſchütternder Troſt, Gretry's Lied an:

„Où peut-on être mieux
Qu'au sein de sa famille!“

Und wie der mächtige Held von Elba entfloh und den Boden ſeines Reichs wieder betrat, als ihn fanatiſche Begeiſterung empfing, da waren es wieder Gretry's Melodien, die ihn zuerſt begrüßten.

„Veillons au salut de l'empire!“

jubelten Frankreichs Söhne ihrem Kaiſer entgegen. — Als aber endlich der gefeſſelte Prometheus unter tauſend Qualen auf St. Helena ſchmachtete, ſangen da nicht zahlloſe Lippen, leiſe und voll bittrer Trauer, das rührende Lied des treuen Blondels:

„Oh Richard, oh mon roi,
L'univers t'abandonne.“

Gretry beſchloß den ſanften melodiſchen Traum ſeines Lebens erſt am 24. September des Jahres 1813. Glücklich im Kreiſe der Seinen, geehrt und geliebt von ſeinen Zeitgenoſſen, trieben nur die letzten Revolutionsſtürme

einige dunkle Wolken über den Himmel seines Daseins. — Dem letzten Willen des Todten gemäß, legte man neben andern theuren Andenken aus der Zeit seines Glückes auch eine kleine alte Brieftafel in seinen Sarg; sie enthielt ein Blatt mit den halb verwischten Worten:

Friederike Brion
Sesenheim, den 12. Mai 1767.

und einige zu Staub zerfallene Veilchen.

Und jenes liebliche Mädchen, das dem Gefeierten einst begegnet, und dessen Bild nimmer in seiner Erinnerung erloschen, hat sie auch so sanft geträumt? —

Das Loos Friederikens kennt die Welt. Der glänzende Falter, den sie ersehnt, flog ihr ans Herz: Wolfgang Goethe trat in das stille Pfarrhaus zu Sesenheim. Unter all den vielen lieblichen Weisen, die das beglückte Mädchen dem Geliebten sang, war auch das Schweizerlied, das sie der fremde Musiker an jenem Maitage gelehrt. — Es hat später seinen Platz unter Goethe's Gedichten gefunden, mit der einfachen Bemerkung: „mitgetheilt". — Welche Geschichte liegt in diesem ruhigen Worte versteckt!

Einen einzigen wunderschönen Sommer lang nannte Friederike den Strahlenden ihr eigen, dann entfloh er

ihr für immer. — Sie trug ihr unermeßlich Leid ohne laute Klage, drückte die Hand aufs Herz und sagte ihren Lieben, wie einst Arria dem Pätus: „es schmerzt nicht!“ Aber das Herz brach ihr doch darüber; sie ging in stiller Trauer einsam durch das Leben, denn gar oftmals sagte sie: „wer von Goethe geliebt wurde, kann keinem Manne weiter angehören.“

Das Kloſter der heil. Lucia.

Es war am Feſttage der Himmelfahrt Chriſti im Jahre 1794, als die Glocken des ſchönen Kloſters der heiligen Lucia, unweit Rom, zur Morgenandacht riefen. Schaaren frommer Beter wallten der Pforte zu. Gar anmuthig waren ſie anzuſchauen, die maleriſchen Trachten der Wanderer, die weißen Schleier der reizenden Frauen, geſchmückt mit Blumen, und die ſtolzen ſchlanken Männer, an deren Bruſt kleine Zweige duftiger Orangenblüthen prangten. In aller Augen blitzte üppigſte Lebensluſt und Frühlingsjubel. Der glühende Sonnenball küßte recht inbrünſtig alle dieſe

bräunlichen, warmgefärbten Wangen und umfing mit seinen Strahlenarmen innig diese köstlichen, kraftvollen Gestalten.

Die Fenster des Kirchleins flammten im Licht. Drinnen aber stiegen Weihrauchwolken empor und der matte Schimmer der geweihten Kerzen vermochte kaum diese wallenden Nebel zu durchbrechen. Eine süße Dämmerung herrschte, das Standbild der heiligen Lucia war von den köstlichsten Kränzen und Blumen fast bedeckt und sah aus wie eine Frühlingskönigin; der Priester streckte segnend seine Arme aus, die gläubige Menge stürzte auf die Knie: da ertönte vom hohen, verhüllten Chore das „Kyrie eleison" der frommen Nonnen. Wie flossen sie so sanft hernieder, diese weichen Stimmen, wie herrlich und erhebend war die ernste Weise des Maestro Palestrina! Klar und hehr schritt die bedeutungsvolle Grundmelodie durch das anmuthige Gewinde lieblich verflochtener Stimmen, die oft sie zu bedecken, zu verhüllen, unterzutauchen strebten, aber immer überwunden von der Siegerin, demüthig zurückweichend, sich endlich vereinigten zur sanften Begleitung und zum herrlichsten Ganzen. Die bebenden Seelen der Hörer erhoben sich auf mächtigen Schwingen bald jauchzend zum Himmel, bald sanken sie, wie von zarten, unsichtbaren Blumenketten gehalten, wieder selig weinend nieder auf die geliebte Erde.

Da erschallte plötzlich im „Gloria“ eine Sopranstimme, deren überraschender Klang die Menge gewaltsam aus der süßen Versunkenheit riß. Die Stimme war von einer durchdringenden Klarheit, fast schneidend in ihrer Reinheit, überwältigend in ihrer Fülle. Der Ton hatte nichts Verwandtes mit dem der anderen Sängerinnen, der Klang vermischte sich nicht mit den anderen Klängen; einsam, ohne verschmelzende Weichheit, voll und hoch, schwebte er auf und ab im Raume der Kirche.

Im „Credo“ verstummte die Wunderstimme; ein anderer, milder Sopran trat an ihre Stelle; am Schlusse jedoch, im ergreifenden „Agnus Dei“ und „Dona nobis pacem“ durchschnitt sie wieder, wie ein glänzender, scharfgeschliffener, sieggewohnter Speer, die tief hernieder-hängenden Weihrauchschleier. Es zitterte keine Erregtheit in ihr, es leuchtete kein Jugendschmelz in diesen Klängen, es war gleichsam eine Stimme ohne Alter und Geschlecht, eine Stimme, die den Eindruck machte, als sei sie ewig so gewesen und müsse ewig so bleiben.

Das Volk war mächtig erschüttert. „Heilige Maria,“ murmelte eine alte Frau, „das war nicht der Gesang eines Weibes!“ und heftig sich bekreuzend betete sie leise. Die erschreckte schwarzlockige Nachbarin nickte Beifall und flüsterte den Ausruf einem neben ihr knienden Manne

zu, deſſen brennende Blicke freilich vergebens das Gitter des Chores zu durchdringen ſtrebten.

Die Meſſe war beendet. Die Frauen verließen in heftiger Bewegung die Kirche, die Männer ſchüttelten die Köpfe; jedermann ſprach von dem Zauberſange, aber niemand wußte den Namen der verborgenen Sängerin. Die Kerzen erlöſchten, und das überreiche Leben eines italieniſchen Frühlingstages verſchlang alle die tauſend Fragen, Zweifel, Schauer und Erwartungen.

Als am andern Tage der Morgen, der lachende, ſtrahlende Morgen Italiens mit ſeinen Liebesaugen in das Kirchlein blickte, ſtaunte er, ſchon wieder eine harrende Menge verſammelt zu ſehen. Jedes Angeſicht wandte ſich mit dem Ausdruck geſpannteſter Erwartung dem Chore zu, von welchem die Hora ertönte. Und wieder tauchte jene räthſelhafte Stimme auf, und wieder durchbebte ſie die Herzen mit einem Gemiſche von Freude und Bangen, und wieder ſtaunten die Hörer. Da rief plötzlich ein junges, blühendes Weib, zitternd und glühend: „Heilige Himmelskönigin, ich ſehe das Wunder! Maria hilf, es iſt ein ſingendes Kind!“ — Und wirklich unterſchied man hinter dem Gitter die zarte Geſtalt eines Mädchens von etwa zehn Jahren, aus deſſen geöffneten Lippen die wunderbaren Töne ſtrömten. Das Antlitz des Kindes erſchien von ſtrenger Regelmäßigkeit, aber die

ſchönen Formen waren noch unbelebt und eine durchſichtige Bläſſe bedeckte die jugendlichen Wangen. Von dem Momente dieſer Entdeckung an ſteigerte ſich die Aufregung der Menge von Stunde zu Stunde. Tagtäglich wallfahrtete man früh und ſpät in großen Zügen nach dem Kloſter, um die ſeltſame kleine Sängerin zu hören, deren Stimme man ſelbſt im vollſten Chore deutlich unterſchied, und die Kunde von den mächtigen Klängen in einer Kinderbruſt durchdrang die ganze Gegend, wanderte ſelbſt nach Rom, und der Zudrang zu den Meſſen des Kloſters der heiligen Lucia wurde immer gewaltiger und unaufhaltſamer.

Aber die Schaar von Gläubigen, die ohne zu grübeln dankbar das vermeinte Wunder hinnahm, war klein im Vergleich zu der Menge derer, die, Köpfe und Herzen erfüllt von tauſendfachen Vermuthungen und Zweifeln über die Perſon der Sängerin, in raſtloſer Unruhe hin und her wogten. — „Eine Koſtgängerin des Kloſters iſt's, welche ſingt, ſo ſagt man im Kloſter!“ behaupteten Einige. — „Aber jedenfalls iſt ſie verwachſen, ſicherlich achtzehn oder neunzehn Jahre alt, und hat vielleicht die Geſtalt eines Kindes wegen ihres Gebrechens. So ſingt kein K i n d!“ — „Nein, nein!“ riefen Andere, „man hat Euch ein Märchen aufgebunden; es iſt eine von den jüngeren Nonnen, die Schweſter Barbara,

wir wiſſen es ganz genau, jenes Kind hat nur ſtill zugehört!“ — „Nimmermehr!“ fielen einige Frauen ein, „es iſt ein Wunder geſchehen, die heilige Lucia hat der frommen Aebtiſſin Thereſa einen Engel vom Himmel geſandt.“ — „Was ſchwatzt Ihr da für kindiſches Zeug?“ ſchrie jetzt eine kräftiger Mann mit klugem, entſchloſſenem Antlitz, „die ganze Sache iſt ein ſchmählicher Betrug! wir werden hintergangen, man lockt uns die Silbermünzen aus den Taſchen!“ — Das Volk drängte ſich mit fiebriſcher Haſt um ihn her; der Redner fuhr fort: „Ja, hört mich nur an, die Wahrheit meiner Worte wird Euch klar werden wie der Tag! Merkt auf, nur wenig iſt's, was ich zu ſagen habe! Das Kloſter iſt arm, die heilige Lucia verlangt ein neues Sammetkleid und ein goldenes Behänge, man braucht reiche Spenden und ſann auf ein Mittel, das leichtgläubige Volk herbeizuziehen! Sie haben eine Maſchine bauen laſſen in Rom, eine Uhr in Menſchengeſtalt, welche ſingt, ſo eine Wachspuppe mit Flötenwerk; ich ſage Euch, es iſt kein Kind und keine Nonne, die dort oben trillert, ſo fremd und ſo überlaut: es iſt eine bloße Marionette!“

Die aufgeregte Menge ſtutzte, ſchauderte, bekreuzte ſich, horchte, ſtritt, fanatiſirte ſich ſelbſt und glaubte zuletzt. „Gewiß, beim heiligen Giovanni, Matteo hat

Recht!“ donnerte ein Herkules mit wilden Mienen und ballte ſeine Fäuſte, „der Singſang iſt Pfaffentrug und weiter nichts! Wer hat denn jemals von einem ſingenden Kinde gehört, von einem Kinde mit ſolcher Rieſenkraft? Täuſcht Euch ferner nicht! Die Wunderſängerin iſt nichts als eine hölzerne Puppe mit einer Wachslarve. Das Ding wird aufgezogen wie eine Uhr, und ſingt allerlei Weiſen. Ich ſah ſolche ſeltſame Figuren mehr als einmal bei einem alten berühmten Profeſſor in Rom.“ — „Ja, und nicht umſonſt fühlten wir kalte Schauer, wenn die klaren, hellen Flötentöne unſer Ohr berührten; das war die Ahnung des hölliſchen Blendwerks,“ fügte ein anderer Aufgeregter mit flammenden Blicken hinzu. — „Dieſer nichtswürdige Betrug ſchändet die Kirche der heiligen Lucia, wir dürfen ihn nicht länger dulden; wir müſſen ihn enthüllen, vernichten, und alle Heiligen werden uns beiſtehen bei ſolchem Werke!“ tobte ein Dritter.

Wilde Bewegung wogte in der erhitzten Menge. Die Weiber beſchrieben ſich mit ängſtlichen Mienen das ſtarre Wachsgeſicht der Marionette und ihre todten Glasaugen, und wollten nie eine Silbe des frommen Textes verſtanden haben. Viele hatten auch ein ſeltſam ſchnurrendes Geräuſch deutlich vernommen am Schluſſe des Gloria. „Da war das Uhrwerk abgelaufen!“ ſagten ſie leiſe

zu einander. Die Männer entflammten ſich mehr und mehr durch ihre eignen heftigen Reden, und die ſanfteſten Frauen glühten auf an den lodernden Blicken ihrer Gatten, Geliebten, Brüder; eine allgemeine Wallfahrt ins Kloſter ward beſchloſſen, um die Auslieferung der Flötenuhr, der trügeriſchen ſingenden Puppe zu verlangen.

So zogen denn beim herannahenden Abend die aufgeregten Menſchenſchaaren lärmend nach dem ſtillen Kloſter, donnerten an die epheuumrankte Pforte, und begehrten heftig Einlaß. Die erſchrockene Priorin gebot zu öffnen und trat den Eindringenden entgegen; mit einem Angſtrufe flüchteten die Nonnen in ihre Zellen.

Das ehrwürdige Antlitz der frommen Frau, ihre hohe Geſtalt und das emporgehaltene Crucifix imponirten der Menge; das wüſte Geſchrei verſtummte, einzelne Frauen ſanken auf die Knie, die Männer wichen zurück, und nur ein Sprecher näherte ſich ehrfurchtsvoll der Priorin und erklärte ihr die Vermuthungen, Wünſche und Forderungen ſeiner Begleiter.

Staunen und Unglaube malte ſich in den Zügen der ernſten Frau. „Meine Kinder!“ rief ſie, „iſt es möglich, daß Ihr Eure Mutter Thereſa ſolchen Betrugs anklagt? Iſt es möglich, daß Ihr Euch ſo tief erniedrigt durch ſolchen Verdacht und mich ſo unausſprechlich be-

trübt? Ziehet hin, bereuet und büßet Eure Sünden! denn jene Stimme, die Euch zu dieſem beklagenswerthen Irrthume verleitete, jene Stimme, die Euch ſo mächtig ergriffen und erſchüttert, ſie drang aus der Bruſt eines gottgeſegneten Kindes, ſchwebte nieder von den unſchuldigen Lippen eines zehnjährigen Mädchens aus Sinigaglia, das hier im Kloſter erzogen wird.“ — „„Wir wollen das Kind ſehen!““ riefen hier einige wilde Stimmen. Das Volk erhitzte ſich von Neuem an ihrem Klange. „„Ja, ja, ſehen wollen wir die Zauberin, ſie reden hören, ihr Angeſicht berühren und ihre Hände, und ihren warmen Lebensodem fühlen!““ — Und immer drohender wurden die Mienen, immer lauter das verwirrte Geſchrei. Die Ermahnungen der Vorſteherin verhallten ungehört und der ſonſt ſo ſtille Kloſterhof war erfüllt von rauhen Tönen.

Da verſchwand die Mutter Thereſa; — ſie kehrte zurück und drängte ein zartes, bleiches, zitterndes Mädchen der unruhigen Maſſe entgegen. Wie aus gelblichem Wachs geformt leuchtete das regelmäßige, farbloſe Antlitz des Kindes unter dem ſchwarzen, geſcheitelten Haare hervor, und ängſtlich ſtarrten die weit geöffneten, dunkeln Augen die fremden, ausdrucksvollen Geſichter an. „Angelika,“ ſagte die Priorin ſanft, „zage nicht! Sei muthig; hilf Deiner Mutter Thereſa und dieſem ver-

blendeten Volke! erhebe Deine Stimme und grüße die Himmelskönigin!“

Angelika öffnete die Lippen und begann ein altes, einfaches „Salve Regina“, aber mit einer Kraft, Reinheit und Erhebung, mit einer Sicherheit und Ruhe, daß die lautlose Versammlung unwillkürlich die Knie beugte. Ein so tiefer Friede, eine so unberührte Unschuld, wie sie aus diesen Tönen sprach, konnte auch wahrlich nur einer Brust entströmen, der des Lebens süßes Weh und bittre Lust, Rosen und Dornen noch nicht genaht. Die krystallklaren, hellen Klänge zogen weit, weit hinaus in die schöne Dämmerung und das blühende Land. Verklärend und weich lag der Schimmer des sichelförmigen Mondes auf allen Häuptern, auf der jugendlichen Stirn der Sängerin und auf dem ernsten Angesichte der bewegten Aebtissin.

Als Angelika geendet, erhoben sich alle die niedergesunkenen Männer und Frauen und stürzten mit jenem überwallenden, aufrichtigen Enthusiasmus, der das herzerhebende Eigenthum aller Völker des Südens ist, zu dem Kinde hin. Schluchzend küßten sie die kleinen Hände der Lächelnden, den Saum des Gewandes, die leicht erglühten Kinderwangen, die Füße, priesen es mit Thränen des Entzückens, segneten es und ein einstimmiger Jubelschrei durchschnitt die Luft:

„Evviva Angelica Catalani!“

Mutter Thereſa hat aber doch gar bald nachher die kindliche Wunderſängerin aus dem Kloſter entfernt; ſie konnte die gewaltſame Störung ihres ſtillen Aſyls nicht verſchmerzen. Allein ſie hat es gewiß ſpäter bitter bereut, denn aus der kleinen Angelica wurde, das weiß die ganze Welt, in kürzeſter Friſt die große Catalani. Europa lag vor ihr auf den Knien; — und welche Auswahl prächtiger Gewänder, Halsketten und blitzender Krönlein hätte die heilige Lucia wohl erhalten von ſolcher Anbetung!

Die volle Zauberpracht eines ſüdlichen Abendhimmels im Monat Mai hing über *** und deſſen reizender Umgebung. Die ganze Landſchaft lächelte verklärt unter den Wechſelküſſen des üppigſten Frühlings und des mildeſten Abends. Unweit der romantiſchen Stadt lag ein Landhaus, das eine ſpaniſche Familie für einige Wochen gaſtlich aufgenommen; es war dicht umſchloſſen von den blühenden Armen eines Gartens. „Ein Garten in Italien!“ — Dieſer Gedanke bringt unſere nordiſche Phantaſie in die anmuthigſte Aufregung: Pinien rauſchen, Cypreſſen werfen ihre Schattenſchleier über lachende Blumen, um ihre brennenden Farben zu mildern, Citronen- und Orangenbäume tropfen ihre köſtlichen Blüthen

tändelnd auf den Boden, der hohe Lorbeer ſchaut ernſt dem Spiele zu, die liebliche Myrthe breitet ſtill verlangend die zarten Arme nach ihm aus, und in ihrem dunklen Laube blitzt es wie Silberſternchen. Zahlloſe Vögelſtimmen beleben das duftige Paradies, und ſchimmernde Schmetterlinge flattern, frei und feſſellos wie Liebesgedanken, in ſeliger Trunkenheit von Blume zu Blume.

In ſolchem Garten, beſtrahlt vom Mondlichte, das in dieſen geſegneten Landen ein ſilberner Sonnenſchein iſt, lag ein ſpielendes Kind, zart und traumhaft lieblich wie eine Elfe. Erſt ſechs Frühlinge hatten dieſe reine Kinderſtirn geküßt, aber das Weſen des lieblichen Geſchöpfs war ungewöhnlich ſinnend, und aus den großen braunen Augen leuchtete ein wunderbar erhöhtes Leben.

Lächelnd häufte die einſame Kleine mit den reizenden Händchen einen Hügel von Blüthen auf, begrub das Lockenköpfchen in das weiche Duftkiſſen, ruhte ſo ſtill eine Weile und ſchien zu träumen; dann begann ſie von Neuem und wurde nicht müde des anmuthigen Spiels. Halb athemlos vor Freude lauſchte das Kind, wenn die neugierigen Schmetterlinge kamen und koſend von den jungen Lippen naſchen wollten, die ſo friſch glühten, wie die ſtolzeſte Roſe. Die Vögelchen kannten wohl auch das holde Mägdelein: denn ſie hüpften herbei und zupften vertraulich mit den feinen Schnäbeln an den langen

braunen Locken. Und das Kind ließ ſie gewähren, wehrte es ja ſelbſt der durſtigen Mücke nicht, die mit entzücktem Geſumme ihren Stachel in den vollen, weißen Kinderarm ſenkte.

Vögel und Blumen, Käfer und Schmetterlinge, die bunte Fliege und die kecke Mücke waren aber auch des Mädchens Geſpielinnen; es hatte noch kein Schweſterlein, und Vater und Mutter waren zu ernſt, um mit der kleinen träumeriſchen Elſe zu tändeln. So wurde denn die ewig ſchöne Blüthenwelt, die freie üppige Natur die weiſe und geliebte Lehrerin des aufhorchenden, empfänglichen Kindes.

Als nun die letzten Seufzer des heißen Tages verwehten und erſtarben und die Nacht mit leiſen Schritten nahte, die Blumen anzuhauchen mit ihrem ſüßen kühlen Odem und die Thränenperlen ihrer Augen auf die ſchmachtenden Blätter zu träufeln, da ertönte aus den dichtbelaubten Zweigen eines Citronenbaums ein wunderſüßer Geſang. Eine Nachtigall war's im einfach grauen Federkleidchen.

O! wohl uns, daß wir ſie auch kennen, dieſe holde kleine Sängerin! ſie iſt ein tönender Strahl aus dem glühenden Süden, den uns Gottes Hand liebend in unſern nordiſchen Frühling wirft! Wer träumt ſich nicht bei dem Namen „Nachtigall" hin an eine verſteckte, ſanfte

rieſelnde Quelle, dicht beſchattet von hängenden Weiden, die ihre feinen grünen Fingerſpitzen ſehnſüchtig in das kühle Naß tauchen? Mondlicht zittert durch die Zweige und der Wunderſang des Vöglein durch die Luft. Da öffnet ſich auch das feſtverſchloſſenſte Herz und zieht durſtig die zauberhaften Silbertöne ein, und ſie legen ſich wie Balſam auf jede Wunde und erhöhen jede Luſt; ſüße, namenloſe Schmerzen und entzückende Sehnſucht bringen ſie den Glücklichen dieſer Erde, Himmelsträume den Unglücklichen, denen jede Hoffnung und Freude ſtarb.

Auch das ſpielende Kind bebte vor Wonne bei dieſen noch nie gehörten Klängen. Das Vöglein ſang und ſang, und des Mädchens ganze Seele hing an dieſen Tönen und ſchwebte und zog mit ihnen auf und nieder, weit, weit fort, hoch über die Erde.

Rings umher tiefe Stille; — Vögel und Blumen ſchlürften ſelig die köſtlichen Klangtropfen.

Wißt ihr aber auch, woher der Nachtigall, vor allen anderen Vögeln, dieſe Zauberſtimme geworden? „Die Nachtigall hat einſt,“ ſo erzählte mir der Geliebte des Vöglein, ein ſchlanker reizender Roſenelf, „im herrlichen Paradieſe mit den Flügeln und der kleinen Bruſt die mächtige goldene Rieſenharfe des großen Weltenſchöpfers berührt. Die Saiten rauſchten, die ewigen Harmonien ertönten, wogten und wallten, überſtrömten das ſchwache

Geſchöpf; daher wurde ihm die himmliſch ſchöne Stimme. Aber die Sängerin erfreute ſich nimmer des köſtlichen Gutes, denn der liebe Gott beſtrafte die Neugierige, und mit der Stimme zog der Tod in ihre Bruſt; denn ſie mußte ſingen und immer ſingen, und doch faßte der zarte Körper nicht die gewaltige Fülle dieſes Klanges, ertrug nicht die Macht dieſes Tones, und ſo ging ſie unter, plötzlich, erloſch inmitten des vollſten Lebens, ſtarb inmitten des lieblichſten Geſanges. Und das ſtrahlende Kleinod erbte zwar fort von Nachtigall zu Nachtigall, durch alle Zeiten hindurch; aber alle ſangen und ſtarben wie dieſe erſte beſtrafte Sängerin des Paradieſes."

„Doch hat der Allgütige in ſeiner unendlichen Barmherzigkeit auch dem Nachtigallengeſchlechte einen Troſt mitgegeben: ſie dürfen den gefährlichen geraubten Schatz ihrer Stimme *verſchenken* an ein reines, bittendes Menſchenkind. Dann leben ſie fort in ungeſtörtem Frieden und können ſich ihres Lebens freuen, denn der Tod zieht mit der Zaubergabe als unzertrennlicher Gefährte."

„Solches Verſchenken geſchieht aber gar ſelten," fügte der Roſenelf ſchäkernd zum Schluſſe hinzu, „denn *wir* lieben nur die *ſingende* Nachtigall, und das wiſſen die Schlauen gar wohl, und ziehen ein kurzes, aber berauſchendes Liebesleben einem langen, klangloſen, ungeſchmückten Daſein vor." Mit dieſen Worten ſchlüpfte

der anmuthige Erzähler etwas ermattet in den Kelch einer halbverschlossenen Moosrose, um auszuruhen.

Von diesem Märlein nun wußte freilich die Seele des horchenden Kindes nichts, aber die geheime Zaubermacht des Nachtigallengesanges bewährte sich an diesem jungen Herzen: es klopfte hoch auf vor Seligkeit; Ahnungen, die die Kinderbrust noch nicht zu fassen vermochte, Träume und Wünsche, die die halberwachte Kinderseele noch nicht verstand, überflutheten die Lauscherin. Die kleinen Hände falteten sich zum unbewußten Gebete und süße Thränen entrollten den glänzenden Augen. „O, wäre ich solch ein Singvöglein!“ seufzte leise das Kind.

Immer langgezogener wurden die herzerschütternden Klänge, immer lockender der Wundersang, fester und fester zog die Sirene der Luft ihre unzerreißbaren Fesseln um Alle, die ihr Ohr den entzückenden Weisen liehen. Aber plötzlich verstummte die Sängerin: ein melodischer Seufzer, ein ängstliches Flattern, und das Vöglein stürzte sterbend zu den Füßen des erschreckten Kindes. Weinend und staunend beugte sich die liebliche Elfengestalt über das vergehende Geschöpf und bettete den kleinen bebenden Körper des Vogels auf duftende Rosenblätter. Da zuckte es wie ein Dankesstrahl aus den halbgeschlossenen Nachtigallenaugen, das Kind legte mitleidsvoll die blühende Wange an das erstarrende Leben und drückte leise

den vollen Rosenmund auf das Köpfchen des Vögleins. Da traf ein Hauch die Lippen des Mädchens, und es mußte ihn einziehen tief, tief in die Brust, es war ein wunderbarer, duftiger, betäubender Hauch! Es wurde dem Kinde gar seltsam zu Muthe: es schloß die Augen und sank auf den Rasen, es war ihm als flöge die kranke Nachtigall mit fremdklingendem Gezwitscher genesen und lustig davon. Dann kamen reizende Gestalten und bestreuten die Ruhende mit Blumen, und warfen goldne Lorbeerkränze an ihr Herz. Und es war ihr, als ob ihr Flügel gewachsen, und sie begann zu schweben und zu singen wie jener graue Wundervogel, den sie geküßt. Endlich breitete sich der Schleier der Bewußtlosigkeit über das fieberisch erregte holde Wesen, und so fanden die angstvoll suchenden Eltern das vermißte Kind.

Viele Jahre waren vergangen seit jener Maiennacht; des Winters Hand lag eisig auf dem warmen Herzen der Erde, da füllte sich das italienische Opernhaus in Paris mit dem glänzendsten Publikum. Die Strahlen der blendenden Kronleuchter fielen schmeichelnd auf manches reizende Angesicht, auf manchen schneeigen Nacken, spiegelten sich wohlgefällig in schönen Augen und blitzten keck in den zahllosen Thautropfen von Diamanten, Rubinen und Smaragden, die eine Feenhand verschwen-

derisch über alle diese Frauenblumen gestreut zu haben schien. Eine frohe Ungeduld gab sich kund in leisem Gemurmel, und die Blicke Aller wandten sich mit dem Ausdrucke gespannter Erwartung dem Vorhange zu, als die rauschende Ouvertüre zu Rossini's „Othello" ertönte. Die Oper begann; Gestalten und Töne tauchten auf und verschwammen; die versammelte Menge lauschte und harrte noch immer. Endlich erschien Desdemona. Da schallte einstimmiger Jubelruf durch die schimmernden Hallen des Kunsttempels, da flogen zahllose Blumen und Kränze auf die Bühne, da zuckte ein Freudenblitz aus jedem Auge und ein Lächeln des Entzückens erblühte auf jeder Lippe.

Wer war denn jene zarte, ätherische Gestalt mit dem bleichen Angesichte, dem seelenvollen Blicke und der hinreißenden Zauberstimme, deren Klang wie Frühlingsruf in die Menschenbrust drang und sie mit himmlischer Wonne wie mit tausend Blüthen überschüttete? Wer war jenes holde Weib, deren Sang verwelkte Herzen wieder neu belebte und ihnen Träume brachte von den süßen Tagen ihrer längst entschwundenen Kindheit und den noch süßeren ihrer längst gestorbenen Liebe?

Es war jenes spielende Kind im Garten, es war die gesegnete Erbin der Nachtigall, es war die Königin des Gesanges:

Maria Malibran-Garcia.

Sie iſt dahin, die Gefeierte, ſie ſtarb, ihr wißt es ja Alle, wie eben eine Nachtigall ſterben muß: der Stern ihres Daſeins erloſch inmitten des ſtrahlendſten Leuchtens. Klagen wir nicht! ihr ward das ſchönſte Loos, ein Nachtigallentod in der Fülle des blühendſten Lebens; uns blieb die ſüße Erinnerung und ein liebliches, verkörpertes Troſtwort der Unvergeßlichen, eine ſingende Wunderblume, aufgeblüht unter ihren Augen: — ihre Schweſter Paulina.

Kommt, Ihr ernſten, großen Kinder, die Ihr noch immer ſo gern den bunten Märchen lauſcht, jenen lockenden Bildern einer ſüßen Traumwelt, kommt mit Euren von der rauhen Wirklichkeit ermatteten Herzen, Euren traurigen Augen, ich will Euch von einem Reiche erzählen, deſſen Wunderkraft Ihr nimmer ahnt, deſſen üppige Schönheit, in blendende Schleier gehüllt, die Sinne doppelt reizt und die Seele aufglühen läßt in heißeſter Sehnſucht und ungeſtümem Verlangen: von dem Waſſerreiche! — folgt mir an das Meer! Blickt tief, tief hinein in dies große, herrliche Auge der Erde, das oft ſo ſtrahlend lächelt und oft ſo finſter grollt! Blickt hinein, wenn die Freudenflammen, die der letzte

Feuerkuß der scheidenden Sonne entzündet, noch darin wohnen, und harret dann still mit scheuer Ehrfurcht, bis die Nacht, wie ein stolzes, dunkelbewimpertes Augenlid herabsinkt, sanft das glänzende Auge verhüllend. In der Nacht beginnt ja das eigentliche Wonneleben der ganzen Natur; die höchsten Entzückungen verhüllt die Nacht: in selige Träume gewiegt, vergißt das arme Menschenherz in den Armen des Schlummers die schwere Körperhülle und alles Leid und Weh des hellen Tages, vergessen die verweinten Augen ihre Thränen, jedes Geschöpf Gottes genießt einer süßen Ruhe, und in dieser Ruhe erschließt sich allen eine neue zauberische Welt. Um Mitternacht gleitet, wie eine leise Mahnung, das Mondlicht über die Meereswellen und ein balsamischer Zephyr streift, wie ein geheimnißvoller Gruß, über sie hin; da erwachen sie alle, richten die Häupter empor, schmücken sich eilig mit den blitzenden Schaumkronen und beginnen, seltsam verschlungen, einen Tanz, wunderbare Lieder singend voll wilder Gluth und Lust. Nur die Menschen mit ihren blöden Augen nennen diese schwebenden, feuchten Duftgestalten „Wellen“; es sind aber reizende, verführerische Frauen mit leuchtenden Augen und blendendem Nacken. Sie tauchen auf und nieder, wiegen sich hin und her, stürzen Eine in der Anderen weiße Arme, und dazwischen entströmen Töne ihren Lippen, die

das Herz aus dem Buſen reißen und die Gedanken verwirren. In alten Zeiten, als die Menſchen noch voll Poeſie mit gläubigen Augen und friſchen Sinnen über die Erde gingen, war es ihnen noch vergönnt, jene wonnevollen Geſänge zu vernehmen, und mancher Schiffer, der das weite Meer durchkreuzte, erblickte jene bezaubernden Weſen, hörte ihren lockenden Ruf mit Schauern des Entzückens und nannte ſie „Sirenen“. — „Aber wer ſind ſie, wer ſchuf ſie, dieſe reizenden, feuchten Nebelgebilde?“ fragt Ihr. Ich will es Euch ſagen; denn eine zarte Lotosblume hat mir das Geheimniß des Sirenen-Daſeins verrathen.

Als der liebe Gott die prächtige Erde geſchaffen und alle Geſchöpfe ſeiner Hand voll Lebensgluth und Wonne zu ihm aufblickten, wandelten zwei ſeiner ſchönſten Engel über die blühenden Gefilde und ſtreuten das letzte Weihgeſchenk des gütigen Vaters, die himmliſchen Tonperlen aus, jedem Weſen eine ſüße Stimme verleihend, damit es den Schöpfer lobe. Die ganze Luft wurde ein Jubelklang, ein Dankesjauchzen; die Engel mit den Tonperlen weinten ſelige Thränen der Luft, wandelten weiter und weiter, und liebliches Klingen folgte jedem ihrer Schritte. Endlich aber waren die ſegenſpendenden, zarten Hände leer geworden, die letzten koſtbaren Perlen ſanken nieder in den Kelch kleiner Blumen oder in das hohe,

blühende Gras, und zärtlich umſchlungen flogen die glänzenden Boten des gütigen Vaters in ihre himmliſche Heimath. Als am nächſten leuchtenden Morgen das göttliche Antlitz des Allvaters ſich lächelnd und mild neigte über die geſchmückte Welt, brachten ihm tauſend und aber tauſend wunderliebe Stimmen den Morgengruß dar. Nur aus den glänzenden Waſſerſpiegeln drang kein ſüßer Ton, ſtieg kein Klang, kein Laut empor zu ihm. Stumm geblieben waren die ſchlanken Fiſche, die zahlloſen Bewohner der kühlen Fluthen; keine Engelshand hatte die ſchönſte aller Gaben in das tiefe Meer geſtreut. Da ſprach der Allerbarmer ein mächtiges, gütiges, leiſes Wort der Verheißung, und die Wellen bebten vor Luſt, die Fiſchlein aber zitterten in ſeliger Erwartung. Und als die Nacht kam und der ſtille Mond, entſtieg ein ſeltſames Leuchten den Fluthen, die ſtummen Bewohner des hellen Waſſers aber wurden zu wunderbaren, reizenden Geſtalten mit holden Angeſichtern, und entzückende Töne entſtrömten ihren Lippen. „Das herrliche Klangleben, das ihnen verſagt iſt am Tage, es ſei ihnen gewährt in der Stille der Nacht!“ ſo lautete des liebenden Gottes troſtvolle Verheißung.

Und ſo geſchah es. Wunderbare Zaubermacht iſt dieſen Weſen verliehen für wenige, aber wonnevolle Stunden: ihre Wonnegeſänge vermögen den Menſchen

heranzulocken unwiderſtehlich, näher und immer näher, bis er endlich betäubt, beſeligt untergeht in Tönen und Fluthen, auf ewig verfallen dem geheimnißvollen Waſſerreiche. Ach! wie manche arme Seele hat da unten tief im Grunde Ruhe gefunden, wie mancher Jüngling, von der Liebſten Stolz verſchmäht, ſchlummert in den prächtig ſchimmernden Muſchelgrotten, oder auf ſeltſam duftenden Waſſerblumen, unter knospenden Korallenbäumen! Allnächtlich aber geht ihm ein wunderſüßes Leben auf, wenn blendende Arme ſich um ſeinen Nacken ſchlingen, berauſchende Geſänge auf- und abwogen, blaue Blumen ſich um ſein Haupt ſchmiegen, kleine geflügelte, glänzende Geſchöpfe um ihn her ſchweben und ſchwirren. Verſunkene Kronen blitzen, köſtliche Edelſteine leuchten, die Perlenmuſcheln ſchauen den bebenden, entzückten Träumer an mit ſanften Augen, und ringsum flüſtert es: „ſieh all' unſere Herrlichkeit iſt Dein!“ Und die gequälte Seele vergißt in dieſer Zauberpracht das ganze ſchwere Erdenleben, träumt nicht mehr von den Augen der kalten Liebſten und ſehnt ſich nicht nach den Palmen des Himmels, ſchwelgend in berauſchender Luſt.

Nur an einem treu und heiß liebenden Mädchenherzen und an der Blumenſeele eines Kindes geht die Allgewalt der üppigen, feuchten Duftgeſtalten verloren.

Fällt ein ſolches Opfer ihnen anheim, ſei es nun in Leid und Verzweiflung oder halb im Traume, ſpielend und lächelnd, ſo ſteigt ein Engel vom hohen Himmel hernieder und ſchwebt leiſe, leiſe mit der verirrten Seele hinauf an die Bruſt des alliebenden Vaters.

So reizend blüht und lebt es da unten in der kühlen, unergründlichen Tiefe; denn das Gottesauge dringt gütig und mild bis auf den Grund des ſtolzen Meeres, jedem Geſchöpfe ſeiner Hand Wonne bereitend, Freuden ſpendend. Die ſchlanken Fiſche in den ſilbernen Flüſſen, Bächen und Seen ſteigen als Nixen auf in ſtiller Nacht mit grünen Kränzen und hellen Stimmen; im Meere allein aber lächeln und locken die reizenden Sirenen.

Die Memnonsſäule.

„Aus alten Märchen winkt es
Hervor mit weißer Hand;
Da ſingt es und da klingt es
Von einem Zauberland."

Heine.

Vor vielen hundert Jahren thronte in dem ſtolzen Theben, der prächtigſten Stadt des alten Wunderlandes Aegypten, ein gütiger und weiſer König. Das ſeltſame düſtere Volk ſeiner Unterthanen verehrte ihn gleich einer Gottheit, die Götter ſelbſt aber liebten den jungen

König, und wen die Götter lieben, den ſchmücken ſie mit Schönheit und allerlei ſeltenen Gütern; und ſo hatten ſie dem gekrönten Liebling, außer vielen andern ſchönen Gaben, auch eine der ſchönſten, eine herrliche, entzückende Stimme verliehen.

Allein trotz der berauſchenden Fülle des Glücks und der Liebe lag ein dichter Schleier der tiefſten Schwermuth auf den Zügen des Herrſchers, und eine brennende Sehnſucht, ein verhüllter großer Schmerz, ein verborgenes unnennbares Weh lebte in ſeinen Liedern. Wenn er ſang, ruhend im Schatten ſchlanker Palmen, und die Männer und Frauen ſeines Volkes lauſchend in ehrfurchtsvoller Entfernung ſich um ihn her gelagert, erbebten oft ihre Seelen in wonnigem Leide, und glühende Thränen ſtahlen ſich, halb unbewußt, aus den Augen der Lauſchenden. Traurige reizende Märchen von ſüßen Blumen, die vergangen und geſtorben in heißem Liebesweh zu den glänzenden unerreichbaren Sternen, und wilde flammende Lieder zum Lobe der mächtigen, ſegenſpendenden Feuerkönigin, der Sonne, ſtrömten von den begeiſterten Lippen des königlichen Sängers. Am Abende jedoch verſtummten die Geſänge, um am Morgen wieder herrlicher, entzückender denn zuvor zu erwachen. Mit dem letzten Sonnenſtrahl erloſch auch das Feuer in den Augen des

Königs; in düſteres Sinnen verloren durchwachte er einſam die Nächte.

Das Volk trauerte mit dem geliebten Herrſcher, aber kein menſchliches Weſen vermochte die Urſache ſeines Grames zu ergründen. Viele Lippen flüſterten: „Des Königs Herz erliegt dem Uebermaße des Glücks; deshalb durchzittern Angſt und Sorge um die Dauer desſelben die Töne ſeiner Bruſt.“ Die Prieſter der Iſis und des Oſiris aber ſagten finſter: „In des Königs Sang bebt Liebesſchmerz.“ Doch der König hatte ja nie ein Weib geliebt; nie hatte ſeine Hand die duftenden Locken eines Mädchens berührt, ſeine ſchönen Lippen hatten nie ein Geſchöpf der Erde geküßt, kein Lächeln, kaum einen Blick ſchenkte er den dunkelfarbigen Frauen ſeines Landes. Und dennoch liebte er, die Prieſter hatten Recht; aber ſeine ätherreine Liebe flog hoch, unerreichbar hoch über den kleinen Erdball hinauf an das azurne Gewölbe des Himmels; er liebte die lebenſpendende Göttin, die glühende Sonne. Seine reine Bruſt war ein unergründlich tiefes Liebesmeer, darin die hohe Geliebte ſich ſpiegelte, und ſeine bezaubernde Stimme pries in geheimnißvollen Weiſen, unverſtanden von Allen, die ihn hören durften, die ewig flammende Schönheit der ſtrahlenden Göttin.

Doch nimmer liebt ein armer Sterblicher ungeſtraft

die erhabenen Göttergeſtalten; ſo auch der edle königliche Sänger. Die ſtolze Strahlenkönigin neigte ſich zwar endlich herab zu dem flehenden Jünglinge mit den ſüßtönenden Lippen; ſie neigte ſich, ſie hauchte ihn an mit brennender Liebesgluth; er aber ertrug ihre flammende Liebe nicht, eine Liebe zu allgewaltig ſelbſt für Götter, und ſtarb dahin wie die Lotosblume, getroffen vom ſengenden Sonnenſtrahl. Als ſeine blühende Geſtalt zuſammenſank in ihrer heißen Umarmung, ſeine Augen erblindeten in dem Glanze der Geliebten, da ſprach die trauernde Himmelskönigin ein leiſes, ſeltſames Zauberwort, küßte ihn noch einmal, und mit ihrem letzten Strahlenkuſſe verwehte auch der letzte Hauch von den Lippen des jugendlichen Herrſchers, ein Hauch, zart und rein wie Roſenduft.

Der Morgen ſtieg empor, lächelnd und lieblich die Sonne verkündend, da ſchlug die Kunde von dem Tode des Königs an die Herzen des erſchütterten Volkes, und es zog hinaus nach dem Palaſte des geliebten Geſtorbenen, ſeinen Leichnam zu ſehen, über ihn zu weinen und ihn durch köſtliche Specereien und wunderbare Kräuter dem drohenden Geſpenſte der Verweſung zu entreißen. Allein verſchwunden, ſpurlos verſchwunden war der Palaſt, und an ſeiner Statt erhob ſich — o Wunder! — in Rieſengröße das ernſte graue Steinbild des todten

Königs. Er saß auf einem Throne, hoch aufgerichtet, das starre Antlitz nach Sonnenaufgang gewendet. Mit lauten Klagen drängte sich das staunende Volk um das wundersame Abbild des angebeteten Herrschers und zog Blumenketten um den kalten Stein; die Priester aber riefen mit finstern Blicken: „Laßt ab von ihm, er ist für uns dahin für immer! Isis hat ihn gerichtet: er hat die Sonnenkönigin geliebt!“ — Da lichtete sich plötzlich der Wolkenschleier, und die Sonne erschien herrlicher, siegender denn je. Ihr erster Strahl küßte das Steinbild; und die Bildsäule begann zu tönen wundervoll, zauberisch bestrickend, keinem irdischen Klange vergleichbar: es war ein seliger Liebesgruß, eine sehnsuchtsvolle Liebesklage, eine süße Liebesandacht des steinernen Königs für die himmlische Geliebte. Mit glühender Inbrunst umfing die Sonne den kalten Stein; das starre Bild leuchtete hell auf, die Glieder badeten sich in Rosenlicht, und die Augen glühten und schienen Flammenblitze zu schleudern auf die Pygmäen zu seinen Füßen. Da stürzte das bebende Volk auf den Boden nieder, die Angesichter verhüllend; die düstern Stirnen der ernsten Priester aber erheiterten sich, und sie riefen: „Danket der mächtigen Gottheit, denn das war des Königs Stimme! Richtet Euch auf! König Memnon wacht noch über seine Kinder!“

Geheimnißvoll rauſcht der Nil; das alte Aegypten liegt wie eine vergeſſene Mumie in graue Schleier gehüllt vor unſern Blicken; verſunken ſind die ſtolzen Geſchlechter, die dort wandelten, und mit ihnen unendliche Geiſtesſchätze; das prächtige Theben iſt zerſtört; aber mitten unter den mächtigen zerfallenen Säulen und Trümmern ehemaliger Herrlichkeit erhebt ſich ſtolz und einſam ein rieſiges Steinbild, „die Memnonsſäule“ genannt. In der Nacht, wenn rings umher die fabelhafte Pracht des Aegypterlandes wieder aufblüht, Blumen ſeltſame Märchen flüſtern und die Sterne feurige Küſſe neckiſch herunterſchicken auf die duftenden Lippen der reizenden Erzählerinnen, ſteht das hohe Steinbild allein ſtarr und unheimlich zwiſchen all' den berauſchenden Düften und Klängen. Steigt aber die Morgenröthe empor, ſo verſchwinden vor dem ſiegreichen Lichte die geſpenſtiſchen, nächtlichen Schönheiten; hebt endlich die Sonne ihr glanzvolles Angeſicht, dann ſcheint das Bild des alten Königs zu leben, der Stein bebt leiſe, und bei der erſten Berührung des liebenden Sonnenſtrahls ſingt er in überirdiſch ſüßen Tönen. Nur in der heißen Umarmung der Sonnenkönigin verſtummt er allgemach.

Einſame Wanderer, die voll ſcheuer Ehrfurcht das alte räthſelvolle Fabelland durchzogen, vernahmen zitternd, mit lautſchlagenden Herzen und mit Schauern des Ent-

zückens jenen zauberischen Liebesgruß des todten Steinkönigs, und in mancher jungen Seele entzündeten ihre begeisterten Schilderungen das glühendste Verlangen, hinauszupilgern weit, weit in die großartigste Einsamkeit der Welt, zu den Ruinen Thebens, zur tönenden Memnonssäule.

Die Engelsſtimme.

„Si Deus pro nobis, quis contra nos?
Händel's Messias Nr. 51.

Es war wiederum Frühling geworden auf der ſchönen Erde; Herzen und Blumen wachten lächelnd auf, friſches jubelndes Leben ſchwebte in den Lüften, tiefblau leuchtete das Himmelszelt und golden die Sonne, als ein hoher, ernſter Mann ſinnend durch einen kleinen Garten ſchritt. Unſichtbar flatterten leichtgeflügelte Frühlingsgeiſter um ihn her, neckend ſchwirrten roſige Zephyre an dem königlichen Haupte vorüber und wehten weiße

Kirſchblüthen in das ſtolze, ſchöne Menſchenangeſicht! Es lag eine unbeſchreibliche Erhabenheit in der hochaufgerichteten kraftvollen Geſtalt des Sinnenden, und wer ihm begegnet wäre, der hätte ſich wohl gar demüthig vor ihm neigen und jener Heldengeſtalten des Alterthums gedenken müſſen, jener mächtigen und weiſen Könige längſt verſunkener, glücklicher Völker. Eine heilige Ruhe thronte auf der Götterſtirn und edles Selbſtbewußtſein, hellfunkelndes Licht brach aus den großen Augen; aber eine tiefe Wehmuth hatte ſich um den ſchönen Mund gelagert, eine Trauer, die ſelbſt dem holdeſten Lächeln des jungen Frühlings nicht wich. Langſam erſtieg jetzt der ernſte Mann einen niederen Raſenhügel, deſſen Krone ein knospender, wie mit einem Purpurſchleier bedeckter Apfelbaum bildete, und vertiefte ſich hier mit Innigkeit in den Anblick der blühenden Landſchaft. Unfern des Gartens, von grünen Wieſen und üppigen Gärten lebensvoll eingerahmt, lag eine große freundliche Stadt, mit dampfenden Eſſen und glänzenden Dächern; es war Dublin, die Hauptſtadt Irlands. Am fernen Horizonte ſtiegen, den Blick begrenzend, blaue mächtige Berge empor.

„O du grünes, kindliches Irland!“ rief jetzt der Einſame in heftiger Bewegung und breitete die Arme aus, „du frommes, einfaches Land voll Sitte und Demuth, voll Genügſamkeit und Glauben, wirſt du mich

denn verſtehen, mich, der mit ſo hoffendem Herzen zu dir kommt? Wirſt du denn achtungsvoll und freudig der heiligen Kunde lauſchen, die ich dir bringen will in ernſten Klängen, der Kunde von der Geburt des göttlichſten Kindleins? Wirſt du denn anbeten reinen Herzens mit den ſchlichten Hirten auf dem Felde? Wirſt du denn gläubig ſtaunen mit ihnen ob des hehren Wunders und ſelig einſtimmen in den Lobgeſang der himmliſchen Heerſchaaren? Werden die Seelen deines Volkes empfänglicher ſein für die Offenbarungen des Herrn, für die Wunder der heiligen Bücher, als drüben in dem nebelvollen England mit ſeinen ewig geſchäftigen, kalten Menſchen? Es zog mich ja ſo übermächtig zu dir, mein Irland, als ich dort meine hochheilige Botſchaft verkündete in den leeren Hallen der ſchönſten Kirche Londons, als ſie es im Geräuſche der Weltſtadt verſchmäht und vergeſſen hatten, mich zu hören! Ich glaubte von dieſem Schmerze nur bei dir geneſen zu können, nur in deinen grünen Thälern meinen Kummer auszulöſchen. Eine leiſe, aber unendlich ſüße Stimme ſäuſelte mir in einer ſchlafloſen Nacht wie Harfenton zu: „Auf! erhebe dich! ziehe hin nach Irland! ſei muthig, frommer Sänger, du wirſt ſiegen, und dieſer Sieg wird das erſte Glied der goldenen Kette ewiger Triumphe ſein!“ und ich bin der Wunderſtimme gefolgt: ich entfloh den Mauern des

düstern Londons, und nun bin ich hier! Hat die geheimnißvolle Stimme Wahres verkündet? Werde ich wirklich, nach so vielen und so langen Kämpfen meines bewegten Lebens, die strahlende Sonne des Triumphes aufsteigen sehen über meinem Haupte? O Herr alles Geschaffenen, dessen Lob ich verkünde, dessen Diener ich geworden nach langem Irren, gönne mir einen glanzvollen Sieg, stähle durch ihn meine Kräfte, denn ich bin müde geworden, Allmächtigster! Mein Vaterland, das gesegnete Deutschland, verschmäht, verkennt mich; die Zahl meiner Feinde wächst riesenhaft, und ich bin verzagt und gebeugt; mein streitender Arm ist endlich ermattet! Willst du für mich kämpfen, mein Gott?"

Da rauschte es seltsam in allen Zweigen; da war es, als ob die Sonnenstrahlen blendender hernieder blitzten und alle Blumen sich neigten, und die Balsamluft tönte und wallte so wunderbar, daß der ernste Mann, der so eben gesprochen, selig lächelnd die Augen schloß und die Hände auf sein Angesicht drückte, wähnend, ein zaubervoller Traum sei über ihn gekommen. Eilige Schritte nahten sich vom Garten her; ein kleiner, schwarzgekleideter, häßlicher Mann kletterte den Hügel hinan und rief keuchend in schlechtem Englisch: „„Meister Händel! wertheſter Herr Musikdirector! wo steckt Ihr denn? Habe ich Euch doch schon zwei Stunden lang in

allen Winkeln Eures Hauſes und bei Euren Freunden geſucht, und habe faſt keinen Athem mehr, ſo haſtig bin ich gelaufen: und da ſitzt Ihr und ſchlummert! 's iſt keine Zeit dazu, Herr Muſikmeiſter!"" fuhr er mit wichtiger Miene fort und focht gewaltig mit den dürren Armen, ſchüttelte auch heftig das widerliche Haupt mit der ſchiefen, kleinen Perrücke, „„ich habe Euch eine fatale Nachricht zu bringen: Signora Lucia, die berühmte prima Donna, hat ſich krank gemeldet, und aus der für morgen beſtimmten Aufführung Eures Oratoriums kann alſo nichts werden. Soll ich nun laufen, den Muſikern und Sängern aufzuſagen und dann —""

Der Angeredete erhob ſich majeſtätiſch, doch gereizt wie ein verwundeter Löwe: „Aus der Aufführung nichts werden?" unterbrach er mit donnernder Stimme den Schwätzer und warf auf die lächerliche Zwerggeſtalt einen Blick, vor deſſen Gewalt dieſe ganz unwillkürlich einige Schritte zurückwich. „Wer wagt es, ſolche Worte zu ſagen? — Nichts werden!! — Hört doch! Und das nur wegen der boshaften Laune einer italieniſchen Donna? Giebt es etwa nicht ſchöne Stimmen genug in dem muſikreichen Dublin, und unſchuldigere, weichere, die dieſen ſchimmernden, trillernden Wundervogel genügend zu erſetzen vermögen? So wahr ich Händel bin, ich will, ich werde Rath ſchaffen! Die Auf-

führung findet morgen Abend bestimmt Statt, und nun geh' Er!"

„„Beim St. Patrik, der deutsche, hergeflogene Musikmeister ist schlimmer als der wüthendste Engländer! man möchte sich vor ihm verstecken. Nun, ich möchte nicht in dem Bärenlande wohnen, wo der zu Hause ist, so wahr ich O'Reilly heiße und Orchesterdiener bin!"" brummte der kleine Mann, vorsichtig in gemessener Entfernung dem davon Eilenden nachhuschend.

Die warmen und neugierigen Blicke der Maisonne vermochten, trotz aller Mühe, die sie sich zu geben schienen, durchaus nicht, die dunkelrothen, fest zugezogenen Seidenvorhänge des reizenden Gemachs zu durchdringen, welches die gefeierte Schönheit des Tages, die gepriesene italienische Sängerin Lucia, der Liebling der vornehmen Welt Dublins eben bewohnte. Prunkend war die Einrichtung des großen Zimmers: frische seltene Blumen standen in goldenen und silbernen Vasen in allen Winkeln, Marmorbecken, mit duftenden Wassern gefüllt, verbreiteten eine anmuthige und berauschende Kühle und der Glanz und die unbeschreibliche Weichheit der Teppiche, Sessel und Divans verriethen Liebe zur Ueppigkeit und italienische Bequemlichkeit. Die Signora lag, ein Bild

des dolce far niente, in einem weißen faltigen Kleide auf dem rothſammtenen Ruhebette, den Kopf hatte ſie mit einem koſtbaren Schleier maleriſch umwunden, der wohlberechnet einige duftige Locken ihres ſchwarzen Haares ungefeſſelt gelaſſen. Mehrere ihrer Kunſtgenoſſen und Freunde, elegante Männer des verſchiedenſten Alters und zugleich die Repräſentanten verſchiedener Völker, hatten in ihrer Nähe Platz genommen. Hier lehnte ein reicher, blaſſer engliſcher Lord, mit der Miene troſtloſeſter Blaſirtheit und in lächerlich ſtutzerhafter Kleidung in einem Divan, die ellenlangen Füße nebſt Zubehör über die Lehne ſtreckend; dort rückte ein ſchlanker, feuriger Franzoſe unruhig auf ſeinem Seſſel hin und her, neben ihm wiegte ſich ein ſchöner brauner Italiener leiſe ſingend; auch einige vornehme Irländer waren da, und der primo tenore und primo basso des Theaters. Die Signora wandte bald dem Einen, bald dem Andern lachend und antheilvoll das Antlitz zu. Die ſorgfältig vertilgte Schminke hatte ihren Wangen ein fahle, graugelbe Farbe gegeben, doch mußten die vollen rothen Lippen gar bald dieſen ungünſtigen Eindruck verwiſchen; auch übergoß das roſige Licht der Vorhänge alle Formen ſanft und täuſchend mit einer ſchimmernden Gluth. Die ſchwarzen Augen der Sängerin zeigten übrigens nicht die leiſeſte Spur einer Krankheit, weder fiebriſche Lebendigkeit, noch Ermattung,

ſie ſchauten vielmehr ſchalkhaft und herausfordernd in die Welt hinaus wie immer.

„Wie wird er wüthen, il barbaro tedesco!“ ſagte ſie jetzt in gebrochenem Engliſch zu einem jungen, auffallend ſchönen Irländer, der zu ihren Füßen ſaß, „nun kann er ja ſein abſcheulich ſchweres Oratorio nicht aufführen laſſen. Wie mich das freut! Und mit meiner Hülfe ſoll er es auch nie! das beſchloß ich in mir, als ich die erſten drei Tacte der großen Arie mit den ſchrecklichen lateiniſchen Worten: „Redemtor meus vivit“ ſang, die der Maeſtro mir vor allen Nummern zuerſt einſtudirte. Dabei war er noch obendrein ſo ungalant, mir öffentlich in den Proben gebieteriſch zuzurufen, ich ſolle fromm ſingen! es ſei keine Heiligkeit in meinem Tone. Und das ſollte ich mir ungeſtraft ſagen laſſen? Nimmermehr! ich erkrankte, und zwar gefährlich, — und ſo ſeht Ihr mich hier!“ ſchloß ſie mit coquettem Lächeln. Lebhafte Schmeichelreden folgten dieſem Geplauder: einſtimmig gab man der Signora Recht in ihrem Betragen gegen den deutſchen ſtolzen Muſiker, und jeder beeiferte ſich, den Meiſter Händel von Neuem anzuklagen, jeder wußte eine neue piquante Erzählung von ſeiner Strenge und Anmaßung, und keiner ſparte die Farben, in der Hoffnung, der gefeierten Schönen ein beifälliges Lachen zu entlocken.

„Ich geſtehe aber doch, daß ich mich vor ihm heim-

lich fürchte," ſagte endlich die ſchöne Lucia: „es iſt etwas ſeltſam Ueberwältigendes in ſeinem Weſen, und ſeinen Blick vermag ich nicht auszuhalten. Wenn er mit dem Tactſtabe meinen Arm berührte, zitterte mein ganzer Körper, als ſolle er vernichtet werden. Santa madre! wenn er käme, mir Vorwürfe zu machen, ich glaube, ich würde das Bewußtſein verlieren vom Schreck."

„„Reizende Signora, Ihr vergeßt, daß Eure treuen Ritter um Euch verſammelt ſind, bereit, Gut und Blut dahin zu geben für einen Blick Eurer Augen!"" rief der Chorus der Schmeichler.

Lucia winkte huldvoll lächelnd und fuhr dann fort: „Ich erinnere mich oft einer Erzählung meiner Mutter, die eine innige Freundin der vor etwa neunzehn Jahren ſo berühmten Sängerin Cuzzoni war. Nun, damals componirte der Händel noch Opern, die wohl tauſend Mal mehr werth waren, als ſeine neuen Oratoria, und da ſollte denn die verwöhnte Cuzzoni, die damals in London ihre beiſpielloſen Triumphe feierte, auch eine Rolle in der Oper „Nero" oder „Mucius Scävola" einſtudiren. Als ihr in der Probe aber die ſteife und ſchmuckloſe Melodie ihrer erſten Arie nicht über die Lippen wollte, warf ſie in einem Anfalle heftiger Ungeduld das Notenblatt auf die Erde, trat mit ihren kleinen Füßchen darauf herum und ſchrie: „Barbaro, das ſinge ich nimmermehr!" Da ſprang der

empörte Meiſter auf ſie zu, faßte ihre kleine luſtige Geſtalt mit ſeinen Rieſenarmen, hob ſie in die Höhe wie ein Kind, und hielt ſie aus dem geöffneten Fenſter weit hinaus in die blaue Luft, hoch über der Erde. „Wollen Sie die Rolle ſingen?“ fragte er. Das halb ohnmächtige junge Weib, vom betäubendſten Schwindel ergriffen, gelobte zitternd bei allen Heiligen, ſeinen Willen zu thun, und bat nur angſtvoll um ihr blühendes Leben. Händel gab nach, und die Cuzzoni hielt ihr Verſprechen und ſang.“

Die Zuhörer hatten kaum Zeit, ihrem Zorne und Staunen in exaltirten Ausrufungen Luft zu machen, als die zierliche Cameriera der Signora ſchreckensbleich hereinſtürzte und rief: „„Santa Virgine — il Maestro!““ Lucia bebte zuſammen. „Fort mit Euch!“ rief ſie ihren beſtürzten Freunden angſtvoll zu, „er darf mich nicht in Eurer Geſellſchaft ſehn!“ und dabei hob ſie mit der ſchönen Hand raſch einen Vorhang auf hinter ihrem Lager. „Schnell, ſchnell dort ins Cabinet! Wenn ich Eurer bedarf, ruft Euch der ſilberne Ton meiner Handglocke!“ Die Elegants verſchwanden haſtig und ohne das mindeſte Sträuben, und noch bebten die ſchweren goldnen Franſen des Vorhangs von dem heftigen Luftzuge, als die Thür aufſprang und Händel in das Gemach trat.

Die Sängerin hatte ſich ſchmachtend zurückgeworfen und die Augen geſchloſſen. Sie blieb eine kleine Weile

in ihrer Stellung; als aber der eherne Schritt des Meiſters näher kam, und die leichten koſtbaren Zierlichkeiten auf dem Marmortiſchchen, das vor ihr ſtand, anfingen zu wanken und zu beben vor dem Schalle, da richtete ſie ſich ſcheinbar verwundert auf, und fragte mit matter Stimme, wer ihren Schlummer zu ſtören wage. „„Madame!““ ſagte der Angekommene laut und eifrig, und der gebietende Klang des kraftvollſten Organs ſchlug an das Herz der heimlich zagenden Heuchlerin, „„erinnert Euch doch gefälligſt, daß Ihr augenblicklich nicht auf den Brettern ſteht! mir gegenüber braucht Ihr Euch nicht zu bemühen; denn ich kam wahrlich nicht her, um Euch Comödie ſpielen zu ſehen, ſondern ich verlange Eure Singſtimme. Wo ſind die Noten? gebt mir Eure Partie zurück, aber raſch! ich habe keine überflüſſige Minute wegzuwerfen. Nebenbei bemerke ich Euch, daß mir Euer Krankſein ganz lieb und recht iſt, ich konnte Euer italieniſches Girren doch nun einmal ſchlecht vertragen; das gehört auf die Bühne, nicht in die Kirche; es hätte mir mein ernſtes Werk vielleicht ganz verdorben.““

Eine glühende Zornesröthe überflog das Geſicht der Signora; ſie vergaß ihre Rolle, ſprang auf und rief wüthend: „Mein Herr, ich laſſe mich nicht ungeſtraft beleidigen in meiner Wohnung durch einen eingedrungenen Fremden!“ Und dabei griff ſie nach der kleinen

ſilbernen Handklingel und ſchellte heftig. Händel, mit königlicher Würde ihr gegenüberſtehend, wiederholte einfach und feſt: „„Ich verlange die Singſtimme und weiter nichts! dann könnt Ihr wieder krank ſein, ſo lange Ihr irgend Luſt dazu verſpürt.““ Eine bängliche Pauſe entſtand. „„Eure tapfern, unſichtbaren Freunde zögern, zu Eurer Hülfe herbeizueilen; ich werde ſie wohl ſelbſt einladen müſſen!““ fuhr endlich Händel mit nachdrücklicher Betonung fort, und eine Wolke des Unwillens überflog ſein edles Antlitz. Er ſchritt vor, und ehe die erſchrockene Sängerin es verhindern konnte, hatte er den Vorhang hinter dem Ruhebette aufgehoben und betrachtete mit einem ironiſchen Lächeln die Gruppe verlegener Männer, die dort ſich zuſammengedrängt, und von welchen einzelne einen ſchwachen Verſuch ihn zu grüßen wagten. Lucia riß indeſſen, faſt vernichtet vor Scham, eine Notenrolle von dem Piano und warf ſie auf den Tiſch. Ohne die Sängerin auch nur eines Blickes, geſchweige eines Wortes zu würdigen, ergriff Händel die Rolle und verließ das Gemach.

Es war am ſpäten Abende des ſelbigen Tages, als Meiſter Georg Händel wieder einſam in ſeinem Garten auf- und niederſchritt, Kopf und Herz erfüllt von ſchweren Gedanken und bangen Sorgen; denn den ganzen

Nachmittag hatte er ſich unabläſſig gemüht und gequält, eine Sängerin aufzufinden, die ihm am morgenden Abende die Sopranpartie in ſeinem neuen Oratorium „der Meſſias“ ſingen könnte; vergebens! er hatte keine Seele gefunden. Krankheit, Laune, Empfindlichkeit oder mangelnder Muſikſinn ſtanden vor jeder Thür, an die er voll froher Hoffnung anklopfte. Matt, erſchöpft, unendlich muthlos und traurig war er eben zurückgekehrt. Ach! und wie hing ſeine ganze Seele an dem völligen Gelingen dieſer Aufführung in der Hauptſtadt Irlands, einer Aufführung, die endlich, nachdem ſie durch die mannigfaltigſten Intriguen bereits dreimal verſchoben und verhindert worden, nun nach den rieſenhaften Anſtrengungen des Meiſters und nach den ſorgfältigſten Vorbereitungen wirklich ſtattfinden ſollte. Die verletzende Kälte und Theilnahmloſigkeit, mit welcher London das erſte Erſcheinen des Meſſias aufgenommen, hatte den Schöpfer des herrlichſten Werkes ſchmerzgebeugt aus der lärmenden Weltſtadt getrieben, er flüchtete in das ſtille, ſchuldloſe Irland, hoffend, hier einen weicheren Boden zu finden für ſeine ſo koſtbare Saat. Und nun ſollte auch dieſer Troſtgedanke, an den er ſich mit der Verzweiflung eines Schiffbrüchigen klammerte, ihm durch neue Täuſchungen vereitelt werden? Der kraftvolle Körper des edlen Meiſters beugte ſich unter den Qualen ſeiner verzagenden

Seele; er faltete die Hände und ließ das stolze Haupt auf die Brust sinken mit dem Ausdrucke des tiefsten Kummers.

„„Gott mein Herr!““ flüsterte er aus beklommener Brust, „„thust du keine Wunder an deinen Gläubigen mehr? Hast du auch mich ganz verlassen?““

Da leuchtete ein weißes Gewand durch das Grün der frühlingsfrischen Gebüsche und eine zarte Frauengestalt schwebte herbei, eine blendend weiße, durchsichtige Hand berührte den Arm Händel's. Seltsam erschreckt blickte er auf, und sah ein junges Angesicht von wunderbarer, rosiger Schönheit: lange, blonde Locken flossen wie schweres, feuchtes Gold auf die lieblichsten Schultern. Die blumenduftigen Kinderlippen der holden Fremden hauchten wie Aeolsharfenton: „Betrübe Dich nicht länger, frommer Meister! schau gläubig auf! Gott hat Dich nicht verlassen; darum sei freudig und getrost! Erwarte den Abend des morgenden Tages mit Ruhe; ich will Deinen Messias singen. Es bedarf keiner Prüfung, großer Meister! vertraue mir, ich singe ohne Zagen mit Gottes Hülfe. Erhebe Dich nur, Du edler, gottgeliebter Sänger! Der Sieg ist Dein! Lebe wohl! morgen in den Hallen der Kirche siehst Du mich wieder!“ Und die zauberische Erscheinung wehte grüßend dahin wie eine flatternde Blüthe und verschwand am Ende des Gartens. Die

Sterne flammten auf wie glückselige Augen; das süße Duften in den Lüften wallte stärker daher und die Seele des Meisters richtete sich auf, wie eine Blume im Kusse des Thauengels. Seine trunkenen Blicke suchten das strahlende, schweigende Himmelszelt, und seine Brust hob sich in heißem stummen Danke und wundersamen Schauern. Bebend, gläubig, begeistert verträumte er wachend in seliger Erwartung die laue entzückende Frühlingsnacht.

Die großartige, heilig ernste Ouvertüre des Oratoriums „der Messias" schwebte durch die weiten Hallen der Kirche wie ein hehrer Genius. Zahllose Kerzen beleuchteten eine unabsehbare, dicht an einander gedrängte, lautlose Menge andachterfüllter Zuhörer und den vollen Chor der aufmerksamen Sänger und Sängerinnen. Eine schlanke, weißgekleidete Gestalt, ein zauberschönes Mädchen, stand neben dem erhöhten Platze Händel's, ein verklärtes Antlitz, das Niemand je gesehen zu haben sich erinnerte.

Der Meister beherrschte das brausende Orchester, wie ein König sein Reich. Hoch aufgerichtet, in der Stellung eines stolzen Helden, eines Gebieters, auf der Stirn das helle Licht froher Siegeshoffnung, überflogen seine blitzenden Augen das Gebiet seines Herrschens und die Blicke

Aller hingen ehrfurchtsvoll und gespannt an seinen ausdrucksvollen Mienen oder an den festen Bewegungen des leitenden Tactstabes. Da war wohl keiner, der nicht bei dem Anblicke dieser erhabenen Erscheinung sich im Herzen sagte: „was dieser Mächtige schafft, muß ja wohl groß, herrlich und gewaltig sein!“

Das süße, zu Thränen rührende Larghetto trat ein; eine frische, weiche Tenorstimme sang: „Consolamini populo meus“; die gläubige, schöne Arie folgte: „Omnis vallis“, und dann stimmte der volle Chor rein und fromm das „Et revelabitur gloria domini“ an. Jedem Satze, sowie der bedeutungsvollen Baßarie: „Quis poterit cogitare diem“, den köstlichen sich daran reihenden Chören, und der erhabenen, innigen, ahnungsvollen Bitte einer schönen Altstimme: „O tu, qui evangelizas in Sion, ascende super montem!“ folgte das stumme, hohe Entzücken der lauschenden Hörer. Der jubelvolle Chor: „Parvulus enim nobis natus“ war verhallt, und die sinnige Pastorale leitete sanft die höchste, heiligste Verkündung ein. Als der vorbereitende Accord des Recitativs niedersank, bebte der geschwungene Tactstab einen Augenblick in des Meisters Hand: ein furchtbarer Zweifel beschlich gespenstisch sein Herz; Todtenblässe bedeckte sein Angesicht, kalte, schwere Tropfen traten auf die Stirn, Grabesstille herrschte rings

umher und athemlose Erwartung. — Einen Moment zögerte die unbekannte Sängerin: dann aber entschwebten ihren halbgeöffneten Lippen silberrein und heiligernst die bedeutungsvollen Worte der biblischen Erzählung: „Erant pastores in illa regione.“ Der Tactstab ruhte, Händel strahlte; eine Stimme von solchem Klange hatte sein Ohr noch nie berührt. Das war die Stimme, die er in seinen heiligen Entzückungen vernommen, als er seinen Engel zu den Hirten des Feldes reden ließ; das waren die seligen Laute, die ihm vorgeschwebt, als seine große Seele den Himmel offen sah, und die Herrlichkeit Gottes leuchtend ihm erschien. So hatte er den erschütternden, überzeugenden, himmlisch frohen Ruf sich gedacht in den Worten des verkündigenden Engels: „qui est Christus — Salvator Christus!“ O wie diese eine Stelle sein Inneres durchbebte und erhob! Er kam erst wieder zu sich, als die himmlischen Heerschaaren schon längst jauchzten: „Gloria in excelsis Deo!“

Der dritte und letzte Theil des Oratoriums war vorüber, der letzte Ton des Agnus Dei verweht wie ein süßer Dufthauch, verklungen das großartige Wunderwerk. Händel's Haupt ruhte, niedergebeugt von heiligster Freude, auf dem Notenpulte, seine Augen hatten sich geschlossen, er lebte nur noch in den eben verhallten Tönen. Er

gedachte des Himmelsgesanges, den er, unter Schauern nie gefühlter Wonne, von den Lippen der Unbekannten vernommen, an die hochheilige Stimme, die ihm seine Arie gesungen. Er gedachte ihres kindlich süßen, unschuldsvollen, glaubensfesten Ausdrucks in der lieblich milden Weise: „et pascet suum gregem!“, des erschütternden Recitativs, das die Schmach und Erniedrigung des Heilandes, des großen Dulders, erzählt und von seinen qualvollen Leiden redet, „die Niemand jammerten“, an die hohe, wahrhaft göttliche Trauer in den Tönen der Sängerin, als sie den Tod des Erlösers verkündigte, an das frohe, herrliche Vertrauen in den Worten und Klängen, die von der Auferstehung des Begrabenen sprachen. Er gedachte ferner der mächtigen Begeisterung, die diese Wunderstimme in Allen entzündet, die da sangen, und wie sie Alle so lächelnd und staunend gelauscht, als die Liebliche den leichten Schritt der himmlischen Friedensboten pries; er dachte an die Freude und Rührung und das lange Schweigen des Chores nach der singend himmelanfliegenden Arie des dritten Theiles: „Redemtor meus vivit!“ Welche jubelvolle, felsenfeste Zuversicht lag in diesen Tönen! In dieser Seele lebte der Erlöser, und so mußte er ja auch ihm und Allen, Allen leben, Allen erstanden sein! Und endlich, endlich tauchten noch die letzten tröstenden, überirdisch reinen

Klänge der Schlußarie in ſeinem tiefererſchütterten Herzen wieder auf mit unbeſchreiblicher Gewalt, und dieſer letzte Gruß ſchien ihm ein Troſt- und Kraftlaut bleiben zu müſſen für alle Zeiten; er meinte, dieſer himmliſche Ruf: „Si Deus pro nobis, quis contra nos," ſo friſch, ſo freudig, ſo zauberſchön, wie dieſe Stimme ihm gejauchzt, müſſe ja ewig in ſeinem Herzen wiederklingen; und dann könne nie und nimmer eine Muthloſigkeit aufwallen in ſeiner Bruſt. „O du Kleingläubiger!" ſagte er ſich leiſe, „o du Verzagter!" „Si Deus pro nobis, quis contra nos," und dabei hüpfte ſein überfrohes Herz vor Seligkeit, und ſeine geſtärkte, dankerfüllte Seele badete ſich in Wonne und Zuverſicht.

Als er aber endlich, gewaltſam ſich aufrichtend, ſehnſuchtsvoll die thränenfeuchten Augen nach der Perle der Sängerinnen richten wollte, da begegneten ſeine ſuchenden Blicke nur den erbleichten Geſichtern der Chorſänger und Sängerinnen, erſchütterten Zügen, auf denen der ſanfte Thau inniger Rührung lag. Die Kerzen waren halb verlöſcht; doch tief unten in der Kirche bannte die Entzückung, der Nachklang des eben gehörten unſterblichen Werkes noch immer die Hörer regungslos an ihren Platz, und nur wie dumpfes und gebrochenes Schluchzen wallte von tauſend Lippen der begeiſtert ausgeſprochene Name „Händel" empor und ſchlug an das Ohr des Sängers.

Die Stelle jedoch, auf der die holde Gestalt geweilt, war leer, das fremde schöne Mädchen längst verschwunden; wann und wohin? das wußte Niemand; an ihrem Platze aber lag der bedeutungsvolle Gruß der Engel: eine wunderschöne, berauschend duftende, weiße Lilie.

Eine Amati.

„Verſtummt iſt die Harfe,
Die Saiten entzwei——„

Wandeln auch zuweilen Künſtlernaturen, Sonnen gleich, an uns vorüber, gleichen andere wieder in ihrem Sein den ruhigen milden Sternen, ſo tauchen doch auch dann und wann Künſtlererſcheinungen auf,

die, den Irrlichtern ähnelnd, ruhelos und unheimlich über die Erde huſchen. Ihr eigenthümlich ſchillerndes Licht, ihr wunderſames Aufblühen ziehen zwar das Auge an, man folgt ihren Kreuz- und Querſprüngen, ihrem tollen Leben mit einem Gemiſch von Intereſſe und Bangen, bleibt aber bei ihrem plötzlichen Erlöſchen mit einem Gefühl zurück, ähnlich der Empfindung eines Kindes, das man nach Erzählung einer Geſpenſtergeſchichte im Dunkeln gelaſſen.

Von einem ſolchen höchſt ſeltſamen Künſtlerflämmchen will ich eben jetzt erzählen.

Im Jahre 1750 etwa fand man zu Podiebrad in Böhmen eine auffallend ſchöne, kräftige Männergeneration, köſtliche Geſtalten voll Feuer und Leben; der Schönſte und Stattlichſte unter Allen war aber doch unbeſtritten Franz Joſeph Anderle, der einzige Sohn eines reichen Brauers im Orte. Wenn er Sonntags in ſeinem dunkelgrünen Sammtwamms, mit den blanken Silberknöpfen, der rothen Weſte, den ſchwarzen Kniehoſen von Sammt und dem nachläſſig umgeſchlungenen Halstuche in der kleinen Kirche kniete, den dunkelgelockten Kopf etwas emporgehoben, ſo daß die Reinheit des Profils und der weiche Umriß von Mund und Kinn faſt blendend ans Licht traten, da betete wohl kein junges Mädchen ihr Ave ruhig und mit voller Andacht. Es

lag auf der Stirn des jungen Mannes ein Etwas, das faſt zaubermächtig anzog und feſſelte. Seine blauen Augen hingen ſo ſchwärmeriſch an dem Bilde der gnadenreichen Mutter, als ob ſie nimmer Anderes begehrten, als in den heiligen Frieden ihres Antlitzes zu ſchauen. Und doch blickten dieſe Augen nur ſelten ſo ſanft und fromm, eine Gluth brach oft aus ihnen hervor, eine Sehnſucht, ein wildes Verlangen, für welche das Herz des jungen Mannes noch keinen beſtimmten Namen wußte. Es war jenes rnheloſe Streben und Wünſchen, das nur die wunderſam organiſirten Weſen kennen, die man Künſtlernaturen nennt. Und Franz Joſeph Anderle war in der That eine ſolche Natur, obgleich er es ſelbſt nicht ahnete und ſeine Umgebung ebenſo wenig. In ihm lebte eine tiefe Leidenſchaft für die Muſik, eine Leidenſchaft, die ihn ſo ausfüllte und in Anſpruch nahm, daß ſie ihn von den Freuden der Jugend, ja von allem Umgang mit Menſchen zurückhielt. Eine kleine Geige, die ihm ſeine Mutter einmal aus Prag mitgebracht, war die Trägerin ſeiner muſikaliſchen Empfindungen und zugleich ſeine Freundin, ſeine Freude, ſein Alles. Als er ſie empfing, kroch er mit dem Inſtrumente in die entlegenſten Winkel und verſuchte ihr Töne zu entlocken, war überhaupt nicht mehr von der Geige zu trennen. Er probirte und übte ſo lange, bis er einige Melodien rein

zu spielen verstand. — Schon als kleines Kind verrieth er Sinn und Hinneigung zur Musik. Man vermochte ihn nie rascher zu beruhigen, als wenn man irgend eine Art von musikalischem Geräusch zu machen versuchte, mit dem Löffel an ein Glas schlug, eine kleine Glocke hin- und herschwang; dergleichen wirkte unfehlbarer als Zuckerwerk und Liebkosungen. Als heranwachsender Knabe lief er jeder Musikantenbande nach, vergaß Essen und Trinken, und wurde mehrere Male halb todt vor Erschöpfung in sein Elternhaus zurückgebracht. Sein Vater, der reiche Brauer, war sehr ungeduldig und ärgerlich über diese Liebhaberei seines Sohnes, die „nichts einbrachte", die Mutter dagegen, ein ächtes singendes Böhmerkind, voll natürlicher Hinneigung zur Musik, war glücklich über die Entwicklung dieses Talents. An einen Violinlehrer für den Knaben war freilich nicht zu denken: regelmäßigen Unterricht hätte der Vater nimmermehr gestattet. Er ließ den Sohn bei Tage tüchtig arbeiten; „das vertreibt solche Grillen am besten", pflegte er zu sagen. Aber diesmal schlug doch das einfache Mittel fehl. Joseph arbeitete zwar ohne Murren, Abends aber, wenn seine Eltern ihn längst in tiefen Schlaf versunken wähnten, schlich er sich mit seiner Geige fort, hinaus in den Wald, setzte sich unter den ersten besten Baum und phantasirte, bis ihm die Arme gelähmt am Körper niedersanken. Im Winter

verſteckte er ſich in die Scheunen, und weder Kälte noch Unwetter vermochten ihn von dieſen Uebungen abzuhalten.

So waren Jahre vergangen; wohl tauſend Mal hatte Joſeph mit heißen Thränen den Vater um Erlaubniß gebeten, ganz der Kunſt leben zu dürfen, der Alte war aber unerbittlich. „Laßt mich nur in die Welt ziehen mit meiner Geige,“ ſagte der Jüngling oft, „ich will mich ſchon durchbetteln, einen Lehrer finden und was Tüchtiges werden.“ Bei ſolchen Reden brauste der Vater jedoch ſo heftig auf, daß Joſeph allmählich lernte, ſeine Wünſche in der Tiefe der Bruſt zu verſchließen und fortlebte, ſo gut es eben gehen wollte.

Da geſchah es eines Abends im Auguſt, daß der junge Mann wie gewöhnlich mit ſeiner Geige fortſchlich und dem lieben Walde zueilte. Es war eine ganz beſonders helle, wunderſchöne Mondnacht. Joſeph ging unwillkürlich langſamer und verlor ſich im Schauen. Ein wahrhaft muſikaliſches Herz hat immer auch Empfänglichkeit für den Reiz der Natur. Die fernen blauen Berge badeten ſich im Mondlicht und ſchienen näher zu rücken, um ihre duftige Schönheit zu zeigen, der ungeheure Teich drüben zuckte nur leiſe unter dem ſchönſten Lichtſchleier, der ſeine Tiefe verhüllte, die der Sage nach unermeßlich war. Die alten Bäume rauſchten leiſe, in den Blumengärten regte es ſich wie Elfenleben, und

vom Walde her quoll ein Balsam und eine Frische, reich genug, um ein armes Menschenherz wieder lebensfroh und kräftig zu machen für lange Zeiten. Plötzlich stutzte Joseph, blieb stehen und horchte. Aus einem alten Häuschen, das etwas einsam dem Walde schon näher lag, drangen Geigentöne. Die Hütte war bis jetzt unbewohnt gewesen; woher so plötzlich diese Klänge? Und welche Laute! Es war der Ton einer Geige, wie sie Joseph nur in seinen Träumen gehört, das Ideal eines Geigentones, voll, warm, schmelzend, hinreißend, wie er eben nur einer Amati entschweben kann. Eine Volksmelodie spielte der unsichtbare Geiger, ruhig und einfach war der Vortrag, aber der sichere langathmige Strich verrieth den geübten Spieler.

Joseph stürzte, als das Lied zu Ende war, auf das Haus zu. In seiner Seele wirbelte ein Sturm der verschiedenartigsten Empfindungen. Durch das offene Fenster unten gleich neben der Thür erblickte er einen sehr alten Mann, der an einem Tische saß, auf welchem eine Lampe brannte. In seinem Arme ruhte die Geige, die einen so gewaltigen Zauber auszuüben vermochte. Die Züge des Alten ließen den Israeliten nicht verkennen, doch machte das scharfe Profil, die zurückgebaute Stirn und das kluge unruhige Auge keinen unangenehmen Eindruck, da ein langer weißer Bart, lockiges weißes Haar

und ein unbeſchreiblich milder Mund alle Härten des Kopfes vergeſſen machten. Die Kleidung des Mannes beſtand aus einem langen grauen Talar, den eine ſchwarze Schnur über den Hüften zuſammenhielt. Seitwärts von ihm, mehr dem Fenſter zu, ſo daß das Mondlicht voll die Geſtalt traf, ſaß ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren, die Tochter des Juden. Ihre Hände lagen träumeriſch gefaltet in ihrem Schooße, ihr reiches ſchwarzes Haar bildete tief im Nacken einen Knoten und ihr Geſicht zeigte die höchſte Verklärung orientaliſcher Schönheit. Sie war eine ächte Tochter Juda's, bleich, etwas gebeugt, wie von unſichtbaren Ketten belaſtet, und von jenem tief ſchwermüthigen Ausdruck derer, die an den Waſſern von Babylon ſaßen und weinten.

„Verzeiht mein Hereinſtürmen — aber die Geige zieht mich an, unwiderſtehlich. Woher hat ſie dieſen Zauberton? — o lehrt mich Euer Geheimniß!"

Mit dieſen heftig herausgeſtoßenen Worten trat Joſeph Anderle zu Vater und Tochter ins Zimmer. Der Alte ſprang auf und drückte inſtinktmäßig ſeine Geige feſter an ſich, Lea ſtarrte den Jüngling halb erſchreckt, halb entzückt an: — wie ſchön war er doch in ſeiner Erregung! —

„Ich bitte Euch — erbarmt Euch meiner, gebt mir Unterricht — ich bin ja reich, ich zahle, was Ihr verlangt!"

„„Seit drei Tagen erſt wohne ich hier, und wollte

ausruhen von meinem Wanderleben und weder lehren noch spielen. Da ihr aber gar so viel Lust zeigt, möchte ich Euch gerne lehren, was ich selbst weiß, so wenig es auch ist.““

„Werde ich auf meiner Geige auch so singen lernen, wie Ihr eben sangt auf der Euren?“

„„Wohl schwerlich, junger Mann, denn meine Geige ist ein halbes Wunderding, eine ächte Amati.““

Joseph betrachtete mit Blicken voll Ehrfurcht und Verlangen die unscheinbare Geige. Das war also eine Amati!*) Er hatte so oft schon von diesen kostbaren Instrumenten gehört.

„Ist keine solche Geige mehr zu haben?“ fragte er nach einer Pause.

„„O es giebt noch manche Amati, aber keine möchte wohl so singen, wie diese. Meine Geige hat ein Sterbender gesegnet!““

Der junge Mann seufzte schwer, wandte sich ab und erzählte dann in kurzen Worten die Geschichte seines Musikstudiums. Es wurde nach einigen Hin- und Herreden zwischen den beiden Männern ausgemacht, daß Joseph jeden Abend, statt in den Wald zu gehen, hier

*) Geige aus der Fabrik der Familie Amati, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Cremona.

her kommen und Unterricht nehmen ſolle, da von einer Einwilligung des alten Anderle in einen regelmäßigen Unterricht bei Tage nicht die Rede ſein konnte. Zum Glück hatte Joſeph, als der Sohn eines reichen Mannes, ein gutes Taſchengeld, von deſſen Verwendung er nur der Mutter Rechenſchaft abzulegen brauchte, und davon ſollte der Unterricht bezahlt werden. Als die Unterhandlung zur Zufriedenheit beider Theile geſchloſſen war, ging der Jüngling flüchtig grüßend fort, aber nicht nach Hauſe; das Herz war ihm zu voll, es trieb ihn in ſeinen lieben Wald! In wilder Freude warf er ſich in das Gras und träumte bis zum Morgen. — Wovon träumte er wohl? Von den wunderſchönen Augen der Jüdin? Ach nein — von der zaubervollen Amati. Das Mädchen hatte er kaum angeſehen.

Der alte Jude Iſaak war kein eigentlicher Künſtler, ſondern ein wild aufgewachſener Naturvirtuoſe von bedeutendem Talent. Er hatte ein herumziehendes Leben geführt, Zelte aufgeſchlagen und abgebrochen, und raſtlos hin und herwandernd, ſeine Geige bald bei frohen, bald bei traurigen Feſten tönen laſſen. Als Knabe war er einmal lange Zeit mit einem Violinvirtuoſen zweiten Ranges in der Welt herumgezogen, hatte dieſem aus Liebe zur Muſik die aufopferndſten Dienſte geleiſtet, redlich Noth und Kummer mit ihm getheilt, aber auch die An-

fangsgründe des Violinſpiels von ihm gelernt! Als nun dieſer ſein Herr und Freund an einem Bruſtübel ſtarb, vermachte er ihm ſeine Amati und übergab ſie ihm im letzten Augenblicke mit einem Segenswunſch. Iſaak betrachtete dieſe Geige fortan als ſeinen größten Schatz. Er hütete ſie wie ſeinen Augapfel und ließ ſie keinen Augenblick von ſich, ja er hätte ſpäter eher Weib und Kind hergegeben, als dieſe ſüße Tröſterin. Sie ließ ihn Alles ertragen, ſie erſetzte ihm Alles; ſie war ſein Leben, ſeine Seligkeit. Als ſein treues Weib Rebekka geſtorben, ſang er ihr auf ſeiner Geige die rührendſte Todtenklage; dann nahm er ſein Töchterchen an die Hand und wanderte weiter, die Sorgen der Beſtattung in andere Hände legend. Wenn dann Tage kamen, wo er ſelbſt hungerte, um ſein Kind ſpeiſen und kleiden zu können (und ſolcher Tage kamen anfangs nicht wenige), ſo ſetzte er ſich mit ſeiner Amati in irgend einen Winkel und entlockte ihr Töne, die ihn allen Hunger vergeſſen ließen. Er ſpielte oft ſo lange, bis er ohnmächtig wurde, aber ſelbſt dann ließ ſeine Hand den Hals der Geige nicht los. Nachts ruhte das Kleinod vor ihm auf der Decke ſeines ärmlichen Lagers, und wenn dann zuweilen der ſchmerzhafte Bruſtkrampf kam, der ihn, je älter er wurde, immer häufiger und quälender befiel, ſtreckte er die abgezehrten Hände aus und ſtrich leiſe über die Saiten, berührte

den Steg und die Schnecke und — duldete weiter, ohne zu klagen.

Lea, sein schönes und geliebtes Kind, war längst daran gewöhnt, die Amati mit einer heiligen Scheu und Ehrfurcht zu betrachten. Die Geige, die sie nie zu berühren wagte, schien ihr ein Theil des Lebens und der Seele ihres Vaters. Sie hörte mit einer Art Andacht auf jeden Ton dieses wunderbaren Instruments, er fand allezeit den Weg zu ihrem Herzen. Wenn zuweilen mitten in der Nacht jener zauberhafte Klang aus ihres Vaters Kammer drang und zitternd durch Lea's kleines Schlafgemach zog, nahm sie ihn freudig mit in ihre jungfräulichen Träume, und spann ihn dann weiter aus, bis er zu einem breiten, ruhig dahin wallenden Strom geworden, in dessen klingende Tiefe sie selbst selig versank.

Seit der schöne Joseph der Schüler des Vaters geworden, hatten Lea's Träume allmählich eine andere Gestalt angenommen. Sie pflegte den Unterrichtsstunden beizuwohnen, und gab sich in dem Bewußtsein, daß weder Lehrer noch Schüler sie beachteten, mit Seele und Sinnen dem gefährlichen Vergnügen hin, die köstlichen Lichter und Schatten einer leidenschaftlichen Seele auf der schönsten Männerstirne wechseln zu sehen.

Den Tag über dachte sie nur an den Abend; immer und immer stand das feingeschnittene bräunlichbleiche Ge-

ſicht des jungen Mannes vor ihrer Seele; unabläſſig ſtrahlten dieſe magiſchen Augen ſie an. Und in der Nacht, ach, da zitterte kein ruhiger Tonſtrom mehr langſam wallend an ihr vorüber. Die Geigentöne regten ein tiefes wildes Meer auf und jede Welle trug die geliebte Geſtalt und ein theures Antlitz lächelte ihr zu und zwei Arme ſtreckten ſich verlangend nach ihr aus. Und wenn ſie ſich neigte, das ſchöne Bild zu erfaſſen, zerfloß es wie ein Schatten, ewig nah und doch ewig unerreichbar. Je glühender das Herz, deſto verhüllter jede Liebe! Lea's Geſicht verrieth nichts von dem Ringen und Kämpfen ihres Innern; der Sommer, Herbſt und Winter waren darüber hingegangen, der Frühling zog ein, da erſt fühlte ſie, daß dieſe rieſige Leidenſchaft, in der ihr ganzes Sein verſank wie ein Tropfen im Ocean, den Körper allmählich zerrieb. Dieſe Fieberſchauer des Entzückens, wenn ſie Joſephs Schritt von Weitem hörte, dieſe erſtarrende Angſt, wenn er länger ausblieb als gewöhnlich, dieſe langen qualvollen Stunden, wo ſie ihn nicht ſah, dieſe Nächte voll wilder Träume rüttelten mit der Gewalt eines Simſon an ihrer Geſundheit. Und Lea freute ſich über die wachſende Schwäche ihres Körpers. Es giebt Zuſtände, in welchen jede Hoffnung entweder Wahnſinn oder Verbrechen ſein würde, wo es nur einen Troſtengel für das ſchmerzzuckende Herz giebt: den Gedanken an den Tod.

Joſeph ſelbſt ahnte von all dieſem nichts. Er beachtete das Mädchen kaum, grüßte ſie beim Kommen und Gehen, richtete dann und wann ein Wort an ſie, eine gleichgiltige Frage — das war Alles. Er ſchien nur von dem einen Gedanken erfüllt, zu lernen, und machte auch in der That Fortſchritte, vor welchen ſein Lehrer faſt erſchrack. Allein trotz dieſer ſichtbaren Erfolge blieb der junge Mann niedergeſchlagen und finſter; eine unbeſchreibliche Melancholie gab ſich in ſeinem Geſicht und Weſen kund. Lea legte ſeinen ſtillen Gram noch zu dem ihrigen und litt ſo doppelt.

Da ſagte eines Abends Joſeph plötzlich zum alten Iſaak: „Je mehr ich lerne, deſto elender fühle ich mich. Was hilft mir meine Fertigkeit, wenn der Ton immer ſchwach und ohne Zauber bleibt? Meine Geige ekelt mich an, ihr Krächzen macht mich krank. Warum mußte ich Eure Amati hören!“ Er warf ſein Inſtrument auf den Tiſch, daß es dröhnte und trat dicht vor den Juden hin. Zitternd vor Erregung flüſterte er: „Ich muß es Euch ſagen, das Herz bricht mir ſonſt in Stücken. Ihr allein könnt mich heilen von meinem Gram. Ihr allein könnt mich froh und geſund machen. Ich bitte Euch, um meiner armen Seele willen, verkauft mir Eure Geige!“

Der Jude wurde leichenblaß und ſchloß krampfhaft ſeine Finger um die geliebte Amati.

„Verkauft ſie mir, ich beſchwöre Euch! Seht mich hier auf den Knien und habt Erbarmen! Ich kämpfe ſchon ſeit jenem erſten Abend, als ich den ſinnverwirrenden Ton zuerſt gehört, mit dem raſenden Verlangen nach dem Beſitz dieſes Gutes. Ich werde den Klang nicht los, ich höre ihn immer, immerfort, Tag und Nacht, unabläſſig. Das wird mich wahnſinnig machen. Die Amati hat mir's angethan, ich möchte meine ewige Seligkeit verkaufen, um dieſer Zauberin willen. Sagt — fordert was Ihr wollt, ich werfe Euch mein ganzes Vermögen hin, in zwei Monaten bin ich mündig. Ich will lieber Bettler werden und mit der Amati in die weite Welt ziehen, als ein reicher Mann ſein — ohne ſie."

„„Wißt Ihr, daß Ihr mein Leben verlangt?""

„Alter Mann, Eure Tage ſind ja gezählt; wie kurz iſt die Zeit, die Ihr noch zu leben habt. Und Ihr ſeid müde und müßt den Abend Eures Lebens ruhig und ſorgenlos verbringen — und dazu will ich Euch verhelfen, Euch und Eurer Tochter. Aber ich mit meiner Jugend, die mich quält, mit meinen Kräften, die mich martern, welche lange Reihe von Jahren liegt noch vor mir! Und ich fühle, ich kann ſie nicht durchleben ohne die Amati."

„„Wenn ich dahingefahren, ſoll die Geige die Eure werden, das gelobe ich Euch beim Gott meiner Väter.

So lange der alte Iſaak aber noch athmet, iſt kein Kaiſer und kein König reich genug, ſie ihm abzukaufen.““

„Iſaak — macht mich nicht raſend! Ich muß die Amati beſitzen!“

„„Wollt Ihr mich vielleicht todt ſchlagen, wie einen Hund, um ſie mir zu rauben? Dann wehe über Euch, ſie wird Euer Fluch werden!““

„Ihr wollt nicht — wirklich nicht? War das Euer letztes Wort?“

„„Mein letztes — ich kann Euch die Geige nicht verkaufen!““

„Nun ſo helfe mir Gott, Ihr ſeht mich nicht wieder!“

Damit wandte er ſich und ſchritt hinaus.

„Nicht wieder?“ murmelte ein Stimme, die ſo ſchauerlich klang, wie die einer Sterbenden. Lea war's, die da ſprach. Sie erhob ſich mechaniſch, ging dem Davoneilenden nach und erreichte ihn vor der Hausthür. Joſeph blieb ſtehen. Das Mädchen legte ſchwer ihre Hand auf ſeine Schulter, ſah ihn mit dem Ausdruck einer Irrſinnigen an, und fragte langſam und jedes Wort betonend: „Werdet Ihr nicht fort gehen, wenn die Amati die Eure geworden? Werdet Ihr glücklich ſein — ganz glücklich?“

Der junge Mann ſah die Sprecherin an, lange und

forschend. Sie bebte unter seinem Blick und zog ihre Hand zurück. Ein Schleier zerriß vor Joseph's Augen. Er neigte sich zu ihr und flüsterte: „Lea, liebst du mich?“

Sie stieß einen schwachen Schrei aus und wollte fliehen.

Joseph hielt sie fest. Eine wilde Freude zuckte durch sein Herz. Schnell wie ein Gedanke schlang er den Arm um die schlanke Gestalt Lea's, und sagte leise: „Weib! Ich will Dir Deine Liebe vergelten, wenn Du das für mich wagst, was ich ahne. Hast Du den Muth dazu, nicht mich allein, sondern uns glücklich zu machen?“

Lea schlug die schwarzen Augen auf, und dieser Blick mochte wohl so hinreißend und überzeugend sein, daß der junge Mann, dessen Seele fern von allen Liebesträumen war, sich plötzlich tief gerührt fühlte von dieser Hingebung und sich herabbeugte, das reizende Geschöpf zu küssen. Aber das Mädchen wehrte ihm ernst und hastig und sagte: „„Erwartet mich jeden Abend am Eingang des Waldes; sobald ich den Vater erweicht, bringe ich Euch die Amati.““

„Aber wenn er unerbittlich bleibt?“

„„Ihr sollt glücklich werden, vertraut mir!““

Joseph wartete lange. Eine Nacht nach der andern verstrich; — Lea kam nicht. Der junge Mann wurde immer ungeduldiger, dies unablässige Schwanken zwischen

Hoffnung und Furcht reizte ihn auf das Aeußerſte. Seine Umgebung hatte viel von ihm zu leiden, er war ſo heftig und zornig, daß ihm Jeder gern aus dem Wege ging. Es gab Augenblicke, in denen er bereit geweſen, den alten Juden zu erſchlagen, um nur zum Ziele zu gelangen, andere wieder, wo er ſich ſelbſt hätte ums Leben bringen mögen, um nur dieſe brennende Sehnſucht nicht mehr zu empfinden, die ihn raſtlos hin- und hertrieb. Endlich am neunten Tage kam Lea. Es war ſchon gegen Morgen; der Tag ſchien trübe werden zu wollen und Gewölk hatte ſich angehäuft. Ein kühler Wind bewegte die Falten des langen ſchwarzen Kleides, das die Jüdin trug. Sie ging ſo langſam und feierlich, das kalte Licht der erſten Morgenſtunden ließ ihre Züge ſo bleich erſcheinen, daß Joſeph erſchreckt ihr einige Schritte entgegen ging. Die Amati trug ſie in den Händen, ſie ſtreckte ſie ihm ſchon von Weitem entgegen. Als er ſie ihr abnahm, ſchüttelte ein heftiger Schauer ihren Körper, und ſie ſagte tonlos und nur mühſam die Lippen bewegend: „„Da — da — nimm und ſei glücklich, aber vergiß auch mich nicht, denn ich habe jetzt nichts mehr als Dich!““

„Was ſagſt Du da?“

„„Der Vater iſt todt! — es mußte ſo kommen! Meinen heißen Bitten widerſtand er, auch meiner Verzweiflung und meinen Thränen, da raubte ich ihm ſein

liche Ton verhallte. Als Joseph geneſen, fragte er nach Lea, Niemand wußte von ihr, aber am Rande des tiefen ſtillen Teiches, da hatte man einen ihrer kleinen Schuhe gefunden. Es ruhte dies allzuheiße Herz.

Da verſchloß Joſeph ſchaudernd ſeine Amati und gelobte keinen Strich mehr zu thun, und verſuchte zu leben wie die Andern. Dabei wollte ihm aber das Herz brechen und ſein Leben glich einem Roſenbaume, den man unter einen rauhen Himmelsſtrich gepflanzt und der nun nur Dornen und Blätter, aber keine Blüthen trägt. Und er kämpfte und rang mit dem immer höher wachſenden Künſtlerdrang in ſeiner Bruſt, bis er keine Widerſtandskraft mehr fand, bis der Genius ſiegte und er eines Tages den Schrein aufſchloß, ſeine Amati herausnahm, ſie wie eine heilige Reliquie küßte und mit ihr heimlich Haus und Heimath verließ. Er wanderte zuerſt nach Polen, miethete ſich in Warſchau ein, übte und hörte viel, und trat dann plötzlich mit einem wahrhaft eminenten Erfolge öffentlich auf. Seine Technik war ſtaunenswerth, und das Leidenſchaftliche, Düſtere ſeines Vortrags übte einen unendlichen Zauber auf die Hörer, denn ſchon der bloße Klang ſeines Inſtrumentes hatte eine magiſche Gewalt. Man verſuchte dies eigenthümlich feſſelnde Naturgenie, Franz Joſeph Anderle, in Warſchau zu halten und machte ihm die vortheilhafteſten Vorſchläge;

Sie wandte ſich ſtolz, ging mit feſten Schritten dem Hauſe zu und verſchwand in der Thür.

Zwölf Jahre waren nach dieſem verhängnißvollen Morgen verſtrichen, Franz Joſeph Anderle hatte ſich ſehr verändert. Er war ein reicher Mann geworden, hatte die Brauerei ſeines Vaters übernommen, eine reiche Frau geheirathet, die ihm die Eltern ausgeſucht und zugeführt, und war Vater von zwei Kindern. Man konnte ihn kaum noch ſchön nennen, ſeine Stirn war finſter, ſein Auge matt. Nie ſah man ihn lächeln, nie irgend einem Vergnügen nachgehen, nie mit ſeinen Kindern ſpielen und ſcherzen. Sanft war er mit Allen, aber ſchweigend und verſchloſſen wie das Grab. — An jenem Tage, der ihm die Amati brachte, war er in ein hitziges Nervenfieber gefallen, die wildeſten Phantaſien marterten ihn. Seine theuer erkaufte Geige ließ er nicht von ſich, und es war ſchrecklich anzuſehen, wie der Fieberkranke ſich oft im Bette aufrichtete, mit rollenden Augen um ſich blickte und nun eine herzzerreißende Weiſe auf der Geige ſang. In ſolchen Momenten konnte es Niemand bei ihm aushalten, Alle verließen, von einem übermächtigen Gefühl des Schauers und Entſetzens getrieben, das Krankenzimmer; nur die Mutter lag vor dem Bette auf den Knien und betete und bekreuzte ſich, bis der letzte ſchauer-

Joseph Anderle durch die halbe Welt flog und viele Hunderte sich wahrhaft darnach sehnten, dies neue Gestirn am Himmel der Kunst mit zu schauen, wurde der berühmte Künstler selbst von Tage zu Tage kränker und finsterer. Die anfangs leise sein Herz beschleichende Furcht, man wolle ihm seine Amati und mit ihr die Seele seiner Kunst rauben, wuchs von Stunde zu Stunde, und wurde endlich zur fixen Idee, zum quälenden Wahnsinn. Er bewachte die Amati mit noch viel größerer Angst und Sorge, als sie einst der alte Jude bewacht hatte. Keine Nacht kam mehr Schlaf in seine Augen. Lea, die heißliebende wunderschöne Lea erschien ihm in marmorweißer thränenvoller Schönheit. Er rief ihren Namen mit dem Ausdruck tiefer Reue und Zärtlichkeit, er breitete die Arme nach dem Duftbilde aus: vergebens, es zeigte nur immer auf die Geige und rang die Hände in angstvollem Flehen. Dann drückte er aber die Amati fest an sich und sank in halber Bewußtlosigkeit in die Kissen seines Sopha's. Solche Scenen wiederholten sich in immer kürzeren Zwischenräumen, und um dieser marternden Erscheinung zu entgehen, wie er selbst gestand, wechselte er immer hastiger den Ort seines Aufenthalts. Die Aerzte schüttelten den Kopf, sprachen von Luftveränderung, Rückkehr in die Heimath, konnten aber nicht helfen. So vergingen traurige Wochen. Anderle's Zustand änderte sich nicht. Plötzlich

war der Künſtler verſchwunden; Niemand hatte ihn gehen ſehen, man ſuchte und forſchte nach ihm, die öffentlichen Blätter wimmelten von Fragen und Vermuthungen, die ganze muſikaliſche Welt nahm den lebhafteſten Antheil an dieſer räthſelhaften Flucht, man erſchöpfte ſich, die Löſung dieſes wunderbaren Ereigniſſes zu finden. Lange vergebens. Endlich brachten böhmiſche Zeitungen folgende Anzeige:

„Das Mutterland hat ſeinen begabten Sohn zurückgefordert; der Verirrte kehrte wieder. Der Körper Franz Joſeph Anderle's ruht jetzt im Schooße der heimathlichen Erde; Böhmen hat ſeinen Schwanengeſang gehört. In Podiebrad, dem Orte ſeiner Geburt, liegt eine alte, ſeit vielen Jahren unbewohnte Hütte, einſam, dem Walde nah, verfallen und traurig. Die Leute mieden die Stelle, man munkelte von Geiſterſpuk. Am letzten Sonntag Abend nun hörten die Bewohner Podiebrads wunderbare, durchdringende Klänge, die aus dem Innern dieſer Hütte zu kommen ſchienen. Man lief herbei und lauſchte; es waren die Töne einer herrlichen Geige, die, lang gezogen, die Luft durchſchnitten. Niemand wagte die Thür aufzuſtoßen, man flüſterte hin und her von einem alten Juden, der früher hier gewohnt und geſtorben. Mehrere Leute wollten ſogar behaupten, es wäre juſt an jenem Sonntag ſein Sterbetag. Endlich lief man zum Kaplan. Der würdige Herr kam, beſprengte die Schwelle mit Weih-

waſſer und hielt ein ſtilles Gebet. Während deſſen tönte der zauberhafte Geigengeſang fort, bald wild, düſter, ſchauerlich, bald ſo unausſprechlich weich und rührend, daß den Hörern die Thränen über die Wangen rollten. Da, urplötzlich, mitten im ſchönſten, ſanfteſten Adagio, brach die Melodie ab, man hörte ein heftiges Krachen, gleich darauf einen dumpfen Fall. Die Hereinſtürzenden fanden den berühmten Geiger Franz Joſeph Anderle todt am Boden liegen, neben ihm ſeine zerſchmetterte Amati. Er gönnte die Geliebte keinem andern Lebenden, und nahm ſie mit in den Tod. Auf ſeinem Geſicht aber lag der Ausdruck eines Friedens, den man nie zuvor dort geſehen, eine verklärte Ruhe, die der Lebende nimmer gekannt, die Erfüllung jener Sehnſucht, die man früher in ſeinen Augen brennen ſah. Gott, der ewig Barmherzige, hatte wohl auch die ſchneidende Diſſonanz dieſer Seele in einen harmoniſchen Accord aufgelöſt."

Verſunkene Sterne.

„Jetzt iſt's gar ſtill und dunkel,
Verweht iſt Blatt und Blüth',
Der Stern iſt knitternd zerſtoben,
Verklungen das Schwanenlied."

Heine.

Es war einmal eine wunderſchöne Birke, die ſtand auf einem buntgeſtickten ſammetweichen Raſenteppich und ſchaute frei und kühn in die Welt hinaus: zu den Füßen des herrlichen Baumes aber ſprudelte eine kryſtallhelle, köſtlich klare Quelle. Nun giebt es doch faſt keinen entzückenderen Anblick, als einen kraftvollen Birkenbaum mit ſeinem ſchlanken Silberſtamme und ſeinen hellgrünen Blättern, deren zarte Wangen der Zephyr mit ganz be-

ſonderer Inbrunſt küßt! Die Birke iſt die wahre Poeſie des Waldes! Der Baum aber, von dem ich jetzt erzählen will, war überdies ganz beſonders prächtig, und weit und breit gab es keine ſtolzere Birke und kein anmuthigeres Bächlein; das wußte der Frühling und alle Blumen und Bäume im Lande, nur der ſchlanke Baum und die Quelle ſelbſt wußten es nicht. Auf dem Haupte der Birke lag ein ewiger Frühling; darum rauſchte es auch ſo unaufhörlich in ihren Zweigen. Zauberiſche Weiſen ſchwebten daraus hernieder, ſanken herab auf die Erde, tropften in die offnen Blumenherzen und zogen weit hinaus in alle Lande; die Bäume ſchüttelten vor Luſt ihre Wipfel, und ſelbſt ernſte alte Tannen und Fichten, auf deren Stirnen der eiſige Winter thronte, vergaßen ihre Schneelocken und dachten, der Jugendſommer ſei wiedergekommen. Oft war es auch, als müßten die Wälder und Alles, was lebte, feierliche Andacht halten, ſo voll und heilig waren die Melodien, die der Birkenbaum hinausſang in die Welt. Aber die glückſeligſte aller Lauſcherinnen war doch die Quelle! Vernahm ſie nicht zuerſt vor allen Anderen jeden Ton, jeden harmoniſchen Seufzer, ja jeden Hauch des geliebten Baumes? Spiegelte ſich nicht die Geſtalt der Birke ſo gern in ihren ſilberhellen Fluthen? Und durfte ſie nicht ein ſüßes Echo der lieben Klänge ſein, die von den

Zweigen niederthaueten? — Aber das Bächlein ſang auch; reizend, klar und herzig waren ſeine Liedchen, und der ſchöne Baum wiegte dazu gar fröhlich und lächelnd ſein Haupt. Doch entzückender als Alles war die Zwieſprache der Birke und Quelle: dann neigte der glanzvolle Baum ſein Haupt geheimnißvoll tief und immer tiefer, es war, als ob die Quelle ſeine einzige Vertraute ſein dürfte, und die Goldlichter ſeiner Blätter fielen wie Funken in das Kryſtall; die Quelle ſprudelte hoch auf und webte Harfenaccorde in den Birkenſang, und man wußte oft nicht, ob die Zauberweiſen herabſchwebten oder hinauf, ob das Bächlein klang oder die Birke. Umſchwärmt waren die Beiden immer und immerfort: Käfer, Vögel und Schmetterlinge kamen von nah und fern und wollten zuhören. Es geſchah dann wohl auch, daß eine dicke Hummel, ihrer natürlichen Brummweiſe zufolge, eine tadelnde Miene aufſetzte und meinte: „es würde doch viel hübſcher klingen, wenn das Bächlein aus Edur murmele, anſtatt aus Cmoll, — daß auch ein langſameres Tempo nichts ſchaden könne“ u. ſ. w.; oder ein biſſiger, neidiſcher Specht, ſtolz auf ſein Hack-Geſchäft, behauptete: die Birke ſänge gar zu viel und müſſe ſich ſchaden; ihre Stimme ſei ſchon bei Weitem nicht mehr ſo kraftvoll wie ſie anfangs geweſen und dergl. mehr. Der dankbare Jubelruf unzäh-

liger anderer Hörer übertäubte aber völlig solch boshaftes Summen und Krächzen.

So lebten sie, so liebten sie, so sangen sie Tag für Tag; Keines konnte ohne das andere sein, und Beider Leben war, obgleich scheinbar getrennt, doch ein harmonisches Ganze. Im Traume selbst flüsterten sie zu einander. Und das Bächlein erzählte allen Blumen von dem Wunderbaume, und dann war es immer als ob der Baum seliger sänge, so herrlich und wahr erzählte die reine Quelle. Und die Blüthen schauten bewundernd die Quelle an, und neigten tief die Köpfchen, wenn sie vorüberfloß; aber die Rose der Liebe wagte mehr als Alle, und stürzte der Klaren glühend an's Herz, und freudiger und rosig schimmernd wallte das Bächlein nun dahin.

Das reizend anmuthige Spiel des Baumes und der Quelle sahen denn auch die lieben Engelein, die dort oben in dem blau verhangenen Paradiese wohnen, und konnten nicht müde werden zuzuschauen, wie Bach und Birke sich liebten. „Ach, hätten wir doch die lieben, schönen Beiden hier oben in unserm Himmelsgärtlein!“ sagten sie zu einander, und lächelten so sehnsuchtsvoll hernieder, daß die Blumenaugen der Erde weinen mußten. Und der liebe Gott erkannte die Wünsche der Lichtgestalten und sagte zum Sonnenmunde: „Glühender, küsse

du mit deinem sanftesten Kusse das helle Bächlein auf, damit es in unseren Himmelsauen verklärter dahinfließe! Statt der Erdenblumen sollen sich hier goldlockige Engel vor ihm neigen." — „„Und der herrliche Wunderbaum?"" fragten die schönen Engel. — „Er zieht der holden, schwesterlichen Gefährtin nach!" sagte der liebe Gott, „diese Beiden sind ewig Eins."

Und der Sonnenmund küßte plötzlich die lebensvoll sprudelnde, reine Quelle, als sie eben im Kreise aufhorchender Blumen von der singenden schimmernden Birke erzählte. Im Feuerkusse, im versengenden Strahle versiegte das Bächlein; über sein Grab neigte sich trauernd die unverwelkliche Rose der Liebe.

Und der schöne Baum?

Als der Mund der liebenden, schwesterlichen Gefährtin verstummt, ihr klares Auge geschlossen, ihre Seele, dieser reine Spiegel des Baumes, dahingegangen war: da senkten sich seine Zweige und strebten dem Boden zu; von den üppigen Blättern löste sich das leuchtende Gold und fiel in Thränenperlen herab. Langsam erblich das frische Grün; langsam ging alle Freude von ihm, dann die Schönheit, dann die Kraft, und zuletzt das Leben. Der stolze, sonnige Wunderbaum ist gestorben.

Ich wollte, ich hätte Euch nur ein Märlein erzählt; aber das liebe Geschwisterpaar Birkenbaum und Quelle

hat wirklich auf unſrer Erde geweilt und geklungen in Menſchengeſtalt. Den frühlingsfriſchen, geſegneten Baum, mit deſſen ſüßen Geſängen die Poeſie des Sängerwaldes verſtummte und ſchlafen ging, nannten wir Felix Mendelsſohn, und das wunderbare Bächlein war eine edle Frau, um deren Stirn ſich das leuchtende Diadem der Kunſt wand, eine liebende Gattin, eine zärtliche Mutter, die verklärte Schweſter und innigſte Freundin des Frühvollendeten: Fanny Henſel.

Eine erſte Liebe.

„Im ſtillen Kloſtergarten
Eine bleiche Jungfrau ging,
Der Mond beſchien ſie trübe,
An ihrer Wimper hing
Die Thräne zarter Liebe."

Uhland.

Ein furchtbares Gewitter entlud ſich in den ſpäten Nachmittagsſtunden eines heißen Junitages über Wien und deſſen reizvoller Umgebung. Die ſchwarzen Wolkenmaſſen hingen tief und drohend hernieder, Blitz auf Blitz zuckte herab und der Donner rollte mit erſchütternder Gewalt. Endlich nach langem Wüthen ſchien der Zorn

des unsichtbaren Riesen sich zu sänftigen, seine Stimme wurde matter, und aus den Flammenaugen fielen die schweren Thränentropfen eines erquickenden Regens. Allmählich lichtete sich der Himmel, funkelnde Sternlein wagten sich hervor, und zuletzt kam Vater Mond siegreich dahergeschritten in seinem hellen Lichtmantel, als wollte er den Menschen verkündigen: „Seid ruhig! Ich bin da; es ist Alles vorüber.“

In einem schmalen hohen Häuschen aber, das ganz versteckt in einer engen Gasse lag, waren noch die Fenster und selbst die Läden dicht geschlossen. Drinnen im kleinen Stübchen brannte Licht, und zwei weibliche Gestalten saßen, angstvoll an einander geschmiegt, im dunkelsten Winkel. Es waren Schwestern, Mädchen von achtzehn und neunzehn Jahren, die einzigen Kinder eines fleißigen stillen Bürgers, dessen Aushängeschild mit dem prunkenden farbenreichen Bilde ihn als zur ehrsamen Zunft der Haarkräusler gehörig bezeichnete. Die größere der beiden Gestalten erhob sich jetzt, öffnete Läden und Fenster, löschte die Kerze aus und sagte beruhigend: „Komm, Doretta! keine kindische Furcht mehr! das Unwetter ist, der heiligen Mutter sei Dank! gnädig vorübergegangen. Komm nur ans Fenster und zög're nicht! es ist gar zu süß jetzt draußen.“ Und Doretta kam, und das Mondlicht erhellte die jungen Gesichter, und freute

ſich ihrer und wollte gar nicht weiter gehen. Doretta, die Jüngſte, trug ein krauſes dunkles Lockenköpfchen zur Schau, ein volles bräunliches rundes Geſicht, brennende Augen und einen kirſchrothen kleinen Mund. Ihre etwas üppige Figur war unter mittlerer Größe, und ihre Bewegungen heftig und voll verſteckter Leidenſchaftlichkeit. Johanna, die älteſte Schweſter, war anzuſehen wie Maienglöcklein und Kornblumen, ſo zart und weiß war die Farbe ihres Angeſichts, ihres Halſes und ihrer Hände, ſo dunkelblau die großen klaren Augen. Sie trug das ſchneeweiße Häubchen der Wiener Bürgermädchen damaliger Zeit, denn man ſchrieb die Jahreszahl 1759, und der Puderſtaub, der eben in dieſen Jahren üblich war, hatte nur leicht das Goldblond ihrer reichen Locken berührt.

Nach einer Pauſe ertönte wiederum die ſanfte Stimme der ſchlanken Johanna: „Wo nur der Haydn bleiben mag? Er iſt doch ſonſt um dieſe Stunde längſt zu Hauſe; die gnadenreiche Mutter möge ihn zur rechten Zeit in ein ſchützendes Aſyl geleitet haben, als das Unwetter heranzog.“ Doretta erwiederte nichts: ihre Bruſt hob ſich unruhig und die dunklen Augen ſchienen die weiteſte Ferne durchbohren zu wollen. Da trat der ehrſame Bürger und Friſeur Keller herein, ein kleines behendes Männlein mit ſcharfen Zügen und ruheloſen,

aber freundlichen grauen Augen. In der Hand hielt er eine tüchtige Lockenperrücke, welche er eifrig mit Puder ſtäubte und rief dabei: „Nun Kinderchen! iſt unſer Hausgenoſſe, der junge Burſch noch nicht da? In ſeinem Dachſtübel iſt er nicht; bin ſchon einmal hinaufgeklettert; dacht', er wär bei Euch; 's iſt doch ſeltſam, wie der loſe Springinsfeld, der luſtige Muſikant, mir ans alte Herz gewachſen iſt! Kann ich mich doch um den Fant ſorgen, wenn er einmal ein Stündlein länger ausbleibt, wie ein Vater um ſeinen Sohn. Und wenn ich mich nicht ſorgte, thäten's meine Mädel. Weiß der Himmel, er hat's uns Allen angethan! — Iſt's etwa nicht ſo? he?" ſchloß er lachend. Ein reizendes Erröthen war Johanna's Antwort; Doretta murmelte einige unverſtändliche Worte, warf hochmüthig den Kopf zurück und ging zornig vom Fenſter weg.

„Wer weiß, wo er wieder einmal hängen geblieben ſein mag, der ſonderbare Junge!" fuhr der Vater nach einem Weilchen nachdenklich fort. „Vielleicht hat ihn der alte, häßliche, italieniſche Singmeiſter, wie heißt er doch? Porpel" — „„Porpora, Papa,"" verbeſſerte Johanna ſanft — „nun meinetwegen, Porpora wieder mitgeſchleppt und läßt ſich Noten abſchreiben von ihm. Beim heiligen Joſeph! was der Haydn Alles thut für dies Muſikantenvolk und für ſeine eigenen Schüler, es iſt nicht

zu glauben! Wie ein gejagtes Reh hüpft er ja den ganzen Tag herum, von Einem zum Andern, zu jedem Dienſte um Gotteswillen bereit; ich glaube, er putzte dem Meiſter Gluck, von dem ſie jetzt ſo viel Geſchrei machen, die Stiefel, wenn dieſer ihm ein Stückchen vorſpielen wollte. „Um der herzlieben Muſika willen thut Joſeph Haydn Alles!“ ſagte er mir einmal. Aber all' ſeine Dienſte, all' ſein Eifer, ſein Spielen in den Singſtunden Porpel's, ſein Componiren, nichts, nichts bringt ihm auch nur einen Kreuzer ein! Kein Menſch bezahlt ihn, weil er von Keinem etwas verlangt! Ich habe, ſo lange er bei uns wohnt, und das iſt doch ſchon eine lange Weile, noch keinen Pfennig Miethe oder Koſtgeld von ihm eingenommen; ich kann's auch, Gott ſei Dank! abwarten; aber ſeht Ihr nur, daß der junge Menſch ſich je deshalb kümmerte und ſich etwas Klingendes zu verdienen ſuchte? Habt Ihr je ein ſorgenvolles Geſicht an ihm erblickt, oder auch nur eine ſchwermüthige Miene? Da tritt er ſtets zur Thüre herein mit einem Geſichte, daß man denken ſollte, ſo eben habe unſer allergnädigſter Kaiſer ihm ſein ganzes Reich geſchenkt. Und fragt man erſtaunt: Nun, Haydn, was iſt denn Glückliches geſchehen? da lacht er, daß einem das Herz aufgeht, und ſagt: „Porpora hat mich gelobt;“ oder: „Gluck hat mir über die Wange geſtreichelt;“ oder: „ich habe eine

ſchöne Blume gefunden; oder: „der Himmel war heut ſo herrlich blau und die Sonne ſchien ſo hell!“ Sitzt er nicht oben in ſeiner Dachſtube an ſeinem alten wurmſtichigen Spielkaſten, als ob er auf einem Königsthrone ſäße, und vergißt über ſeinen drolligen Sonaten von dem Cantor Bach, von dem er ſo oft ſpricht, Eſſen und Trinken? Und dabei dieſe ewig frohen Augen! 's iſt mir wahrlich oft, wenn der junge Menſch ſo vor mich hintritt und mir guten Morgen ſagt, als ob er mir einen Blumenſtrauß ans Herz würfe; und ich muß an mich halten, daß ich ihm nicht um den Hals falle. Kinder, ich ſage Euch, auf dieſen Joſeph Haydn hat der liebe Herrgott ganz beſondere Gnade geworfen; der wird entweder noch wunderbare Dinge auf Erden vollbringen, oder er ſtirbt bald; Eins von Beiden geht aber ſicherlich in Erfüllung!“

Kaum waren dieſe prophetiſchen Worte den ſchmalen Lippen des eifrigen Redners entflohen, als ein leiſes Klopfen an der Thür ertönte und auf des Hausherrn haſtiges „Herein!“ Joſeph Haydn auf der Schwelle erſchien. Seine leichten Kleider trieften, wie ſeine ſchönen hellbraunen Haare, er zitterte ſichtlich vor Näſſe und Kälte an allen Gliedern; doch trug er die ſchlanke Geſtalt wie triumphirend hoch aufgerichtet, und auf ſeinem lieben kindlichen Angeſichte lag ſolch ein Glanz, ſolch

eine fieberiſche Freude, daß Johanna ängſtlich aufſprang, zu ihm hinlief und mit wankender Stimme fragte: „Haydn, was habt Ihr? — Was iſt Euch begegnet?“ — „„O, etwas Wunderbares, liebſte Johanna,““ antwortete der Jüngling begeiſtert, „„etwas gar Seliges! Hört nur, hört! und ihr müßt mich hören, Vater Keller, und Dorette auch!““ Und dabei zog er die Widerſtrebenden mit ſanfter Gewalt in die Mitte des Zimmers und erzählte nun haſtig und aufgeregt:

„„Ich hatte mich dieſen Nachmittag bei einem meiner Schüler, dem die liebe Muſik nicht recht in Finger, Kopf und Herz hinein will, ein wenig lange verweilt, dem Meiſter Porpora aber geſtern verſprochen, am heutigen Abende ſieben Uhr bei ihm einzuſprechen und einige neue Arien abzuholen, die ich gern ein wenig ſtudiren wollte, um ſie in der nächſten Singeſtunde des Meiſters recht wacker zu begleiten. Die Wohnung Porpora's liegt von dem Hauſe meines Schülers gar weit entfernt; ich eilte flüchtigen Fußes dahin, traf aber den Meiſter nicht zu Hauſe. Nachdem ich ein Stündlein geduldig auf ſeine Rückkunft vergebens gewartet, entfernte ich mich, um ſpäter noch einmal nachzufragen, und ſchlenderte ein wenig vor den Thoren umher. Da war es recht bang und glühend; kein Lüftchen regte ſich, die Blumen ſenkten tief die Köpfchen, die Bäume athmeten kaum und kein

Vöglein ließ ſich blicken. Zum Himmel aufſchauend, gewahrte ich, wie ſchon die ſegnende Hand des Herrn herannahte und hörte von fern das leiſe Murmeln ſeines Donners. Da beſchleunigte ich meine Schritte, gedachte Eurer Sorge, und flog faſt, Euer liebes Haus zu erreichen. Durch eine Seitengaſſe eilend, hörte ich plötzlich die vollen Töne eines gar ſchönen Claviers. Ihr könnt Euch denken, daß ich ſtehen bleiben mußte, zumal da mir einfiel, wer da in dem großen grauen Hauſe wohnte. Ich drängte mich dicht an die Mauer gerade unter das geöffnete Fenſter, aus welchem die Klänge nieder wallten. Was ich da hörte, Ihr Lieben, das läßt ſich nicht beſchreiben in Rede und Worten, das trage ich ſtill in der tiefſten Tiefe meiner Bruſt! Eine rieſengroße wunderherrliche Seele offenbarte ſich da unter Donner, Sturm und Blitzen dem überſeligen Lauſcher, und drang ringend, ſtrebend, kämpfend, unaufhaltſam und ſiegend durch alle Schrecken der Natur, durch all' den wilden Aufruhr der Elemente in den hochheiligen klaren Himmel. Es war der hehre Meiſter Gluck, der da ſpielte. Als er geendet, war es ſtill und klar geworden rings umher; ich ſah, daß ſich die hohe Geſtalt aus dem Fenſter neigte; ich kannte das edle ernſte Angeſicht; die tiefdenkenden Augen ſchweiften fragend weit, weit hinaus. Großartige Schöpfergedanken künftiger

Wunderwerke erfüllten wohl in dieſem ſtillen Augenblicke ſeine Bruſt. Ich aber ſegnete mit Thränen des Dankes und der Wonne den Herrlichen, und ſchlich langſam zu Euch, Seele und Herz voll Entzücken!“ “ — — „„Aber nun muß ich mich wohl ein wenig niederlegen! Die Regengüſſe haben mich vielleicht zu ſehr abgekühlt; mich fröſtelt, und meine Hände brennen doch wie im Fieber.“ “

„Ja, liebes Kind, eilt Euch! wechſelt ſofort Eure Kleider,“ ſagte der alte Keller beſorgt, „und ſchnell in's Bett! Johanna muß für ein Glas glühenden Weines ſorgen!“ Das Mädchen, zu tief bewegt von Haydn's Erzählung, vermochte keine Silbe zu erwiedern; ſie ſtand auf, nickte dem Vater beiſtimmend zu und warf auf den ſcheidenden Jüngling einen innigen thränenfeuchten Blick; Doretta ſagte kühl: „gute Ruh, Unbeſonnener!“ — und der junge Mann verließ das Stübchen.

Am andern Tage war große Sorge und Trauer im Hauſe des ehrſamen Bürgers und Haarkräuslers Keller: Joſeph Haydn lag an einem hitzigen Fieber beſinnungslos darnieder. Der herbeigerufene weiſe Doctor mit der verſchobenen Perrücke und großen grünen Brille erklärte zwar die Krankheit anfänglich nur für eine Erkältung; am dritten Tage ſchüttelte er jedoch ſchon bedenklich das Haupt und meinte, der neunte Tag dürfte

eine sehr schlimme Entscheidung bringen. Ganze Krüge voll Medicin von jeglicher Farbe, ellenlange Pflaster und dicke Pillen wurden nun dem armen Kranken eingeflößt, aufgelegt und beigebracht; vergebens! Joseph Haydn wollte nicht genesen oder erwachen, sondern lag, ohne sich zu regen, fort und fort mit heißflammenden Wangen und fliegendem Athem da und phantasirte selig lächelnd von himmlischen Harmonien und singenden Engeln. Oft mußte er wohl zaubervolle Melodien vernehmen, denn zuweilen riefen seine fieberzuckenden Lippen begeistert: „o, wie wunderbar süß sind diese Klänge! o, wie selig froh ist diese Weise!“ und er brach bei solchen Worten in Thränen des Entzückens aus.

Die schöne Johanna saß stundenlang heiß weinend an dem Lager des Besinnungslosen und rang die feinen Hände in tödtlicher Angst. Auch Doretta schlich zuweilen ins Kämmerlein, sagte aber nie ein mitleidiges Wörtchen, warf einen verzehrenden Blick auf den Kranken, zog die Stirne finster zusammen, kehrte sich um und ging hastig wieder hinaus. Vater Keller wankte trostlos umher, puderte alle Perrücken schlecht, und vergaß seine besten Kunden zu bedienen. „Denkst Du wohl an meine Prophezeiung?“ sagte er dann und wann mit dumpfer Stimme zu seiner ältesten Tochter, „siehst Du, er muß sterben!“ — So kam der gefürchtete neunte Tag heran,

und wirklich änderte sich sofort das Aussehen des Kranken: die Röthe der Wangen und Lippen verschwand und machte einer Leichenfarbe Platz; der Athem wurde leise und stockend; näher und näher rauschte der Flügelschlag des Todes. „Noch diese Nacht beschließt der Arme sein junges Leben, oder ich verdiene nicht des hochgelahrten Aesculaps Jünger zu heißen!“ hatte der weise Doctor mit zuversichtlicher Miene gesagt. Johanna hörte diese Worte; kaltes Entsetzen durchbebte sie. Aufgeregt, halb besinnungslos vor Verzweiflung, zitternd vor Schmerz, eilte sie in ihre abgelegene Kammer und warf sich dort vor dem kleinen Marienbilde auf die Knie. Lange rang sie wortlos vor dem Angesichte der gnadenreichen Mutter; endlich aber rief sie laut: „Heilige Himmelskönigin, o, laß den Geliebten genesen! Bedarf es eines Opfers, so nimm mich an! nimm mein blühendes Leben! Heilige Maria, sieh, ich gelobe dir, mich deinem Dienste zu weihen für ewig, eine fromme Klosterjungfrau zu werden, den Schleier zu nehmen als Braut deines Sohnes! Gesegnete Jungfrau, erhöre mich! nimm mein Gelübde an! ach, erbarme dich meines Jammers, schenke Genesung dem Leidenden, rette, o, rette den Sterbenden!“

Und als sie so gebetet im namenlosen Weh ihres gequälten Herzens, erhob sie wieder die Augen: und da war es ihr, als ob die Blumen in dem glänzenden

Krüglein vor dem Marienbilde, die so eben noch verwelkt die Köpfchen gesenkt hatten, wieder frisch erblüht sie strahlend anlächelten. Süße Freude durchströmte ihr kindlich gläubiges Herz. „Maria nimmt mein heiliges Gelübde an!“ jauchzte sie.

„Liebster Vater!“ sagte sie am Abende heimlich und aufgeregt, als sie mit ihm allein war, „wird unser Haydn gesund, dann erfülle ich der seligen Mutter Lieblingswunsch und nehme den Schleier im Kloster der heiligen Ursula. Ich habe es heute vor Gott und der heiligen Jungfrau gelobt!“ Der Angeredete seufzte und lächelte zu gleicher Zeit: „„Herzliebes Töchterlein, deine Nachgiebigkeit kommt zu spät! Sein Leben ist dahin! der Doctor hat es ja gesagt.““

Aber Joseph Haydn genas, trotz des Doctors, und zwar eben so rasch, als er erkrankt; sein Kinderlächeln und seine glückseligen Augen kamen wieder, und auch allmählich die entschwundenen Kräfte. Wer war wohl glücklicher, als die schöne Johanna? Saß nun der Heimlichgeliebte nicht ganze Tage lang bei ihnen im trauten Stübchen? Durfte sie ihn nicht schwesterlich pflegen und seinen Sessel ans Fenster rücken in den warmen Sonnenschein oder frische Rosen in seine matten Hände legen? Gehörte ihr nicht jeder Dankesblick der theuren Augen, jedes Freudelächeln des geliebtesten Mundes?

Und wie lauschte sie so stolz, wenn die vielen Boten kamen von all' den vornehmen Männern und Frauen und sorgliche Nachfrage hielten nach dem Wohlbefinden des jungen Haydn? Kam doch der alte Porpora mit dem faltigen dunkelbraunen Antlitze und den großen Glutaugen in eigener Person, um seinen „Birbante" (so nannte er zuweilen in einem Gemisch von Scherz und Aerger den dienstfertigen jugendlichen Musiker) zu besuchen. Recht weich und mild war er aber, als er den schwachen bleichen Jüngling sah, der ihm nur mit Mühe die Hand zum Gruße entgegenzustrecken vermochte. Wie liebevoll klang sein bedauerndes „poveretto!" oder gar das innige „mio caro figlio!" Das fühlte auch der Kranke und erglühte vor Glück, wie ein Lilienblatt im Abendroth.

War er dann mit Johanna allein, so sprach er selig von der hohen Freude seines Herzens, mit solchen Meistern Umgang pflegen zu dürfen, und von seiner geliebten hochheiligen Musika und von seinen himmelan fliegenden Plänen und Hoffnungen. Dann und wann versuchte er auch wieder zu componiren, und manche reizvolle Sonate, manch frisches frohes Quartett, manch liebliches Liedchen blühte auf in der stillen Krankenstube, unter den blauen Augen der schönen Johanna. Diese aber kämpfte im tiefsten Herzen gar schweren Kampf:

der Geliebte zeigte ihr jetzt so klar und deutlich die reine Zärtlichkeit seiner ganzen Seele; seine Liebe brach hervor aus seinen hellen Augen, schwebte auf dem Hauche seines Mundes, durchbebte alle seine Worte. O wie wand sie da oft im Stillen die Hände! und es war ihr, als müsse sie vernichtet zusammenbrechen unter der Doppellast ihres Glückes und ihres schweren Gelübdes. Sie gedachte der düstern Klostermauern und weinte brennende Thränen ganze Nächte lang. Schmerzlich fühlte sie, wie weit sich allmählich Doretta von ihr entfernte, obgleich sie keinen Grund für diese Entfremdung zu errathen vermochte. Doretta aber sah bleich und finster aus, vermied sichtlich die Schwester, den jungen Hausgenossen, ja selbst ihren Vater, und verschloß sich oft halbe Tage lang in ihr Kämmerlein.

Eines Morgens, als eben die ganze Familie versammelt war, kam ein großes Schreiben an den „Musiker Joseph Haydn" von einem seiner vornehmsten Gönner, vom edlen Grafen Morzin. Es war eine förmliche Ernennung zum Musikdirector der ausgezeichneten Capelle des Grafen*). „Diese Anstellung soll nur ein

*) Es war dies die erste vorübergehende Anstellung Haydn's; schon im folgenden Jahre 1760 wurde er Capellmeister des Fürsten Esterhazy, mit 400 Gulden Gehalt.

Dankesbeweis sein," schrieb Morzin, „für die schöne Sinfonie in D dur, die mein lieber und geschickter Haydn vor Kurzem für meine Capelle componirte."

Haydn faltete die Hände und sagte langsam und tief ergriffen: „o du grundgütiger Gott, wie liebe ich dich! Wie will ich dir danken und dein Lob singen mein Lebelang!" Und dann sanken seine verklärten Augen auf die in Thränen schwimmende Geliebte, und sein Mund hauchte überselig: „Johanna, herzliebes Mädchen, jetzt darf ich Dir Alles sagen, jetzt dürfen wir glücklich sein!" — Doretta verließ plötzlich das Zimmer, Johanna aber stürzte vor dem Hochgeliebten nieder, streckte ihre zarten Arme verzweifelnd zum Himmel und rief mit herzzerreißendem Ton: „„Joseph! Joseph! wirf Deine süßen Träume von Dir! für uns blüht kein Liebesglück hienieden! wir müssen scheiden, scheiden für diese Erde! Ich habe es der heiligen Mutter gelobt: Ende dieses Jahres nehme ich den Schleier!"" Nach diesen Worten sprang sie auf und eilte hinaus; Vater Keller aber umfaßte den halbohnmächtigen Haydn, drückte ihn mitleidig an seine Brust und erzählte ihm schluchzend das unwiderrufliche Gelübde des zärtlichsten Herzens.

Als Johanna matten Schrittes in ihr Schlafkämmerlein schlich, um sich neue Kraft zu erringen im stillen Gebete zum furchtbar schweren Werke der Entsagung,

hörte sie ein schwaches Geräusch in der Bodenkammer ihres Freundes. Eine seltsame Ahnung durchzuckte sie, ihre ganze Stärke kehrte wieder: sie flog fast unhörbar die Stiegen hinauf und erblickte durch die halboffene Thür ihre Schwester, die eben ein Fenster aufgerissen und sich auf die niedere Brüstung geschwungen, sichtlich in der Absicht, sich hinabzustürzen auf die Straße. Ein Schrei entfloh den Lippen Johanna's, aber in demselben Augenblicke war sie auch mit der Schnelligkeit des Blitzes am Fenster und riß die erschrockene Frevlerin herab.

Wenige Monden später wurde im Kloster der heiligen Ursula eine junge schöne Nonne eingekleidet, die den Namen Maria erhielt, und zwei Tage darauf feierte der Musikdirector Joseph Haydn seine stille Hochzeit mit Doretta Keller.

Der Abschied Haydn's von seiner so innig Geliebten war ein heilig rührender gewesen: als der erschütterte junge Mann der scheidenden frommen Schwärmerin gelobt, aus Liebe zu ihr und um der Liebe willen, die Doretta für ihn fühle, dieser die treue Hand zu reichen; als er auch mit bewegtem Herzen von der Schuld gesprochen, die er durch dieses Bündniß seinem väterlichen Freunde und Hausherrn wenigstens zum Theil abzutragen im Stande sei, küßten sich die Liebenden zum ersten und letzten Male. „Sei treu Deiner hochheiligen Musika!“

ſchluchzte dann das reizende Mädchen mit brechendem Herzen, „aber vergiß auch meiner nicht, und habe Geduld mit Doretta! Heut über ein Jahr, nicht eher, mein Lieb, komm zu mir an das Sprachgitter! Sage mir kein Wort, ſieh mich nur ſtill an, und wenn Du glücklich biſt mit Deinem Weibe, ſo trage ein friſches Sträußlein in der Hand! biſt Du's aber nicht, Joſeph, lieber, lieber Joſeph! nun dann zeige mir die welken Reſte dieſer weißen, jetzt ſo ſchönen Roſenknospe, die ich Dir hier ſcheidend reiche. Und nun leb wohl, Du Herzgeliebter! Gott und alle Heiligen mögen mit Dir ſein!“

Nach Ablauf eines Jahres erſchien ein ſchlanker jugendlicher Mann vor dem Sprachgitter der Urſulinerinnen, leiſe nach der Schweſter Maria fragend. Da wankte eine geknickte zarte Geſtalt herbei, da ſchaute ihn ein marmorbleiches, ach, unendlich müdes verweintes Antlitz an aus dem wallenden Nonnenſchleier; Haydn erkannte nur mit Mühe und unter heißen Thränen ſeine einſt ſo blühende Johanna. Still zog er ein verdorrtes Knösplein hervor, hob es empor und küßte es inbrünſtig; da ſeufzte die kranke Nonne ſchmerzlich, drückte ihre Stirne an das Gitter und ſchaute dem Geliebten forſchend und tief in die Augen. Da war wohl noch das heitere herrliche Blau, aber die lachende Kinderfreude

war verschwunden, und seine Linien geheimer Sorgen, freilich nur dem Blicke der Liebe bemerkbar, waren um den lieblichen Mund gezeichnet. Und die Schwester Maria schaute lange und unverwandt in das Angesicht des theuren Mannes, und seine Augen gruben sich so fest in ihre Züge, als wollte er nimmer, nimmer von ihnen lassen. Dann aber grüßten sich die Beiden liebinnig, lautlos, und haben sich auf Erden nie wieder gesehen. — Eine Woche später begruben sie die junge Nonne.

Ob wohl Haydn, der ewig junge, sternenklare, herrliche Haydn, dessen selige Melodien für unsere Herzen geworden, was die duftenden lachenden Blumen und das Grün des Waldes und Sonnenstrahlen und Frühlingsluft unseren Augen und unserem Leben, ob wohl dieser frohe lebendige Preisgesang auf den gütigen Vater dort oben und seine wunderschöne Welt hier unten, bis an das Ende seines Segens- und Licht-Lebens ein Andenken an diese seine Jugendliebe bewahrte? Ob wohl sein Herz, mitten in der unerquickten Oede einer unglücklichen kinderlosen Ehe, noch gern von Liebe und Geliebtsein träumte?*) — Nehmt die zaubervollen, reizen-

*) Im Jahre 1800 starb Doretta Haydn, die jüngere Tochter des Friseurs Keller. Daß die ältere, von Haydn geliebte, ins Kloster gegangen, ist ebenfalls Thatsache.

den „Jahreszeiten“ in die Hand; erinnert Euch, daß Joseph Haydn neunundsechzig Jahre alt geworden, als diese strahlende Wunderblüthe seinem Schöpfergeiste entsproß, und labt Eure zweifelnden Seelen an dem morgenfrischen Bilde der süßen, unschuldigen Liebe von Hannchen und Lucas.

Rue Chabannais No. 6.

In der kleinen engen Rue Chabannais, einer der unſcheinbarſten Straßen der prächtigen Wunderſtadt Paris, liegt ein hohes, etwas finſteres Haus, bezeichnet mit No. 6. Häßliche, langgeſtreckte, altjüngferliche Gebäude ſtehen bewachend zu beiden Seiten, und haben auch gegenüber Poſto gefaßt, mit hohlen ungewaſchenen Fenſteraugen unabläſſig auf das graue Haus mit dem breiten Thorwege ſchielend; die Bewohner der kleinen Straße betrachten es Alle mit einem gewiſſen Stolze, vermiſcht mit einer zärtlichen Freundlichkeit, und freuen ſich kindiſch über jede glänzende Caroſſe, die ihren raſchen Lauf hemmt vor No. 6, ſo wie über jeden einfachen Fiaker, der ſeinen leichten Inhalt dort ausladet. Zu allen Tageszeiten aber ſchlüpfen anmuthige Frauengeſtalten über die Schwelle des großen, düſtern Hauſes, und die

Modistin der Rue Chabannais, die so lockend und verführerisch ihre Häubchen, Bänder und Schleier am Eckfenster ihres Magazines prangen und flattern läßt, könnte wohl die wichtigsten Toilettenstudien machen an den vielen verschiedenen Figuren und Figürchen, die so achtlos an ihren ausgebreiteten Schätzen vorüberhuschen. Da sieht man schwere stolze Seidenkleider und einfache schwarze Wollengewänder, prächtige Sammetmantillas und leichte kleine Shawls, nachlässigen und doch auffallenden Putz, ängstlich gewählte, meist helle Anzüge schlanker deutscher Frauen, zierlich coquette, französische Hütchen und englische Dachtraufen. Fast sollte man meinen, ein weiser Gärtner wohne dort, zu dem alle Blumen hinwandelten, um sich einen guten Rath zu holen für ihr zartes Leben, von der prangendsten Treibhauspflanze an bis zu dem unscheinbarsten Feldblümchen, das um ein Tröpflein Thau bittet.

Allein auch ältere und jüngere Männer, deren Gestalten und Wangen wahrlich nicht an Blüthen und Frühling erinnern, fliegen mit seltsamer Hast in die geheimnißvolle No. 6, und gar verschieden ist der Gesichtsausdruck der Zurückkehrenden. Zuweilen sieht man ein helles Lächeln, strahlende Augen; die Meisten aber tragen einen bedeutenden Ernst zur Schau, und die Stirn ist gefaltet in tiefem Sinnen, welche Zeichen jedoch bald

genug, über die Place Louvois in die lebensvolle, glänzende Rue Richelieu hinein, wieder verschwinden. „Vielleicht hat gar eine zweite Lenormand ihren Wohnsitz in dem großen Hause aufgeschlagen, allen Wißbegierigen wunderbare Geheimnisse offenbarend und dunkle Orakelsprüche verkündend!“ — Ach nein; zu solch einer Zauberin schleicht man nur im Schleier der Dämmerung oder im Schatten der Nacht, nimmer am hellen Tage.

Nun? — soll ich Euch das Räthsel des grauen Hauses lösen? — Wollt Ihr mir folgen und mit mir die breiten Steintreppen hinaufsteigen? Wohlan denn! Auf diesen Stufen hat schon mancher leichte Fuß angstvoll gezögert weiter zu schreiten; dieses Treppengeländer hat manche kleine Hand zitternd berührt, und diese weißen Mauern vernahmen manchen bangen Seufzer. Endlich sind drei Treppen erstiegen; laßt uns Athem schöpfen! Vor dieser geschlossenen Thür hat manches junge Herz hörbar geschlagen, das glaubt mir! denn wir stehen vor der Wohnung Manuel Garcia's, des größten Singmeisters unserer Zeit.

Eine der reizenden Feen, deren es heut zu Tage, ich sage es Euch zum Troste, noch viele giebt, die sich aber, vor allem wüsten Lärm und Geschrei der wild empörten Welt, tief in die Blumenkelche verstecken, hat mir auf meine Bitte für ein Stündchen ihren duftigen

Schleier übergeworfen; wir hüllen uns hinein, sind unsichtbar und bringen nun kühn in die Gemächer des Künstlers. Ueber einen kleinen Vorsaal schreitend, öffnen wir rechts behutsam eine Flügelthür, und treten in ein einfaches, halbdunkles Gemach, behaglich und geschmackvoll ausgestattet. Zwei schöne weibliche Büsten fesseln unser Auge: die eine trägt die Unterschrift: Eugenie Garcia, die andere den unsterblichen Namen Marie Malibran. Zwei bekannte Portraits schmücken das Zimmer: das anmuthige freundliche Bildniß der schwedischen Nachtigall und das ernste Antlitz der Pauline Viardot.

Silberklänge dringen voll und mächtig aus dem anstoßenden Cabinet; sie locken uns unwiderstehlich; wir müssen folgen, öffnen leise die Seitenthür, und stehen hier in der eigentlichen Werkstatt des Meisters, in dem wahren Atelier des Künstlers. Die langen, wallenden, rothen Seidenvorhänge sind halb zugezogen, ein rosiges Licht küßt alle Gegenstände; in der Mitte des Zimmers steht ein schönes Piano, Armstühle am Kamine, ein schwellender Divan an der Seite, bestreut mit Notenblättern; der elegante Marmortisch ist beladen mit Büchern, Notenheften, Briefmappen, Papieren aller Art; Notenpulte stehen umher; auf dem zierlichsten, der Sängerin zur Seite, liegt ein aufgeschlagenes Uebungsheft:

„L'école de Garcia, l'art du chant.“ Ein Hauch von Poesie weht durch das Gemach. Garcia sitzt am Piano, seine Schülerin steht in einiger Entfernung vor ihm.

Der Maestro ist sehr groß, ungewöhnlich schlank und von einer wahrhaft fiebrischen Lebendigkeit. Sein Angesicht ist schmal und todtenbleich; schwarzes, leicht gelocktes Haar fällt auf seine hohe Stirn. Seine Augen sind dunkel, ruhelos, blitzend und begeistert. Jetzt lauscht er mit gespannter Aufmerksamkeit dem entstehenden, schwellenden Tone, der den Lippen der Sängerin entströmt; im nächsten Momente wirft er ungeduldig das Haupt zurück: ein kurzes Wort der Mahnung, des Tadels fliegt zur Schülerin, zuweilen aber auch ein freundliches Lächeln, feiner Spott, anmuthig graciöser Scherz, überraschend untermischt mit heftigem Aufspringen, ärgerlichem Fußstampfen, unmuthigem Stirnrunzeln. Wie selten ein Wort des Lobes! Aber ein einziges warmes Lobwort aus dem Munde eines solchen Meisters ist auch ein Sonnenstrahl, der die festverschlossensten Knospen des Eifers und Strebens mit einem Male öffnet.

Wie vorsichtig berührt Garcia das köstliche, ihm anvertraute Gut, die menschliche Stimme! Wie sanft hält er sie in seinen Händen, wie sorgsam bewacht er sie, wie ängstlich ist er bemüht, jenen goldigen, schim-

mernden Jugendſchmelz zu bewahren, der ja der höchſte Zauber der Stimme iſt! Es iſt wirklich unmöglich, dieſen Blüthenſtaub unter Garcia's Leitung zu verlieren; was man dagegen auch ſagen mag und ſchon geſagt hat, einen Meiſter, deſſen Methode ſo naturgemäß iſt, kann ſolch ein Vorwurf nimmer treffen. Und wie ſtreng beſteht er auf Ruhepauſen in ſeinen Lehrſtunden! O hört doch nur, was er jener Schülerin zuruft, die ſoeben erwartungsvoll zu ihm aufblickt.

„La fraîcheur et la spontanéité sont les qualités les plus précieuses de la voix, mais elles sont aussi les plus fragiles. La voix, qui les perd, ne les retrouve jamais, le timbre en reste fêlé sans retour. Dans les premiers jours, les élèves ne devront pas se livrer à leurs excercices pendant plus de cinq minutes consécutives seulement; les études, ainsi mesurées, pourront se renouveler chaque jour à quatre ou cinq reprises, separées par de grands intervalles. Puis, le temps consacré au travail pourra, en s'augmentant par cinq minutes à la fois, être porté à une demi-heure, limite qu'on ne devra pas dépasser. Au bout de cinq à six mois, on pourra porter jusqu'à quatre le nombre des demi-heures d'excercice, mais on se gardera d'aller au delà; encore

est il bien entendu qu'elles seront espacées par de grands repos.“

Die Sängerin beginnt von Neuem. Ihr Bild ſteht vor ihren Augen in dem großen Spiegel, der hinter dem Rücken des Meiſters hängt; keine Bewegung ihres eigenen Geſichts kann ihr entgehen, jedes Zucken der Augenbrauen, jedes leiſe Stirnrunzeln, jede unſchöne Bewegung des Mundes ſtellt ſich ihr dar. Und kein Miene bleibt ungerügt; denn mit unverwandter Achtſamkeit hängt das durchdringende Auge Garcia's an den Zügen der Singenden. Aber er rückt und richtet nicht etwa die Kinnbacken oder die Lippen, er verwirrt nicht die Begriffe ſeiner Schülerin durch unverſtändliche wortreiche Beſchreibungen der Mundſtellung und Kopfhaltung; er wiederholt ganz einfach die Lehre der alten berühmten italieniſchen Singmeiſter Toſi und Mancini: „Que tout chanteur doit placer sa bouche comme il a coutume de la faire lorsqu'il sourit naturellement, c'est à dire, de manière que les dents supérieures soient séparées perpendiculairement et médiocrement de celles d'en bas.“ Ohne an der Haltung des Körpers, wie ein Unterofficier zu meiſtern, ſagt Garcia nur ſtreng: „Ayez le corps droit, tranquille, d'aplomb sur les deux jambes, éloigné de tout point d'appui.“ Die Arme müſſen etwas rückwärts

halten werden, „afin de ne pas gêner le jeu de la poitrine.“ — Die Lehrſtunde ſcheint beendet. Mit freundlicher Sorgfalt giebt der Maeſtro der Schülerin das Geleit, wiederholt noch einmal in gedrängter Kürze den Inhalt des heutigen Unterrichts, ertheilt die Aufgabe für die häuslichen Studien und ſpricht der zagend Scheidenden mit herzgewinnenden Worten Muth ein.

Doch ſeht! da öffnet ſich von Neuem die kaum geſchloſſene Thür: ein junger, blaſſer Mann, begleitet von einigen älteren Herren mit weiſen Mienen, tritt ein, verbeugt ſich linkiſch-hochfahrend, und überreicht mit ſelbſtgefälligem Lächeln verſchiedene Empfehlungsſchreiben, unter welchen Namen wie Meyerbeer, Auber, Spontini prangen. Es iſt ein Sänger aus der Provinz; er will ſich, berauſcht von den Lobpreiſungen ſeiner Tafelfreunde, der Bühne widmen. Der reiche Papa und der noch reichere Onkel geleiten ihn nach Paris; Vetter Meyerbeer ſchickt ihn zu Garcia, nachdem er ihn vorher von Pontius-Auber zu Pilatus-Spontini geſandt. Wie nachläſſig wirft Garcia jene wichtigen Briefe bei Seite, aber wie ſorgſam beginnt er die Prüfung des jungen Mannes! Der angehende Kunſtjünger hat ſeine Lieblingsarie mitgebracht, ſein Paradeſtück; Verdi iſt ſein Abgott unter den Componiſten! Das Recitativ beginnt, Garcia begleitet. Die Stimme iſt ſchwach

und doch scharf, schon halb gebrochen, der Ansatz unnatürlich, gepreßt, die entsetzlichste Anstrengung offenbart sich bei jedem Tone; dazu falsche Respiration und undeutliche Aussprache. Der Meister wird immer ungeduldiger: seine Füße fangen an, sich krampfhaft zu bewegen, er beschleunigt das Tempo, in Fieberhast hüpfen seine schlanken Hände über die Tasten, sein Gesicht verändert sich fast bei jedem Tone; immer unruhiger blitzen die Augen; die Zähne pressen sich auf die Lippen; plötzlich springt er auf mit dem halb erstickten Rufe: „Assez, Monsieur, assez, je vous prie!“ Erschöpft sinkt er auf einen Sessel; eine qualvolle Pause entsteht. Endlich entwickelt der Meister dem Sänger ruhig und bestimmt die Gründe, welche ihn veranlassen, sein Gesuch zurückzuweisen, trotz aller Empfehlungen Meyerbeer's und Spontini's. Seine Offenheit und Ruhe dem Beleidigten gegenüber ist bewunderungswürdig. Zum Schlusse räth er dem Erstaunten freundlich, wenn er seinen Worten nicht unbedingten Glauben schenke, sich an einen andern Lehrer zu wenden, und verabschiedet den getäuschten Verdi-Anbeter mit feinster Höflichkeit.

O wie häufig entläßt er Schülerinnen, die mit Anmaßung und halbzerstörten Stimmen sich zu ihm drängen und von seiner Hand einige Blumen über ihre Trümmer streuen lassen möchten! Wie unduldsam ist er gegen

muſikaliſche Beſchränktheit, gegen Talentloſigkeit und Trägheit! Seine Härte, ſolchen Erſcheinungen gegenüber, hat ihm einen ſchlimmen Ruf gemacht, ſeine Heftigkeit vielen Augen bittere Thränen entlockt; aber ſeine Gerechtigkeit bleibt ſich ſtets gleich. Er wird keinen Augenblick einem Schüler ein Intereſſe heucheln, das er nicht für ihn fühlt, oder das dieſer verwirkte durch eine oder die andere der eben angedeuteten Eigenſchaften; unbarmherzig läßt er es fühlen, wie wenig ihm an einem ſolchen Zöglinge liegt. Mit der einen Hand greift er dann wohl nachläſſig einige begleitende Accorde, in der andern hält er ein Buch: eifrig leſend ſchaut er nicht auf, und nur das eintönige „encore!“ am Schluſſe einer Solfeggia beweiſt, daß das Ohr des Meiſters noch wacht.

Je unfertiger, ungemeißelter eine Stimme ihm gebracht wird, deſto dankbarer nimmt er ſie auf. Wie freudig begiebt er ſich dann an ſeine mühevolle Arbeit, wie unermüdet zeigt er ſich, wie ſorgſam und gewiſſenhaft wacht er über dem ihm anvertrauten Schatze! Dagegen befaßt er ſich nur ungern mit ſogenannten „Reparaturen“ und „letzten Ausſchmückungen“, geſteht dies aber nach Künſtlerweiſe ganz unverhohlen; und Sänger und Sängerinnen, die in ſolcher Abſicht des Meiſters geheime Werkſtatt betreten, werden ſelten viel Freude erleben in den Lehrſtunden Garcia's.

Ach! ich wollte, einige jener deutſchen Singlehrer, die jedem ihrer Schüler auf ihre Unfehlbarkeit einen Schwur abzunehmen pflegen, gingen ein Weilchen ſelbſt in die Schule dieſes feurigen und doch ſo beſonnenen, kunſtbegeiſterten Spaniers! Dort müßten ſie ruhig und vorurtheilsfrei die „Methode“ Garcia's prüfen, eine Methode, die ja nur eine geklärte Wiederholung der gerühmten Lehrweiſe der alten italieniſchen Meiſter iſt, die der alte Garcia als ſchönſtes Vermächtniß ſeinem genialen Sohne hinterlaſſen, und die eben dieſer Sohn ſo trefflich zuſammenfaßt und darlegt in ſeinem ausgezeichneten Werke: „L'art du chant“. Sicher würde mancher dieſer ausgeflogenen Vögel ganz unkenntlich zurückkehren, frei und fröhlich zwitſchern, luſtig und hoch die Schwingen heben und lachend erzählen, wie man in dem großen herrlichen Paris, in der kleinen Rue Chabannais No. 6 ſein ellenlanges, feſt angewachſenes Zöpfchen ſchmerzlos verlieren könne. Wäre das nicht herrlich?

Doch ſtill, ſtill! Soeben hat meine holde Beſchützerin, leiſe mahnend, jenen Zauberſchleier berührt, der uns umhüllte. Gehorchen wir dieſem ſanften Gebote! erzürnen wir die Liebliche nicht! trennen wir uns, wenn auch ſeufzend, von dem anmuthigen Gemache! — „Lieber Meiſter Garcia, lebe wohl! Herzinnig freuen wir uns, daß wir Dich belauſcht: glaub' uns, wir werden noch

oft zurückflattern zu Dir, auch ohne Feenhülfe, im Geiste nämlich, um Dich dankbar und bewundernd anzublicken. Und die goldnen und silbernen Klänge, die Dein Machtwort jungen, frischen Lippen entlockt, werden uns dann überströmen und wiegen, die hellen Tröpflein perlender Rouladen uns neckend und erquickend berühren, süße Träume werden über uns kommen, und so wird das arme geängstigte Herz nicht mehr die unaufgelösten Dissonanzaccorde der Alltagswelt vernehmen!"

Eine Melodie.

„Hör' ich das Liedchen klingen,
Das einst die Liebste ſang."

Heine.

In der vormaligen Hauptſtadt der Normandie, in dem alten ernſten Rouen, das mit ſeiner impoſanten Cathedrale, ſeinen ſtolzen Kirchen und ſchmalen dunklen Straßen den Eindruck macht, als dulde es keine weltlichen Freuden in ſeinen Mauern, hatte ſich im Spätherbſt des Jahres 1792 eine muntere Schauſpielertruppe niedergelaſſen. Der Director übernahm das große unheimliche Theatergebäude der Stadt gegen einen ziemlich hohen Preis und gab dort mit ſeiner Geſellſchaft fünf Mal in der Woche Vorſtellungen, und zwar führte man ausſchließlich Opern auf. Das Orcheſter war leidlich,

die Truppe mittelmäßig, und ſo hatten die guten Bewohner Rouen's die Freude, gegen ein geringes Eintrittsgeld die Schöpfungen ihrer berühmten Landsleute Mehul, Lully, d'Alayrac und des großen Belgiers Gretry zu bewundern. Wie viele Thränen floſſen aus ſchönen Augen bei des treuen Blondel's Lied:

„Oh Richard, oh mon roi,
L'univers t'abandonne",

wie ſeufzte man bei dem rührenden Geſange Joſeph's, wie entzückte die ſeltſam naturwahre Malerei des Sturmwindes im dritten Acte von Lulli's Iſis! Und das Duo der beiden Savoyarden in d'Alayrac's Guliſtan wurde bald zur entſchiedenen Lieblingspièce des damals ſehr dankbaren Publikums.

An einem regneriſchen Octoberabend, deſſen kalte Schauer an den nicht allzufernen Winter mahnten, ſtand ein junger Mann von etwa achtzehn Jahren mit der Miene eines eifrig Lauſchenden auf einer kleinen ſchmalen Treppe, die von den Schauſpielern als Eingang benutzt wurde, und an deren Ende ſich eine niedrige Thür befand, die in das Zimmer hinter der Bühne führte. Seine Kleidung war leicht, faſt ärmlich, doch die Geſtalt vornehm, ſchlank und von eleganter Haltung. Die ſchlechte Laterne, die man neben der Thür befeſtigt hatte, warf ihr unſicheres Licht auf ein junges friſches Geſicht

und ſpiegelte ſich in glänzend braunen heiteren Augen wieder. Auf der Stirn des Jünglings aber lag mehr als Jugend und Heiterkeit: da lag eine morgenröthliche Verkündigung des herrlichſten Sonnenſcheins, jene unbeſchreibliche Verklärung des Genies; auffallend licht und frei war dieſe Stirn, von der das braune Haar weit zurückgeſtrichen war. Man gab d'Alayrac's Guliſtan, und vernehmlich, wenn auch gedämpft, drang jeder Ton zu dem einſamen Lauſcher.

„Jetzt muß das Duett der beiden Savoyarden ſich einleiten," murmelte er vor ſich hin, „richtig, da iſt ſchon die Introduction, noch zwei Tacte und die Stimmen ſetzen ein! Ach! wer doch Geld, viel Geld hätte, um dergleichen allabendlich ſo recht in der Nähe hören und ſehen zu können."

Und ein leiſer Seufzer entſchlüpfte den hübſchen friſchen Lippen, aber er lauſchte weiter, denn ſanfte anmuthige Stimmen ſchwebten zu ihm hin. Plötzlich hörte er einen Fall und Schrei, und gleich darauf ſtieß man die Thür ſo heftig auf, daß der junge Mann vor Schreck und Schmerz einige Stufen zurücktaumelte.

„„Was wollen Sie hier?"" herrſchte ihn eine unfreundliche Stimme an, „„holen Sie lieber einen ſtarken Träger, der uns die kleine Marion nach Hauſe ſchleppt; ſie iſt eben in eine Verſenkung gefallen und hat ſich den

Fuß verletzt. Die Oper muß aber zu Ende gespielt werden, auch ohne den zweiten Savoyarden; von uns hat keiner Zeit, sich um das Mädchen zu bekümmern.“ “

„Ich will sie selbst tragen,“ sagte der junge Mensch.

„ „Nun dann rasch hinein!“ “ lautete die mürrische Antwort. Der Jüngling folgte der Aufforderung und befand sich bald in einem großen düstern, matt erleuchteten Zimmer dicht hinter der Bühne, wo auf einem schlechten gebrechlichen Sessel ein junges Mädchen in der Kleidung eines Savoyardenknaben lag. Vor ihr kniete eine verwachsene alte Frau, die eben einen Kinderfuß von merkwürdiger Weiße und Zartheit verband.

„ „Mademoiselle Marion, nehmen Sie sich zusammen, da ist Jemand, der Sie nach Hause tragen wird, und die alte Luison soll ihm den Weg zeigen und mitgehen,“ “ sagte der Unfreundliche.

Der junge Mann näherte sich nun dem Sessel mit fast ritterlicher Galanterie und verbeugte sich wie vor einer Prinzessin. Als er aufsah, hatte sich ein von kurzen dunklen Locken eingefaßtes Antlitz ihm zugewandt, ein Antlitz von so bezaubernder, wenn gleich noch kindlicher Schönheit, Augen von so süßem Ausdruck und reinem Blau, daß er unwillkürlich diese Reize mit einem vollen Lächeln des Entzückens begrüßte. Sein Lächeln leuchtete wieder: die lieblichsten Lippen gaben es zurück.

„Sie hat ſich nicht weh gethan," ſagte die alte Frau, „nur den Fuß verſprungen. Morgen wird Alles wieder gut ſein, aber jetzt raſch nach Hauſe."

Sie warf nach dieſen Worten einen ſchwarzen verhüllenden Mantel um die zierliche Geſtalt Marion's, und Adrian, ſo hieß der junge Mann, nahm das Mädchen in ſeine Arme, ſo leicht und ſorglich wie ein Vater ſein Kind, die alte Frau trippelte huſtend mit einer Laterne voraus, und ſo zog die kleine Caravane durch einige Straßen Rouen's.

Es hatte aufgehört zu regnen, aber es war kalt. Marion ſprach nicht, ſie ſchmiegte ſich vertrauensvoll an ihren Schützer und ihr reiner Athem ſäuſelte ruhig und gleichmäßig an der Wange Adrian's vorüber, und ihre Locken wehten über ſeine Stirn. Er ging dahin wie im Traume, ſo langſam, daß die Alte oft fragte: „„Sie wird Euch wohl zu ſchwer?"" — „O nein!" antwortete er dann raſch und feurig.

Bald blieb die Frau vor einem ſchmalen Häuschen ſtehen und ſagte: „„Hier wohnt Marion's Muhme."" Adrian ſchreckte zuſammen, aber die Treppe hinauf durfte er ſie noch tragen. Ein ältliches, gutmüthig blickendes Frauenzimmer ſtürzte mit allen Zeichen einer ſchmerzlichen Ueberraſchung herbei und nahm ſchluchzend und küſſend das junge Mädchen aus Adrian's Armen.

„Darf ich morgen fragen, ob Mademoiſelle ſich wohler befindet?“ fragte der Jüngling und zögerte zu gehen.

„„Gewiß!““ lachte ſchelmiſch Marion. „„Ich danke Euch herzlich für Eure Dienſte und bitte mir Euren Namen zu ſagen.““

„Adrian Boieldieu, älteſter Sohn des Secretairs ſeiner Eminenz des Cardinals de Laroche Foucauld.“

„„Boieldieu! Seltſamer Name!““

„Deſto weniger werdet Ihr ihn vergeſſen!“

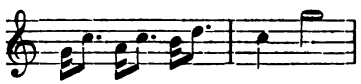
„„Kann ſein!““

„Gute Nacht!“

„„Gute Nacht!““

Dieſer eigenthümlichen Scene folgte eine kleine Idylle von faſt rührender Art. Die beiden friſchen, heitern, ſchönen Kinder ſahen ſich wieder, ſahen ſich oft und liebten ſich. Ihre Zärtlichkeit war ſo tief und innig, daß beide den Gedanken an eine Trennung bald nicht mehr zu faſſen vermochten. Marion war ein elternloſes verlaſſenes Geſchöpf von kaum ſechszehn Jahren, deren einziger Reichthum eine ſeltſame Anmuth und Grazie und eine wunderliebliche Stimme war. Durch welchen Zufall ſie in die Hände des Schauſpieldirectors gerathen, wußte ſie nicht, überhaupt hatte ſie von ihrer Kindheit nur eine Erinnerung, ein kleines, wehmüthig

ſüßes Lied, eine alte ſchottiſche Melodie, die ihr einſt, wie ſie behauptete, eine ſchöne blonde blaſſe Frau, die ſie Mutter genannt, vorgeſungen. Adrian konnte die Melodie nicht oft genug hören, ſie hatte einen ganz unbeſchreiblichen Reiz für ihn, und er bat ſie bei jeder Zuſammenkunft um das liebe, liebe:



denn Worte wußte ſie nicht dazu. Dann ſchloß er die Augen oder legte ſein hübſches Geſicht in die Hand und ſah aus, als träume er von allerlei herrlichen Dingen, und zuweilen ſummte er leiſe mit. Sie ſahen ſich aber nur in den Proben, Marion und Adrian: dort unter gemalten Bäumen und ölgetränktem Monde, auf hölzernen Raſenbänken zwiſchen Stricken, Laternen, zerriſſenen Couliſſen und altem Gerüll, erwuchs die holde Blume ihrer ſchuldloſen Liebe und ihr Glanz verklärte die ganze armſelige und wirre Umgebung. Sie brauchten keinen Nachtigallengeſang und kein Quellengerieſel, um ihre Zärtlichkeit poetiſch zu finden; in ihren eigenen jungen Herzen rieſelte die Quelle friſcheſter Poeſie und ihre glückliche ſorgloſe Liebe ſang nur Lerchenlieder und verſtand nicht Schwermuth und ſanfte Klage.

Man hatte dem jungen Manne auf Marion's Bitten den Zutritt in den Proben gestattet; „„er weiß so viel von der Musik,““ sagte sie zu dem Director, dessen Liebling sie war, „„und hat jeden Abend Stunde bei dem Organisten Broche. Alle meine Rollen kann er mir vorsingen und merkt sofort, wenn der unausstehliche Monsieur Careaux einen falschen Ton auf seiner Geige spielt, oder der alte Martin zu früh mit seinem Fagot einsetzt. Gewiß wird er einst ein großer Musiker!““

In Folge dieser Lobreden erlaubte der Director, der zugleich der Musikdirigent seiner Truppe war, daß der junge Boieldieu in den Proben zuweilen eine Ouverture dirigirte, oder einen Act, und das ging dann immer wunderbar feurig, und die alten Musiker lachten vor Freude und erstaunten über ihre eignen Leistungen. Adrian war glückselig bei solchen Versuchen. „Siehst Du,“ sagte er zu Marion, die stolz und strahlend unter seiner Leitung ihre kleinen Partien sang, „ich fange jetzt an, die Flügel zu regen zu höherm Fluge, ich versuche mich; aber ich muß auch ein rechter Musiker werden und nicht blos ein Musikant, nein ich muß auch schaffen und viel schaffen. Ich will Opern schreiben, und die mußt Du singen, und dann fliegen unsere Namen vereint durch die Welt!“

„„Und dann werden wir reich ſein und ſchöne Kleider tragen und immer fahren und ein prächtiges Haus haben,““ malte Marion weiter.

„Und wir leben in Paris, und Mehul kommt zu uns und der herrliche Gretry. Sie werden mir die Hand drücken und freundlich zu mir ſprechen!“

„„Aber ſie werden auch deine kleine niedliche Frau bewundern und aller Welt erzählen, wie ſehr wir uns lieben und wie glücklich Adrian und Marion mit einander ſind.““

Und Adrian küßte lachend die zierlichen Hände der reizenden Prophetin.

Der liebliche Traum verflog bald genug, das fröhliche Spiel nahm ein trauriges Ende. Der alte mürriſche Organiſt Broche, der Muſiklehrer des jungen Boieldieu, erfuhr durch einen Zufall die Nebenbeſchäftigungen und Studien ſeines Schülers. Wüthend ſtürzte er zum Vater Adrian's und entdeckte ihm die „ſaubern Streiche“ ſeines Sohnes. „Ich habe von jeher behauptet, daß aus ihm nichts würde, da ſeht nun die Erfüllung meiner Worte! Der Junge iſt ein eitler, talentloſer Taugenichts.“

Adrian wurde nun inmitten ſeiner Dirigententhätigkeit überraſcht, davon geführt, ſtreng bewacht, und als man ihm nach acht Tagen die Freiheit ſchenkte, war die Truppe „höherem Befehle“ zufolge abgereiſt und

spurlos verschwunden. Tief fühlte Boieldieu den Schmerz des Verlustes seiner lieben Marion, aber er erkrankte nicht an diesem Leide, seine Natur war eine zu kräftige, üppig treibende, sie besiegte sein Weh. Mit einer Art von froher Verzweiflung warf er sich wieder ganz seiner geliebten Musik in die Arme, spielte, componirte, studirte mit einem ungeheuern Eifer und las oft bis tief in die Nacht hinein ausgezeichnete theoretische Werke über Operncomposition. Sein Hauptgedanke war nun einmal, eine Oper zu componiren, und mit ihr nach Paris zu wandern. Paris war das Ziel seiner Sehnsucht, in dies brausende Meer des reichsten Lebens versenkten sich alle seine Wünsche. Ein alter, in Rouen lebender Gelegenheitsdichter schenkte dem jungen Manne, dessen liebenswürdigen Bitten er nicht widerstand, einen sehr mittelmäßigen, flüchtig gearbeiteten Operntext, den Adrian aber bezaubernd fand und sofort in Musik setzte.

Unter diesen Studien, Arbeiten und Hoffnungen waren zwei Jahre verflossen, da wanderte eines Morgens im September Adrian Boieldieu, die Partitur seines Werkes unter dem Arme und 30 Francs in der Tasche, dem Ziele seiner Gedanken entgegen: er ging nach Paris.

Angekommen in der zauberhaften Riesenstadt, schlugen aber alsbald die Wellen des gewaltigen Lebens über dem Haupte des jungen unerfahrenen Mannes zusammen

und raubten ihm faſt die Beſinnung. Glücklicher Weiſe trug ihn eine mitleidige Woge in das Haus des alten berühmten Inſtrumentenbauers Erard. Hier in dem Salon des kunſtſinnigen, gaſtfreien Hauſes durfte Adrian auf den koſtbaren Pianos ſpielen und, was noch mehr beſeligte, ſpielen hören, denn Erard ſah alle Künſtler von Bedeutung bei ſich. Boieldieu's Spiel erregte aber gar bald die Aufmerkſamkeit aller Hörer, weniger durch die Bravour, als durch die bezaubernde Art ſeines Vortrags, und unter dieſen Hörern waren Kenner, wie Rode und Garat.

Trotzdem fühlte der junge Mann allzugut, daß ihm noch ſehr viel fehle, um aus ſeinem Talente eine Erwerbsquelle machen zu können in dieſem an Künſtlern ſo reichen und durch ſie ſo ſehr verwöhnten Paris. Er wandte ſich alſo zu ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, zur Compoſition zurück, und verſuchte nebenbei ſeinen Unterhalt durch Clavierſtimmen zu erwerben. Das war freilich ein hartes, trockenes Brod, er aß es auch wohl mit Thränen, aber ſeine unüberwindliche Heiterkeit, dieſer Grundzug ſeines Charakters, und die ſeltene Elaſticität ſeines ganzen Weſens richteten ihn immer wieder auf.

An einem trüben und rauhen Februarnachmittage — Boieldieu war faſt ſechs Monate ſchon in Paris — kam er müde und erfroren in ſein kaltes Dachkämmerchen

zurück, als er daſelbſt eine Notiz von Erard vorfand, in welcher dieſer ihn ſofort in die Rue Richelieu beſchied, woſelbſt man in dem Hauſe No. 30 im zweiten Stock einen geſchickten Stimmer verlangt hatte. Der junge Mann machte ſich augenblicklich auf den Weg. Er fand das Haus, man führte ihn in einen kleinen, aber äußerſt reich und geſchmackvoll decorirten Salon, in deſſen Mitte ein ſchönes Piano ſtand. Das Feuer flackerte luſtig im Kamin, die Vorhänge waren geſchloſſen, eine Lampe leuchtete von der Decke herab, ein Blumenflor der mannigfaltigſten Art zog ſich, reizend arrangirt, an den Wänden hin. Adrian fühlte ein unbeſchreibliches Wohlbehagen und eine ſüße Wärme ſein ganzes Weſen durchdringen, es wat ihm als müſſe er hier ruhen und träumen. Und er vergaß auch warum er hergekommen, ſetzte ſich an das Piano und ſpielte, zuerſt voll und rauſchend, dann leiſer, und endlich kam er, er wußte ſelbſt nicht wie, in den warmen kurzen Traum ſeiner erſten roſigen Liebe: das alte ſchottiſche Liedchen ſchlich langſam und weich über die Taſten. Da hob ſich eine Portière von violettem Sammt: ein junges Weib erſchien auf der Schwelle und eine wunderſchöne Stimme wiederholte zitternd, zweifelnd, ahnend den Refrain: „la — à — la à — la — la!“ — Marion ſtürzte dem Träumer in die Arme. Ja, ja, dies bezaubernd hübſche Geſchöpf im roſa

Seidenkleide, mit den üppigen Formen und blitzenden Augen war das kleine Mädchen der Schauspielertruppe von Rouen.

„„Ach, sei nur nicht böse, Adrian,““ sagte sie nach einer Pause mit hinreißender Naivetät, „„ich bin verheirathet und heiße jetzt Madame St. Aubin. Alle sagten, daß ich auf Dich doch nicht warten könne, nicht warten dürfe, ich würde alt und häßlich darüber werden. Ich habe viel deshalb geweint, aber es half nichts. Nun bin ich schon seit einem Jahre engagirte Sängerin der Opéra comique, gefalle den Parisern und sie gefallen mir auch. St. Aubin ist gut, ich sehe ihn oft wochenlang nicht, er reist viel.““

Adrian sah schmerzlich lächelnd der jungen Frau ins Gesicht und schwieg. „„Glaube mir nur,““ fuhr sie anmuthig schmeichelnd fort, „„ich habe viel, ach sehr viel an Dich gedacht, und weiß gar gut, daß es tausend Mal schöner sein würde, wenn ich Dir angehörte. Weißt Du noch, wie herrlich wir oft träumten?““

Und Adrian schien sich dessen zu erinnern, denn er zog die Geliebte heftig an sich und verbarg sein erblaßtes Gesicht an ihrem Halse.

Etwa vier Monate später führte man in der Opéra comique eine Operette auf, von einem gewissen Adrian Boildieu: „la dot de Suzette.“ Die gefeierte, unendlich

beliebte Madame St. Aubin hatte die Hauptrolle übernommen. Die kleine Oper hatte einen außerordentlichen Erfolg, die blasirten Pariser waren electrisirt von dieser frischen, lieblichen Musik, von diesem Reichthum origineller Gedanken. Aber wie spielte, wie sang auch die St. Aubin! Ihr Name, vereint mit dem des Componisten, schwebte von tausend Lippen; Beide wurden stürmisch gerufen.

Nach der Oper war ein kleines Souper bei Marion. „„Siehst Du,““ sagte sie mit ausgelassener Fröhlichkeit, als Adrian strahlend bei ihr eintrat, „„einer Deiner ehemaligen Wünsche fand schon Erfüllung: ich habe Deine Melodien gesungen und laut und freudig nannte man unsere Namen. Ob aber Gretry und Mehul in Folge dessen zu uns kommen werden, bezweifle ich, armer Freund. Da ist aber Einer, der sich sehr auf Dich freut und mich eben um die Erlaubniß bat, Dir die Hand drücken zu dürfen; er nennt sich Monsieur Cherubini.““

Und ein schlanker, schöner Mann von 32 Jahren trat heran und schloß mit der liebenswürdigsten Herzlichkeit den freudetrunkenen Componisten in die Arme.

Viele Jahre waren vorübergerollt; der Name Boieldieu gehörte schon zu den glänzenden Sternen am musikalischen Himmel Frankreichs. Der grazieuse, geistreiche „Chalif von Bagdad“, der „neue Gutsherr“, das „Roth-

käppchen“ und andere Werke hatten seinen unsterblichen Ruhm gegründet. Der geniale Componist wurde zuerst an dem Pariser Conservatorium als Professor des Pianofortespiels angestellt, folgte aber später einem ehrenvollen Rufe als kaiserlicher Capellmeister nach Petersburg. Im Jahre 1811 kehrte er jedoch nach Paris zurück; seine Gesundheit ertrug das rauhe Klima des Nordens nicht. Er brachte viele neue Schöpfungen mit, zum Entzücken seiner Freunde, prächtige Militärmusiken und die Chöre zu Racine's „Athalia“, und in der Freude seines Herzens nun wieder in der Heimath zu sein, begann und vollendete er gleich nach seiner Rückkehr den köstlich frohen „Jean de Paris“.

Trotzdem trübte sich der Himmel über ihm. Der Name des jungen Rossini wurde in Frankreich immer lauter und enthusiastischer genannt und seine Opern mit Jubel aufgenommen. Boieldieu sah sich in den Hintergrund gedrängt, selbst „Jean de Paris“ hatte nicht den erwarteten Erfolg. Sein Herz wurde muthlos, sein Körper krank: verzweifelte Anstrengungen zu neuen Arbeiten brachten nur geringe Resultate hervor. Adrian Boieldieu brauchte jetzt Sonnenschein, vollen, heißen Sonnenschein, sonst verkümmerte die Knospe seines Schaffens. Aber *woher* sollte ihm die Sonne leuchten? Marion war schon vor seiner Abreise nach Petersburg verschwunden;

man erzählte ſich lachend, daß ihr eigener Mann ſie entführt; und Adrian's Freunde konnten augenblicklich nichts Erhebliches für ihn thun. So verlebte er ohne eine eigentliche Anſtellung vier ſchwere Jahre; Körper und Geiſt ermatteten immer mehr; eine tiefe Schwermuth bemächtigte ſich des ſonſt ſo lebensfrohen Mannes. Die Aerzte ſchickten ihn nach Italien; zärtliche Freundesſorge bahnte ihm den Weg dahin: aus eigenen Mitteln hätte er dieſe koſtſpielige Reiſe nicht zu beſtreiten vermocht. Lange hielt er es aber nicht aus fern von ſeinem Paris, fern von ſeinem ſchwärmeriſch geliebten Cherubini; er raffte ſeine letzten Kräfte zuſammen und trat den Rückweg an. Allein in Brüſſel erlag der erſchöpfte Körper, Adrian Boieldieu erkrankte ſchwer. Man brachte ihn aus dem geräuſchvollen Gaſthofe in ein einſames Nebengebäude, und alle Kunſtnotabilitäten der Stadt intereſſirten ſich auf das Lebhafteſte für den leidenden Muſiker; des Nachfragens und Bedauerns war kein Ende und jeder wollte zu ſeiner Unterſtützung, Erquickung und Bequemlichkeit ſeinen Theil beitragen. Davon wußte freilich der Kranke nichts; er lag in lachenden Fieberphantaſien und träumte von Lorbeerkränzen und ewigem Ruhm.

Da — es war die neunte Nacht ſeiner Krankheit und der Wärter eben feſt eingeſchlafen, das Nachtlicht

brannte trübe und unruhig — richtete sich der Kranke plötzlich auf und blickte um sich. Es war ihm, als töne eine alte Erinnerung in sein Traumsein: er horchte. Nein, es war keine Täuschung; es sang Jemand, dicht in der Nebenstube, die Stimme klang milde, gebrochen, aber dennoch lieb, o so lieb und bekannt. Und das Lied? Nun, es war die alte, süße, schottische Melodie der kleinen reizenden Marion. Und er sah sie ja deutlich, diese Marion, sie gaukelte vor ihm auf und nieder in all' ihrer Schönheit, im vollsten Glanze ihrer Jugend, Liebe und Anmuth. Sie lächelte, winkte ihm und sang, und da mußte er, er konnte nicht anders, leise einstimmen in den Refrain: „la à — la à — la la!“ Aber da drang ein schwacher Schrei aus dem Nebenzimmer, ein Schrei voll Jubel und Leid: dann wurde es still, schauerlich still drüben. — Als der Wärter gegen Morgen erwachte, fand er seinen Kranken in tiefer Ohnmacht.

So lag er viele Stunden; er hörte nicht, wie der Arzt kam, wie man sich um ihn beschäftigte und sorgte und nebenbei erzählte, daß in dieser Nacht im Nebenstübchen die berühmte ehemalige Sängerin der Opéra comique, Madame St. Aubin, gestorben sei.

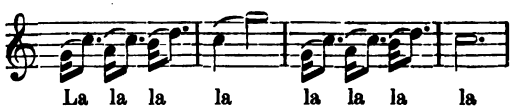
„Das ist eine Wohlthat für dies arme Wesen,“ sagte der Arzt; „seitdem sie ihre Stimme verloren, in

Folge deſſen ihr Mann ſie ja verließ, führte ſie doch nur ein elendes Leben und wurde bloß aus Mitleid von der Theaterdirection zuweilen verwendet und erhalten. Sie lebte in ihren Erinnerungen, und war abgenutzt, völlig verbraucht und überflüſſig.“ — So lautete die Leichenrede für eine der hochgefeiertſten, reizendſten Sängerinnen ihrer Zeit.

Acht Tage ſpäter war Adrian Boieldieu außer Gefahr, und mit dieſem Gefühl der Geneſung zugleich traf ein Brief aus Paris ein, der die Nachricht vom Tode Mehul's und zugleich den Antrag enthielt, deſſen ehrenvolle und einträgliche Stellung am Pariſer Conſervatorium einzunehmen. Da war endlich der erſehnte Sonnenſchein, und unter ſeinem belebenden Einfluſſe kräftigte ſich Boieldieu's Körper und Geiſt, es trieb und regte ſich gewaltig in ihm.

Er reiſte nach Paris, wurde mit Jubel empfangen von ſeinen Freunden, dem edlen Cherubini an der Spitze, und in ſeine neue Stellung feierlich eingeführt. Ob Adrian Boieldieu Marion's Tod erfahren? Niemand weiß es, er hat ihren Namen nie mehr genannt. Aber ein Denkmal ſetzte er der Geliebten, ein koſtbares Denkmal, auf dem Grundſteine jenes einfachen lieben Liedchens, das Marion ſo zierlich trällerte; das unvergängliche Monument heißt: „la dame blanche“.

Welchen Enthuſiasmus dies Meiſterwerk nicht nur in Frankreich, ſondern in der ganzen Muſikwelt erregte, iſt bekannt; Boieldieu iſt durch dasſelbe in die Reihe der gröſßten Meiſter getreten. Die reiche Schöpfung blieb auch der Herzensliebling des Componiſten ſelbſt und ſein letztes bedeutendes Werk. In ſeiner Todesſtunde, am 9. October 1834, ſchien er ſich noch mit ihr zu beſchäftigen, denn man hörte ihn ganz leiſe die alte ſchottiſche Melodie anſtimmen, die für ſein Herz und ſeinen Ruhm ſo bedeutſam geworden, und ſeine Lippen lächelten dazu. Alle die Getreuen, die ſein Sterbelager umſtanden, hörten aber in demſelben Augenblicke wie ein wunderſüßes fernes Echo den lieblichen Refrain:



Der Tod der erſten Nachtigall.

In jener ſeligen, längſt entſchwundenen Zeit, wo die Erde Paradies genannt wurde und in üppiger unentweihter Herrlichkeit prangte, — eine Herrlichkeit, die uns nur dunkle, aber berauſchende Sagen ſchildern — durchzog ein Schwan die Fluthen eines reizenden See's. Die ſcheidende Sonne ſtreute Goldfunken auf den Waſſerſpiegel und tauchte das Gefieder des ſtolzen Vogels in blendendes Licht. Damals aber konnten die Schwäne ſingen; der liebe Gott hatte ihnen eine Stimme gegeben, voll, mächtig, erſchütternd, und das Morgen- und Abendlied eines Schwans war eine entzückende Andachtshymne

für die ganze Natur. Und ſo ſang auch der glänzendſte, ſtolzeſte aller Schwäne, von dem ich Euch jetzt erzählen will: die Wellen erzitterten in Wonne, die Sonne zögerte von hinnen zu gehen, des Mondes bleiches Angeſicht aber erhellte ſich immer mehr, auch einzelne Sternlein lauſchten ſelig dieſen unendlich bezaubernden Tönen. Verklärt blickten die Blumenaugen darein, die Bäume rauſchten in herzinniger Luſt, und die Engel, die damals noch jeden Abend leuchtend das Paradies durchzogen, jedes Geſchöpf Gottes anzuhauchen, damit es erquickenden Schlummer fände, ſchauten den Sänger an mit himmliſch lieben Augen. Dieſer aber verſtummte allmählich; ſtolze Freude wogte in ſeiner Bruſt, und hochmüthig triumphirend rief er aus: „Weſſen Stimme iſt wohl herrlicher, entzückender als die meine? Ich, ich allein bin der Gott im Reiche des Geſanges! Wer vermag ſich zu meſſen mit mir?“ — Tiefe Stille folgte dieſem Rufe; die Engelaugen aber trübten ſich und ihre lichten Geſtalten ſchwebten vorüber wie ſtille Seufzer. Die Blumen ſenkten die Köpfchen und flüſterten leiſe mit einander, unmuthig ſchüttelten die Bäume ihre Wipfel. Den Schwan, umgeben von ſchmachtenden bleichen Waſſerroſen, kümmerte das nicht: er ſenkte das Haupt und ſchlummerte ein.

Da bebten plötzlich wehmuthsvolle, unnennbar ſüße

Klänge durch die Luft und drangen in die Träume aller Blumen, vor Allem aber tief, tief in die Bruſt des ruhenden Sängers der Fluthen. Er vermochte nicht aufzublicken, eine nie gefühlte ſchmerzliche Wonne drückte ihm mit ſanfter Gewalt die Augen zu. Die Töne wurden lauter, das Singen mächtiger, es war eine Stimme, wie ſie der Schwan noch nie, nie vernommen, bald laut jauchzend in ſehnſuchtsvoller Luſt, bald klagend und ſchmerzbebend, daß das ſtolze Herz des Lauſchenden erzitterte. Wie ſelig und doch qualvoll war dieſe Nacht für den ruheloſen Fluthenkönig! Mit dem erſten Morgenſtrahle verſtummten aber die Zauberklänge: der Schwan ſchaute ſuchend umher: die Blumenaugen ſtanden in Thränen, die Vögel prieſen mit Freudengeſchrei die himmliſche Nachtſängerin, ſogar die ernſten Bäume waren in ſüßes Erinnern verloren. Zum erſten Male ertönte ungehört das Morgenlied des Schwans. Da zog Zorn, Schmerz, Neid und Haß in ſein wildes Herz; er ſchwamm dem Ufer zu, von welchem in der verwichenen Nacht die Töne herübergeſchwebt, und forſchte nach der zauberiſchen Sängerin. Vergebens! kein Vogel, keine Blume vermochte es ihm zu ſagen.

Da erblickte er einen blühenden Roſenbuſch, bethaut von hellen Thränen; „Sage mir, Du ſchöne Blumenkönigin,“ fragte er die Roſe, „haſt Du auch geträumt in

dieſer letzten Nacht von himmliſch ſüßen Klängen? Und kennſt Du die Bruſt, aus der dieſe Wunderquelle ſtrömte?“ — „„Ich kenne ſie,““ flüſterte die Roſe und erglühte heller; „„die Nachtigall ſang, die geſegnetſte, reinſte aller Sängerinnen, ſie, die ſtrahlende Königin der Tonwelt, ſie, die ich liebe wie die Sonne.““ — „Ach, ich ſinge ihr Lob mit Dir, Du Reizende!“ antwortete der Schwan, „aber mein Herz brennt vor Verlangen, ſie zu ſehen, ſie zu küſſen; König und Königin müſſen ſich ja lieben, ſüße Roſe. O, verkünde Du mit Deinen holden Lippen der Herrlichen, daß ich ſie liebe, daß ich ſie erwarte dieſe Nacht auf kryſtallenen Fluthen, auf kühlen Wellen, die der Mond küßt; Lotosblumen werden ihr entgegenduften, an des Königs Bruſt ſoll ſie ruhen, und ſelig vereint ziehen dann unſere Stimmen hinaus in die träumende Welt.“ — Die Roſe neigte tiefer das liebliche Haupt: „„O, daß ſie nicht folgte dem lockenden Rufe!““ hauchte ſie, „„mir ahnt Leid und Weh.““

Und die Nacht blickte mit tauſend ſtrahlenden Liebesaugen auf all' die unzähligen Reize der wunderſchönen Erde: der Schwan wiegte ſich blendender, königlicher denn je auf den goldig ſchimmernden Fluthen; ſeine wildbewegte Bruſt wogte, dunkel und unheimlich leuchteten ſeine Augen. Ein warmer Dufthauch, ein Engelslächeln ging durch die ganze Natur; da tönte es wie ſanfter

Flügelſchlag, und an das Herz des Schwans ſank die Nachtigall, die Königin des Geſanges. Verwundert ſchaute der König auf ſie herab: wie einfach war das graue Gewand, das ſie trug, wie klein und zart ihre Geſtalt; aber ihre Augen leuchteten wie zwei demantene Thränen, ein zauberiſches Gemiſch von feurig ſeliger Luſt und tiefem endloſen Leide. Als ſie ihn nun anblickte und, leiſe die Schwingen bewegend, in ihrer himmliſchen Tonſprache zu ihm redete, da erwachte der alte böſe Feind, Neid genannt, wieder mächtig in des Schwanes Bruſt: er erfaßte die Flatternde und zog ſie hinab tief in die kalten mitleidsloſen Wellen. Ein einziger herzzerſchneidender Klagelaut ertönte, und ſtille, ſchauerlich ſtille war's über dem Waſſer.

Die Leiche der Königin lag am andern Morgen am Ufer, im Schatten des treuen Roſenſtrauchs, der alle ſeine rothen Blätter über ſie geſtreut hatte und das düſtere Geheimniß ihres Todes mitnahm ins Grab. Zu dem ſtolzen Schwan aber trat ein Engel mit ernſtem Blicke und ſprach: „Dir und Deinem Geſchlechte ſei von dieſer Stunde an die göttliche Gabe des Geſanges genommen für alle Zeit!"

Und das Wort des Engels ging in Erfüllung. Die Nachtigallen wohnen ſtets an einſamen Waſſern und beweinen ſingend ihre erſte holde Königin; die

schönen glänzenden Fluthenkönige aber, die Schwäne, hören allnächtlich diesen Klagegesang und träumen von ihrem verlorenen Paradiese, wie wir armen Menschenkinder auch; doch nur in ihrer Todesstunde erfüllt sich das dunkle mächtige Verlangen ihrer Brust: die milde Segenshand des lieben ewigen Vaters da droben löst dann das Band ihrer Zunge, und wonnetrunken hauchen sie ihr stilles Leben aus in leisen wundersüßen Klängen.

Ach, auch unserem wundgedrückten getäuschten Herzen geht ja in den letzten bangen Erdenstündlein Paradiesesseligkeit auf: alle Fesseln fallen, die Seele jauchzt, blendender Lichtglanz strömt in unsere Augen, Himmelsmelodien dringen in unser Ohr, die bebenden Lippen versuchen sie nachzuhauchen, diese bezaubernden Gesänge, — so gehen wir ein in unser verlorenes heißersehntes Eden; — die Menschen aber nennen diese letzte tönende Verklärung Schwanengesang.

Eine Sylveſternacht.

„Auf Erden
Wird Mancher ſchon in ſeiner Jugend Greis
Und ſtirbt, eh' noch des Mannes Alter naht,
Nicht von der Wuth des blut'gen Kriegs getödtet.
. . . . . .
Dem Einen welkt, dem Andern bricht das Herz,
Und Letz'res iſt ein Uebel, das noch mehr
Dahinrafft, als im Buch des Schickſals ſtehen.
Weil's vielerlei Geſtalt und Namen trägt.“

Byron.

Für ein Herz, das irgend einen heimlichen Schmerz mit ſich herumträgt, für eine Seele, die viel erlitten und erfolglos gekämpft, für einen Menſchen, der einſam daſteht, gleichviel ob verſchuldet oder nicht, iſt gewiß der letzte Abend des Jahres der ſchwerſte. Wir bringen die eigenthümliche Sylveſterſtimmung, die ſich mit keiner andern vergleichen läßt, aus unſerer

Kindheit mit herüber, und das Andenken an die lieben grauen Locken des Vaters, und die sanften Augen der Mutter ist unzertrennlich vom Schlage der bedeutsamen zwölften Stunde. Aber mit diesen rührenden Bildern steigen auch zugleich die Erinnerungen an das Weh unseres ganzen vergangenen Lebens auf; alle gestorbenen Hoffnungen regen sich schmerzhaft zuckend in ihrem Grabe, alle unerfüllten Wünsche fordern laut und ungestüm Gewährung, längst vertrocknete Thränen fließen, längst vernarbte Wunden bluten wieder. Ein unerklärlicher Schauer durchbebt uns an der Schwelle des neuen Jahres, ein Schauer, der nicht zögert, uns im strahlenden Ballsaal, wie im traulichsten Kreise zu berühren; ein Hauch aus jener verhüllten Welt der Geister, für deren Mahnungen wir empfänglicher sind am Sylvesterabend, als sonst in irgend einer Stunde des Jahres.

Vielleicht waren es ähnliche Gedanken, die einen armen einsamen Musiker beschäftigten, der am letzten Abend des Jahres 1850 an seinem Schreibtisch saß; wenigstens schien jener Hauch, von dem wir eben redeten, erkaltend über seine Stirn und Wangen gezogen zu sein: sie waren so bleich und die Augen starrten wie erschreckt in die Leere. Arm nannte ich ihn, denn er war eben ein deutscher Operncomponist, hatte keine reichen Verwandten und keine hohen Gönner, ver-

ſtand es nicht, einem Theaterdirector zu ſchmeicheln und zweifelte an der Nothwendigkeit, gewiſſen muſikaliſchen Recenſenten demüthig den Hof zu machen. An dem Beifall des Publikums, ſo laut und herzlich er auch immer war, ſättigte ſich zwar ſein Herz, damit mußte er ſich aber auch begnügen. Wie Vielen bereitete ſeine kunſtloſe, heitere, friſche Muſik wahrhaft frohe Stunden; noch Keiner von den Vielen aber hatte für eine frohe Stunde des Componiſten geſorgt, an ihn, an ſein Leben dachte Niemand; man rief ſeinen Namen nach Beendigung der Oper und wähnte, man habe genug gethan.

Er war jetzt recht ernſt, der Einſame; die feinen Züge trugen den Ausdruck tiefer, aber geduldiger Schwermuth. Die blauen Augen, denen man noch zuweilen anſah, daß ſie gern und oft gelacht trotz aller Noth, ſie blickten noch jung, das Haar war noch ſchwarz, die vielen feinen Fältchen auf der Stirn und um den Mund hatte alſo nicht die ſanfte Hand der Zeit dort eingegraben, ſondern die harte, unbarmherzige des Kummers. Die ſchlanke, faſt zierliche Geſtalt war von mittlerer Größe und leicht und anmuthig in ihren Bewegungen.

Das breite altmodiſche Schreibpult, außer einem kleinen Piano das einzige bedeutende Möbel des großen ungemüthlichen Arbeitszimmers, war beſäet mit Notenblättern, angefangenen Briefen, Partituren, Clavieraus-

zügen, und mitten darauf ſtand eine grüne Schirmlampe, die ein trübes unruhiges Licht auf ein aufgeſchlagenes Buch warf. Es waren T. A. Hoffmann's „Lichte Stunden eines wahnſinnigen Muſikers“.

Die kleine Wanduhr zeigte faſt Mitternacht. Der Leſende erhob ſich und ſchob das Buch von ſich.

„Hoffmann! alter Capellmeiſter! Du verſtehſt zwar das alte Leid Deiner Zunft, Du haſt Dich gequält, gekränkt wie wir, aber zu tröſten weiſt Du nicht! Du wirbelſt die Verzweiflungsgedanken und den Lebensüberdruß erſt recht auf, Du zerdrückſt das Herz und umſchleierſt den Blick! Dämoniſch biſt Du durch und durch in Deinen Büchern, wie in Deiner Muſik, und doch wollte ich, daß ich Dich gekannt hätte!“

— „Luft! Luft! Clavigo! Wie mich das Zimmer drückt! Es graut mir vor Allem, vor dem Tiſch, vor der alten unruhigen Uhr, vor dem ſchwarzen ſeltſamen Ofen, ja ich glaube, vor mir ſelber! Du allein trägſt daran die Schuld, Theodor Amadeus! Ich muß die Erinnerung an Dich verſcheuchen; ein Gang auf die Straße, ein Athemzug in friſcher Winterluft wird allen Spuk verbannen. Hinaus alſo! In dem großen Berlin, wo ich als Kind ſo oft Fremden ein „Proſit Neujahr!“ zugejubelt, will ich mir auch einmal von Fremden den erſten Gruß holen; — vielleicht bringt der Glück!“

seufzte er schmerzlich auf. „Meine Lieben und Freunde haben mir's bis jetzt vergeblich gewünscht, man muß es anders versuchen! Frau und Kinder schlummern, Gott segne sie!“ Vorsichtig löschte er die Lampe, öffnete und schloß die Thür seines Zimmers leise, stieg langsam die Treppenstufen hinunter, fand die Hausthür offen und gelangte auf die Straße. Mechanisch schlenderte er vorwärts, unbekümmert um den Weg. Bald stand er auf dem Gensdarmenmarkt; es war sehr still überall, nirgends die Vorzeichen eines ausbrechenden Neujahrsjubels. Er bog in eine benachbarte Straße ein. Aus dem Erdgeschosse eines gegenüberstehenden Eckhauses, als berühmte und vielbesuchte Weinstube ihm bekannt, blendete ein schmaler greller Lichtstreifen sein Auge, der durch die zugezogenen Jalousien auf das Pflaster fiel und von dem frohen Leben ahnen ließ, welches sich hinter denselben noch regen mochte. Eben kam, in Hast, wie es schien, ein kleines mageres Männchen die steinernen Treppenstufen vor der Hausthür herunter und trat rasch dem Ankommenden in den Weg.

„Treten Sie gefälligst herein, lieber Musikdirector!“ sagte er in schneller und scharfer Sprechweise; „ich weiß, Sie wünschen mich kennen zu lernen; ich habe auch schon viel und gerne an Sie gedacht. Lassen Sie uns ein frohes Neujahr mit einander feiern, ich sitze da drinnen“

— hier wies er auf das erleuchtete Fenster — „ganz ungestört und behaglich mit meinen Kindern und Lieblingen. Sie haben mir noch gefehlt: erlauben Sie, daß ich mich Ihnen als den Capellmeister Kreisler oder Theodor Amadeus Hoffmann vorstelle, — wie Sie wollen."

Der Angeredete griff an seine Stirn, athmete tief und murmelte endlich: „„Entweder bin ich wahnsinnig oder im Traume. Um Verzeihung, sind Sie denn nicht längst begraben?"".

„Für Manche nur, für Manche, für Auserwählte aber nicht!" lachte das Männchen, und sie gingen durch die Hausflur und traten in ein Zimmer, das man durch eine niedrige, seltsam gezackte Wand in zwei Theile getheilt hatte; in dem ersten war ein reich. besetztes Büffet aufgestellt. Das dritte Zimmer war voller Menschen. Auf den schweren plumpen Holzstühlen mit hohen Lehnen saßen, nachlässig zurückgebogen, die reizendsten üppigsten Frauenbilder mit wunderschönen Augen, und neben ihnen standen oder lehnten an den großen, mit grüner Wachsleinwand bezogenen Tischen die fratzenhaftesten Männer, scheußlich verzerrte Gesichter, krüppelhafte Leiber. Andere wunderliebliche Geschöpfe mit blendenden Nacken, alterthümlichen Schleppen und Schleiern hingen an den Armen finsterblickender Männergestalten in fremden Trachten;

ein bezauberndes Mädchen wandelte, umschlungen von einem blondgelockten, altdeutsch gekleideten Jünglinge, lächelnd auf und nieder. Gewänder aus uralten Zeiten und moderne Atlaskleider, das Wams mit seidenen Puffen und der Frack gingen neben einander her, Gegenwart und Vergangenheit, Alles wirbelte bunt durch einander und verschmolz in Eins.

Und mitten unter Allen bewegte sich mit unglaublicher Lebendigkeit der sonderbare kleine Mann, der sich Kreisler genannt. Sein Kopf schien zu groß für den schmalen kurzen Körper, weil eine Fülle dichter dunkler Haare borstenartig emporgesträubt von allen Seiten abstand. Das Gesicht war häßlich, der Mund mit den schmalen Lippen fest zusammengekniffen, mit einem Zuge bittern Spottes in den Winkeln, die Augen bald stechend klug aufblitzend, bald eigenthümlich abwesend, die Redeweise kurz, abgestoßen und doch nicht ohne Wärme. Alle die Männer und Frauen sprachen ihn an, nickten und lächelten ihm zu, bald vertraulich scherzend, bald ehrerbietig, bald leidenschaftlich zärtlich; man nannte ihn „Capellmeister", „Kammergerichtsrath", „Freund", ja sogar „Geliebter". Er grüßte Alle freundlich, zog den neuen Freund bei Seite und sagte eigenthümlich lächelnd: „Das sind nun meine Herzenslieblinge, Kinder, besten Bekannten, Diener; ich habe sie Alle lieb, so schlimm auch

einige von ihnen aussehen. Das prächtige Frauenbild dort im weißen Atlas ist meine „Julia“. Giebt es vollere Schultern, schönere Arme, weißere Hände? Können dunkle Augen feuriger glühen, zärtlicher schmachten? Gegen ihre Schönheit verschwindet sogar die Herrlichkeit der stolzen „Prinzessin Brambilla“ da drüben im rothen Sammetmantel und Federhütlein, und die verführerische „Serpentina“, die dort mit ihrem „Studenten Anselmus“ lustwandelt, darf sich kaum mit ihr messen. Wie der düstere Mann, „der Magnetiseur“, sie mit brennenden Augen begehrlich anschaut, er will sie zu sich ziehen, allmählich, aber um so fester, doch widersteht sie seiner Gewalt; ich weiß es, er erringt das köstliche Weib nimmermehr! Sehen Sie wohl den „Daniel“, den armen Burschen? Er kann das Winseln und Scharren an der Wand selbst hier nicht lassen; wie er die abgenutzten zerbrochenen Nägel verzweifelnd in die grüne Tapete setzt! Unseliger Schelm, er findet nirgends Ruhe! Da im Winkel, sehen Sie lieber gar nicht hin, sitzt der unheimlichste von Allen, der „Sandmann“, vor dem sich nicht allein die Kinder fürchten möchten! Die schöne „Automatenjungfrau“ steht vor ihm, das Uhrwerk schnarrt schon, ich wette, sie will ihn zum Tanze aufziehen; hu, welch' grausiges Paar!“ Und er lachte wild und gellend auf; den Zuhörer aber durchfuhr es eisig, es war ihm, als rühre

der Tod an ſein Herz, und er wurde bleicher und wandte ſich faſt mechaniſch dem Ausgange zu, um zu fliehen.

Da ergriff der wunderliche Mann feſt ſeine Hand, und ihm faſt liebevoll ins Geſicht ſehend, ſagte er weich: „Genug des tollen Geſchwätzes, nun ein Wort aus dem Herzen zum Herzen. Kommt mit mir in das letzte Zimmer, da habe ich vor alten Zeiten ſo oft und fröhlich geſeſſen mit meinem Devrient, Hitzig und dem ſanften Weisflog. Dort plaudert ſich's am beſten. Wir müſſen trinken, reden, offen gegen einander ſein. Keine Kunſt auf Erden verbindet ja raſcher, feſter, heiliger, als die Tonkunſt. Wir Muſikanten allein verſtehen aus vollem, heißem Herzen zu ſingen:

„Seid umſchlungen Millionen!
Dieſen Kuß der ganzen Welt!“

Wer denkt dabei nicht an die neunte Symphonie? Schiller, der Begeiſterte, hat nur die Lebenden umfaßt, Beethoven aber Lebende und Todte. Der erſte Tact des Chorus: „Freude ſchöner Götterfunken“, pocht an die Pforten der Gräber. — Champagner her!“

Kaum war dieſer Ruf verhallt, ſo ſtanden auch ſchon zwei wunderlich geformte hohe Gläſer vor den beiden Männern, die ſich an den Tiſch geſetzt hatten, und in ihnen perlte der köſtlichſte, ruheloſeſte aller Weine.

Noch hatte der Muſiker aus dem ſtillen Stübchen

kein Wort geredet, noch war ihm die Bruſt wie zuſammengeſchnürt und ſeine Augen brannten; kaum aber war der erſte Zug aus dem Glaſe über ſeine Lippen geglitten, als der Bann von ihm genommen wurde und die bange Scheu einer ſanften Freundlichkeit wich.

„„Wißt Ihr, mein freundlicher Wirth, denn wirklich Etwas von mir, daß Ihr mich ſo wohl aufnehmt?““ fragte er.

„Verdient der Componiſt des „Czaar und Zimmermann“, der „Undine“, des „Wildſchütz“ und anderer allerliebſter Sachen, verdient der brave, lebensmuthige, gemüthvolle Lortzing etwa eine ſchlechtere Aufnahme?“ lautete die Antwort.

„„Ah, Sie kennen alſo meine Werke? Nun dann kennen Sie mich auch ganz!““ ſagte der Muſikdirector und ein ſtrahlendes Lächeln flog über ſeine Züge, und in dieſem Augenblicke erſchienen die Schläfe nicht mehr eingeſunken und die Wangen nicht mehr bleich. Und es brach das Eis der ſchüchternen Zurückhaltung vor der Wärme des Blicks und Händedrucks ſeines ſeltſamen Freundes, und während leiſe und berauſchend, wie aus weiter Ferne eine Muſik ertönte, wie ſie das Ohr des Muſikers noch nie gehört, glitt über die feinen Lippen eine Erzählung, ſchlicht und einfach wie ſein ganzes Selbſt, eine rührende Beichte, eine lange Dornenguirlande von Noth,

Kummer, Kränkungen und Thränen, eine jener alten und doch ewig neuen Mollvariationen auf das beliebte Thema: „res severa est verum gaudium“. Hier und da war wohl unter all' den ſtechenden Schmerzen ein kleines blaſſes Blümchen der Freude mit eingeflochten, und es war ergreifend, wie die gedrückte Seele, die da beichtete, immer davor ſo lange verweilte, aber von den Qualen ſprach, als ob ſie raſch und längſt vergangen. Es war der erſchütternde Erguß eines verſchwiegenen kindlichen Herzens, das bei allen Stößen und Schlägen eines harten, ungerechten Geſchicks feſt an einem Troſte gehalten: an Gott. Dies Herz hatte redlich geſtrebt und gehofft, wo Andere längſt ſolchem ſchweren Leben erlagen, hatte an die Menſchen geglaubt, wo Andere in bitterer Verzweiflung gehöhnt, hatte ſeine Muſika geliebt und ihr gedient, wo Andere längſt den Muth zum Lieben und Dienen verloren. Das Bildniß der heiligen Cäcilia hatte dies arme Lebensſchiff nicht vor Klippen und Stürmen bewahrt, ſo inbrünſtig die Gebete des Schiffers auch darum gefleht. Und ſo nach 38 Jahren war dem Kämpfenden ein Plätzchen geworden, eine traurige Sandbank, auf der er eben vor Hunger geſchützt war mit ſeinen Lieben, mit Weib und Kindern, für die er ſein Herzblut tauſend Mal zu opfern bereit geweſen. „„Man nennt mich jetzt auch Capellmeiſter,““ ſchloß

er mit wehmüthigem Lächeln, „„also darf ich wohl nicht mehr klagen!““

„Du gutmüthige Seele!“ rief der Andere mit sonderbarem Gesichtszucken, das eine tiefe Rührung verbergen sollte, „Du hast viel Geduld gehabt, aber Du hast nun ferner keine mehr nöthig! In dem Buche meines bunten Lebens standen auch mit großen Buchstaben die Worte: Noth und Kränkung; ich habe mich aber mit Händen und Füßen gewehrt, diese Worte lesen zu lernen; freilich half's nichts, doch es erleichtert das Herz, wenn man um sich schlägt und sich nicht nur schlagen läßt. Bamberg, Leipzig, Dresden sind mir unvergeßlich; da habe ich wahrlich nicht auf Rosen gelegen, und meine Oper, meine Undine, auf die ich stolz war, ist unter tausend Schmerzen geboren. Jetzt bin ich in einer sehr sorgenlosen Lage,“ — hier kam wieder das unheimliche Lachen, — „das gestehe ich gern. Da kann ich denn nicht lassen, zuweilen nachzusehen, ob irgend einer guten bedrängten Seele aus der weitverbreiteten Zunft der Musiker zu rathen oder zu helfen sei, und in der Sylvesternacht komme ich am liebsten, da findet man die Herzen unverschleierter als sonst, und die Lippen redseliger. Du Bruderherz, hast mir schon lange herzinnig leid gethan; es macht mich recht froh, daß ich Dich einmal finden und sprechen durfte. Ich weiß eine bessere Stelle für Dich,

nur darf ich noch nicht verrathen wo, allein Du wirſt zufrieden ſein. Du findeſt Collegen da, die Dich und Dein redliches Schaffen nicht von oben herab betrachteten, und Orcheſter, wie Du noch keines dirigirt, trotz Leipzig, Wien und Berlin. Haſt Du aber auch Luſt und Muth genug, den ganzen Kram hier über den Haufen zu werfen und bald einzutreten?“

„„Wenn dadurch zugleich den Meinen geholfen wird, dann in Gottes Namen, je eher je lieber!““

„Topp! die Hand darauf und angeſtoßen! Frohes Neujahr, Bruderherz!“

Der erſte Schlag der Mitternachtsſtunde dröhnte von den Thürmen Berlins herab, die Gläſer klangen hart an einander; Lortzing's Glas zerſprang. — Er fuhr auf; da riefen liebevolle bekannte Stimmen ihm zärtlich zu: „Glück zum neuen Jahr!“ Gattin und Kinder umringten ihn. Der Staunende rieb ſich die Augen, er ſaß in ſeinem kalten Arbeitszimmer, die Lampe kämpfte zuckend und verlöſchend. — Albert Lortzing hatte geträumt. Aber ein ſeltſam geformtes zerſprungenes hohes Glas ſtand neben den aufgeſchlagenen „lichten Stunden eines wahnſinnigen Muſikers“, ein Glas, das er auf dem Tiſche in der Weinſtube dieſe Nacht geſehen zu haben ſich erinnerte, und das er im Andenken an ſeinen Traum heftig bewegt verſchloß.

Hat der Capellmeiſter Kreisler Wort gehalten? Ja, denn zwanzig Tage nach jenem feierlichen Verſprechen erfolgte eine noch feierlichere Berufung. Am 20. Januar 1851 ging Albert Lortzing lächelnd und ohne Klage in den Himmel ein, um Mozart, Haydn, Beethoven und unzähligen andern geliebten und gefeierten Muſikern von der kleinen Welt zu erzählen, auf der noch immer bis zum heutigen Tage dem armen Muſiker ſelten eine andere Verherrlichung zu Theil wird, als jener pomphafte „Nachruf", von dem er nichts mehr hört; er ging, um ihnen von jener Erde zu erzählen, die noch immer ihren beſten Söhnen nur ein ſorgenloſes, friedensvolles Aſyl gewährt: das Grab!

Domenico Cimarosa.

Seit Jahren war die berühmte Wiener Oper nicht ſo beſucht geweſen als am vorletzten Novemberabend des Jahres 1791. Nicht nur Alles, was auf Rang, Schönheit und Reichthum Anſpruch machen konnte, ſchimmerte in Logen und Parquet, nein, auch

mancher Aermere hatte, so sauer es ihm vielleicht geworden, sein Scherflein diesmal auf den Altar der Kunst niedergelegt, denn Parterre und obere Gallerien waren fast überfüllt zu nennen. Das große Haus bot eine anziehende, wenngleich wehmüthige Mischung dar von blühenden lieblichen Gesichtern, auf deren Stirn der Genius des Glücks seine leuchtenden Schutzworte geschrieben, und bleichen durchfurchten Zügen, die des Kummers Hand gezeichnet, von Gaze, Seide, Sammet und dürftigen Gewändern, von ausgesuchtester parfümirter Eleganz, hausbackner Bürgerlichkeit und verschämter Armuth. Man flüsterte sich zu, daß auch Kaiser Leopold mit glänzendem Gefolge zu erscheinen verheißen, und ließ die Blicke abwechselnd erwartungvoll von dem Vorhang der Bühne zu den niederhängenden Sammetteppichen der kaiserlichen Loge hin und her schweifen. — Aber was war es denn, das Arme wie Reiche mit solcher Gewalt in diese Räume gezogen? Welchem Kunstwerk oder welcher Erscheinung galt diese ungewöhnliche Spannung, die sich deutlich in Mienen und Bewegungen kund gab?

Es sollte eine neue Oper aufgeführt werden, und zwar von einem ganz fremden Meister, Cimarosa mit Namen, den der Kaiser direct aus Italien verschrieben und zum Capellmeister ernannt hatte. Die heimliche Ehe, „il matrimonio segreto“, hieß das neueste Werk,

das ſo eben zur Darſtellung kommen ſollte. Am Hofe nannte man den Componiſten den größten aller lebenden Meiſter, größer als den Wiener Mozart, und das eben war's, was das Volk nicht glauben konnte und wollte: es mußte ſich nothwendig ſelbſt überzeugen. Von dem Wolfgang Amadeus konnte nun einmal kein echtes Wiener Kind laſſen, da mußte Jeder ſelbſt hören und richten, ob ein hergelaufener Welſcher im Stande ſein könnte, den Ruhm des allgemeinen Lieblings zu ſchmälern. Das Volk kannte und ehrte ſeine Muſik-Heroen: den Namen des großen Gluck trug es wie einen brillantenen Orden auf der Bruſt, Haydn wie einen köſtlichen Blumenſtrauß in der Hand, aber den lieben fröhlichen Mozart tief und feſt im Herzen wie eine erſte Liebe; wo war da noch Platz für einen Fremden?

Der Kaiſer erſchien; die frühlingsfriſche Ouvertüre wehte und klang durch das Haus, der Vorhang rollte empor. Als die niedliche Carolina mit ihrem Heimlich-Vermählten auftrat und Beide ein reizendes Duo: „cara", „caro", „non dubitar", voll Schelmerei und Zärtlichkeit ſangen, hatte gar Mancher, ſeltſamer Weiſe, ſchon ſeine böſen Gedanken vergeſſen und manche ernſte Stirn ſich erhellt. Als aber die Muſik, lieblich fortplätſchernd wie ein heller Waldbach, gar den komiſchen geldſtolzen Prahlhans, den Papa Geromio, hertrug,

der ſeine Freude über den zu hoffenden gräflichen Schwiegerſohn in der prächtigen Arie: „Udite, tutte udite“ in die Welt hinausſchreit, als die verliebte Tante Fidalma erſchien „ma, con un marito, via meglio si sta,“ die ſchnippiſche Eliſetta, die gern Gräfin werden möchte, und der joviale Conte, da flog es wie Sonnenſchein über alle Geſichter, da lächelte mancher Mund, der längſt kein Lächeln mehr kannte, da drückte wohl einer der verſtocktesten Mozartianer dem andern die Hand, wortlos, aber ſichtlich zufrieden. Es war jedem, als habe er ein Stückchen Mozart geſehen.

In keinem Antlitz aber ſpiegelte ſich die hinreißende fröhliche Grazie dieſer Muſik deutlicher wieder, als in dem Antlitz eines kleinen ſchlanken, grau gekleideten Mannes, der ganz im Winkel einer Seitenloge ſaß und jeder Arie, jedem Enſemble, jedem Ton mit einer faſt leidenſchaftlichen Theilnahme folgte. Er ſang und ſpielte mit, aber nur mit den Augen und durch die Augen. Als die Oper beendet war, und der Kaiſer ſelbſt das Signal zu einem Beifall gegeben, der nicht aufhören wollte, ſchlug Niemand eifriger und freudiger in die Hände, als der bleiche Hörer in der Seitenloge. — Die allerhöchſten Herrſchaften kehrten endlich ins Schloß zurück, die Menſchenmenge verlief ſich, fuhr oder ging nach Hauſe, und die lebhafteſten Muſikfreunde ſagten einander: „wahrhaftig, dieſer

Italiener verdiente ein jüngerer Bruder unſeres Wolfgang Amadeus zu ſein!“

Cimaroſa ſelbſt war einer der Letzten, die das Haus verließen. Ermüdet, wie berauſcht von dem Erlebten, ſchlenderte er langſam dem Ausgange zu, als plötzlich in einem Corridor, den eine ſterbende Lampe matt und zuckend erhellte, zwei Arme ihn umſchlangen und ein weicher Mund ſich heftig und zärtlich auf den ſeinen drückte: der kleine Mann aus der Seitenloge hing an ſeinem Halſe. — Der Italiener ſchob den Enthuſiaſten ſanft von ſich und verſuchte in gebrochenem Deutſch die Frage, ob er ſich nicht irre.

„Nein!“ lautete die lachende Entgegnung. „Dieſer Kuß galt Eurer Muſik, und da ich ſie ſelbſt leider nicht küſſen kann, ſo bekommt Ihr die Umarmung. Ich bin auch ſo ein Stückchen Muſiker und es iſt mir, als wäre dieſe warme luſtige Muſik aus mir ſelber gefloſſen, ſo ganz aus der Seele iſt ſie mir geſchrieben!“

„„Wie heißt Ihr denn?““ fragte der neue Capellmeiſter und zog den Grauen hinaus auf die Straße unter die nächſte Laterne und ſah dort in ein blaſſes Geſicht und in ein Paar wunderbare Augen.

„Davon nachher!“ antwortete der Befragte; „jetzt zuerſt in das nächſte Weinhaus, dort bei einem Glaſe Glühweins müßt Ihr mir zunächſt von Euch und Eurem

matrimonio segreto erzählen!“ — Und die Einführungsworte des Conte: „senza senza ceremonie —“ trällernd, zog er den Italiener in ein hellerleuchtetes Haus, und ehe zehn Minuten vergangen, ſaßen die Beiden, die einander vor einigen Stunden noch nie geſehen, wie zwei langjährige vertraute Freunde mit verſchlungenen Händen in einem behaglichen Cabinette und vor ihnen, auf dem Tiſche, dampfte eine mächtige Bowle Punſch.

Wie ſie ſo da ſaßen, lachend, trinkend, ſich immer mehr erregend, hätte man ſie faſt für Brüder halten können. Der Italiener hatte, wie der Deutſche, ein feines, offnes Geſicht, eine bedeutende Stirn, einen vollen anmuthigen Mund und trug das Haar ſo ſorgfältig gepudert wie ſein Nachbar. Auch waren Beide faſt von gleicher Größe und gleicher Lebhaftigkeit der Bewegungen. In den Augen aber lag die Verſchiedenheit dieſer beiden Menſchen. Cimarosa's ſchwarze Augen erinnerten an die Nächte ſeines Vaterlandes: dieſelbe Gluth, dieſelbe eigenthümliche Klarheit, derſelbe aufregende Zauber. Die Augen des kleinen grauen Mannes waren blau. — Nun läßt aber der liebe Gott zum Troſte der armen Menſchheit von Uralters her dann und wann Augen aufgehen, die an unſere Herzen klopfen, wenn wir ihnen begegnen, wie die Sonne an die Memnonsſäule; ſie wecken uns, d. h. Alles was warm, gut und edel iſt in unſerer Bruſt,

und ziehen es ans Licht. Und es ſingt und klingt in unſeren Herzen wie nie zuvor, wir fühlen uns reich und ſelig. — Gebenedeit das Menſchenkind, dem der Himmel ſolche Augen ſchenkt, glücklich das Weſen, das in ſolche Augen ſchauen darf! Der kleine graue Mann nun hatte eben dieſe Wunderaugen. Cimaroſa war ihm gegenüber mitten in ſeiner Lebensgeſchichte, das Herz ging ihm auf in der Nähe dieſes Mannes, deſſen Namen er nicht einmal kannte, er mußte ihm Alles ſagen, und je länger er redete, deſto geläufiger ſprach er, deſto wohler und freier wurde ihm ums Herz. Den Inhalt ſeiner oft in einer gar komiſchen Miſchung von Italieniſch, Franzöſiſch und Deutſch vorgetragenen Erzählung geben wir in möglichſter Kürze wieder.

Wer könnte wohl ahnen, daß ſich in dem neckiſchen „matrimonio segreto“, in dieſer echten „opera buffa“ eine der ſchmerzhafteſten Jugenderinnerungen des Componiſten verſteckt, daß ſie einen Namen feiert und nennt, der mit blutigen Zügen in ſeinem Herzen ſteht? Die reizende ſchalkhafte Muſik liegt darüber hingebreitet wie friſche Roſen über — einen Grabhügel.

Domenico Cimaroſa war der Sohn eines armen Schuſters in Neapel und wurde im Jahre 1753 geboren. Seine Kindheit verfloß trotz der mannigfachſten Entbehrungen ſanft und freundlich, treue Mutteraugen wachten

über ſein junges Leben und das bezaubernde Vaterland hatte ſeinen lachenden Himmel, ſeine goldenen Früchte, ſeinen langen Frühling und kurzen Winter nicht bloß für die Reichen. Erſt als die zärtliche Pflegerin ihr Haupt auf das ewige Schlummerkiſſen gelegt, begann eine ſchwere Zeit für Domenico. Der kränkliche Vater beſtimmte ſeinen Sohn Anfangs zum Schuhmacherhandwerk; da ſich der Knabe aber bei dieſer Beſchäftigung über die Maßen linkiſch und läſſig anſtellte, ſo wurde er in ſeinem vierzehnten Jahre zu einem reichen Bäcker in die Lehre gethan. Ausgezeichnet durch eine auffallende Schönheit benutzte ihn ſein geiziger Meiſter Geromio anfangs nur dazu, Bäckerwaaren auf den Straßen feil zu bieten, wo das bildhübſche Geſicht des Knaben gar manchen Käufer und noch mehr Käuferinnen anzog. Da aber Domenico bei jeder Guitarre oder Drehorgel ſtehen blieb, die ſich hören ließ, und jedem Fiedler oder Sänger nachlief und ſich um Korb oder Käufer dann gar nicht kümmerte, ſo wurde ihm dieſes Geſchäft wieder abgenommen und man benutzte ihn zu einigen leichten Dienſtleiſtungen im Hauſe. Später mußte er den vornehmſten Kunden, die in der Nähe wohnten, in den Morgenſtunden das beſtellte feine Backwerk in die Häuſer tragen. Dabei fiel es aber bald dem Meiſter auf, daß Domenico ungewöhnlich lange auszubleiben pflegte; weil er aber die Waaren ſtets richtig

ablieferte, wie das zurückgebrachte Geld bewies, ſo ſagte Geromio kein Wort, aber nahm ſich vor, ſeinem Lehrling nachzuſpüren.

Es war an einem Februartage, wo der Frühling in Italien das lieblichſte Geſicht zeigt, als der dicke Bäckermeiſter mit ſehr ſaurer Miene keuchend ſeinem ſchnellfüßigen Burſchen nachſchlich. Domenico bog in die nächſte Straße; dort wartete ein großer zerlumpter Junge auf ihn, dem er mit den Worten: „da, Giacomo, verkaufe gut und bringe das Geld richtig!“ den Korb mit Waaren und ſein eignes Frühſtück übergab. Der Angeredete trabte fort, Domenico ſprang die Treppe des erſten etwas vorſpringenden Hauſes hinauf und verſchwand. Blauroth vor Zorn folgte der Meiſter. Schon unten im Hausflur ſchallte ihm der Silberton einer jungen Weiberſtimme entgegen.

„Wer wohnt hier?“ fragte er mit mühſam errungener Faſſung einen am Eingang lehnenden Lazzarone.

„„Signor Aprile, der berühmte Sänger!““ lautete die Antwort.

Und ſo war es auch. Trotz der für einen Italiener frühen Morgenſtunde unterrichtete der Liebling und Stolz Neapels, der hinreißende Sänger Guiſeppe Aprile, eine junge reiche Dame, die Liebe genug zur Kunſt beſaß, um alltäglich um dieſe Zeit mit ihrer Tante, der

ältlichen Conteſſe Fidalma, ihre reizende Villa vor dem ſüdlichen Thore der Stadt zu verlaſſen und bei dem berühmteſten Meiſter und geſuchteſten Lehrer die Kunſt des Geſanges zu erlernen. Die junge Conteſſa war kaum 14 Jahre alt, halb Knospe, halb Roſe, wunderſchön und fröhlichen Sinnes. Elternlos und, wie es ſchien, unumſchränkte Herrin ihres Vermögens, wurde ſie umlagert von Anbetern aller Art, an denen ſie aber lachend vorüber flatterte. Nur ein entfernter Verwandter von ihr, ein junger ſteifer Conte aus einer der älteſten Adelsfamilien Italiens, durfte ſich der Auszeichnung rühmen, an jedem Tage auf einige Minuten von der reizenden Carolina empfangen zu werden, welche Zeit er gewiſſenhaft dazu benutzte, ihr die Hand zu küſſen und einen rieſenhaften Blumenſtrauß zu überreichen. Selbſt dieſe wenigen Minuten dünkten jedoch der jungen Conteſſa eine Ewigkeit, denn ſie ließ ſich in ihren Spielen und Scherzen mit ihrer niedlichen Cameriera Eliſetta nur ungern unterbrechen. Sie trieb ſich mit der Zoſe in dem Garten herum, wagte Abends in den mannigfaltigſten Verkleidungen ſich zuweilen auf die Straßen, natürlich nur in Begleitung ihrer Vertrauten und eines Dieners, und war doch furchtſam wie ein Kind, wenn ſie eine rauhe Stimme nur von Weitem hörte. Tante Fidalma ließ ihrem Liebling in allen Stücken freien Lauf, lachte über Carolina's

Poſſen und tolle Streiche, fand Alles, was ſie trieb, allerliebſt und originell, und meinte, ſie würde ſich ſchon austoben und einfangen laſſen. Mit der größten Bereitwilligkeit ſorgte ſie für die Unterhaltung der verſchiedenen artigen Cavalieri, die nicht müde wurden, immer und immer wieder einen Anlauf zu verſuchen auf das Herz des wilden Mädchens, und fand nebenbei noch Zeit, für ihre eigne Zukunft zu ſorgen. An *ihr* lag es nicht, daß ſie nicht ſchon längſt an der Hand des Einen oder Andern vor dem Altare das ſüß bindende „Ja“ ausgeſprochen.

Carolina liebte ihre Tante wie ſie eben Alles liebte, was ihr nicht hindernd in den Weg trat: ſie war ihr nicht unangenehm; zu *imponiren* verſtand ihr aber nur *eine* Perſon und das war ihr Lehrer Aprile.

Dieſes anmuthigſte aller weiblichen Geſchöpfe war es, das Domenico Cimaroſa jeden Morgen ſeit vier Monaten ſingen, trillern und ſolfeggiren hörte. Er lag dabei auf den Knien vor der Thür dicht an der letzten Treppenſtufe, mit dem Kopfe feſt an den Thürpfoſten gedrückt, das Ohr an die Ritze gelegt, und rührte und regte ſich nicht. Erſt wenn der heftige Ruck eines Seſſels ihm das Zeichen gab, daß der Meiſter ſich erhoben, um die Lehrſtunde zu beenden, ſprang er auf, ſtürzte die Treppe hinunter auf die Straße und wartete hinter einer

vorſpringenden Säule bis der Wagen der Gräfinnen heranbrauſte, anhielt, das hellblauſeidne Kleid rauſchte, der kleine Fuß im ſchwarzen Atlasſchuh ſich auf den Tritt des Wagens ſetzte und das hold erglühte Antlitz ſich noch einmal grüßend zu den Fenſtern des Lehrers wandte. Die Roſſe zogen an, Domenico ging. Träumeriſch ſchlenderte er bis an die nächſte Ecke, wo Giacomo geduldig ſeiner harrte; träumeriſch nahm er Korb und Geld, ohne nachzuzählen, und ging zurück in das Haus ſeines Meiſters.

Soweit aber kam er an jenem Februartage nicht, der arme Schelm. Meiſter Geromio hatte keine Veranlaſſung ſo lange zu warten mit ſeinem Strafgericht. Kaum ſah er, leiſe wie ein raubgieriger Kater die Treppe hinaufſchleichend, ſeinen knienden Lehrling, als er wie ein Wahnſinniger auf ihn losſprang und ihm einen ſolchen Schlag verſetzte, daß Domenico mit aller Schwere gegen die Thür fiel, dieſe aufſprang und der junge Schwärmer gerade bis vor die Füße der Gräfin Carolina hinrollte. Es mochte ein wunderliches Bild geweſen ſein, dieſe Scene, die den Grundſtein legte zu der künſtleriſchen Laufbahn des jungen Menſchen. Aprile, hoch aufgerichtet, Entrüſtung im edel geſchnittenen Antlitz, Conteſſe Fidalma mit gellendem Schrei ohnmächtig in den tiefen Polſterſtuhl zurückſinkend, aber nicht ohne vorher einen prüfenden Blick auf die Falten ihrer gelben Damaſtrobe

geworfen zu haben; Carolina etwas bleich, aber doch freundlich herabgebeugt zu dem bildschönen Jüngling, der jetzt vor ihr auf den Knien lag; den effectvollen Hintergrund bildete die breite Gestalt und das wuthentstellte Gesicht des Bäckermeisters Geromio. Und als der Bäcker-Lehrling in wahrhaft begeisterten Worten von der tiefen Sehnsucht seines Herzens sprach, von der Sehnsucht, ein Musiker zu werden, als er dem Meister Aprile als geringster Diener zu dienen gelobte, wenn er nur dann und wann singen und spielen hören dürfe, da widerstand der Sänger nicht länger. Nach einer kurzen leisen Unterredung mit seiner Schülerin kaufte Aprile den jungen Cimarosa dem Bäcker in aller Form ab. Carolina erröthete sehr, als der feueräugige Befreite ihr mit dem Anstand eines Cavaliers die Hand küßte, und Fidalma, die es für angemessen fand, in diesem Augenblicke wieder zu sich zu kommen, gestand sich im Stillen mit Befremdung, daß sie noch nie bei einem Handkuß einen Farbewechsel bei ihrer Nichte wahrgenommen.

Wenige Tage nach diesem bedeutungsvollen Vorfall hatte schon Aprile bei seinem neuen Diener solche ungemeine Anlage für die Musik entdeckt, daß er ihm eine Stelle im Conservatorio della pietà verschaffte und ihn fortan nicht mehr aus den Augen ließ. Nun begann eine selige, ewig unvergeßliche Zeit für Domenico: er

durfte lernen, üben, hören, und ſchwelgte in dem Gefühl, endlich von dem wahren Brunnen ſeines Lebens zu ſchlürfen. Er wurde bald nicht nur der fleißigſte, ſondern auch der begabteſte aller Schüler genannt und machte Rieſenfortſchritte. Seine Freiſtunden brachte er abwechſelnd bei ſeinem Gönner Aprile nnd bei der holden Gründerin ſeines Glückes zu; die beiden Conteſſen luden ihn ſo oft zu ſich ein, daß er zuletzt ein allabendlicher Gaſt geworden auf der ſchönen Villa vor dem ſüdlichen Thore. Er mußte der jungen Gräfin auf das Genaueſte erzählen, was er gehört oder gelernt, und wenn er ihr von den Regeln des Contrapunktes ſprach, oder von der Lehrweiſe ſeines verehrten Meiſters Sacchini, wie lieblich wußte ſie da zuzuhören, wie reizend naiv zu fragen!

Meiſt empfing ſie ihren jungen Freund unter einer Art Veranda unfern dem Hauſe. Da ſaß ſie dann unter den üppigen Weinranken und ſeltenen, tief niederhängenden Schlinggewächſen, im hellen langen Seidenkleide, einen weißen Schleier über das Haar geworfen, Blumen in den ſchwarzen Flechten, Blumen an der Bruſt, wie eine lebendig gewordene Märchenerſcheinung, wie eine gute Fee. Für Domenico war ſie auch eine Fee; durch ſie allein hatte ja der heißeſte Wunſch ſeines Herzens Erfüllung gefunden, er hätte immerfort dankend auf

den Knien liegen mögen vor ihr. Da das aber nun nicht möglich war, ſo begnügte er ſich, täglich hinauszupilgern zu ſeinem Heiligenbilde und mit vollſter Inbrunſt die wunderthätige Hand zu küſſen. Und ſie? Nun, ſie erröthete, wenn er kam, und zitterte, wenn er ging: das Buch der Liebe war aufgeſchlagen, ſie laſen zuſammen die Einleitung. So vergingen faſt zwei Jahre; die ſchönen Kinder waren noch auf der erſten Seite, ſie wußten es aber ſelbſt nicht; kein leidenſchaftliches Wort war gefallen, das ihnen das Paradies blendend erleuchtet hätte. Beide dachten an keine Wünſche: ſie fühlten nur das ſüße Heute, das Morgen kümmerte ſie nicht.

Da ſagte eines Tages, als die Singſtunde eben beendet, Aprile zu der jungen Conteſſa: „Geſtern erhielt ich wiederum ein Zeugniß, wie es nicht glänzender lauten kann, über meinen Schützling Cimaroſa; der alte ſtrenge Sacchini nannte ihn einen Stern, aus dem eine Sonne werden könne. Wie freue ich mich ſolchen Lobes! Ich glaube, wenn eine unglückliche Leidenſchaft, eine hoffnungsloſe Liebe zu all dieſem Wogen und Treiben dieſer aufbrechenden Blüthe käme, würde ſich die Blume raſch und herrlich entfalten, denn jeder wahrhaft bedeutende Künſtler wurde groß durch einen Schmerz.“

„„Eine unglückliche Liebe?““ wiederholte Carolina erbleichend, „„warum keine glückliche?““.

„Glück erſchlafft die Erdenkinder; ewigen Sonnenſchein ertragen wir nicht, wir welken.“

„„Verſteht Ihr unter unglücklicher Liebe den Tod ſeiner Geliebten?““

„Tragiſcher, tragiſcher, liebe Gräfin! Ihre Verheirathung!“

Am nächſten Abend hatte Carolina ihre Zofe unter irgend einem Vorwande entfernt. Sie hörte zerſtreut den Worten ihres Freundes zu, ſie wechſelte die Farbe und zitterte. — „Ich langweile Sie heute!“ ſagte Domenico ſchwermüthig und blickte dem ſchönen Mädchen traurig in die Augen. Da faßte ſie heiß erröthend ſeine Hand, wandte ſich ab von ihm und hauchte: „„ſage mir ein Wort, aber ſage mir die Wahrheit bei der Seele Deiner Mutter: liebſt Du mich?““

Ein halb unterdrückter Schrei antwortete ihr, ſie fühlte ſich in den Armen Domenico's, ſie ſah ſein edles Antlitz von einer Seligkeit übergoſſen, die ihr deutlicher als alle Worte der Welt eine Antwort gaben, wie ſie ihr Herz erſehnte. Aber ehe er noch ſeine Lippen zu öffnen vermochte, hatte ſie ſich ihm entriſſen und war verſchwunden.

Eliſetta brachte dem wonnetrunkenen Liebenden die Nachricht, daß er erſt in drei Tagen von ihrer Gebieterin

wieder hier erwartet werde. Einen kleinen Zettel ſteckte ſie ihm in die Hand, er enthielt nur die Worte:

„Du haſt mir ein Wort geſagt, das ich mit in die Ewigkeit nehmen will, ich werde Dir dafür einen Schmerz geben, aber Du darfſt mir nicht zürnen, denn ich liebe Dich!

Carolina.“

Zur beſtimmten Stunde trat Domenico in das Eden ſeines reines Glücks; es lag ihm ſchwer auf der Bruſt wie die Vorahnung eines ungeheuren Leides. Der Garten war erleuchtet, Muſik ſchallte ihm entgegen und Menſchenſtimmen. Zitternd trat er in das Bosquet, das zur Veranda leitete und das dunkel geblieben war. Da umfaßten ihn zwei weiche Arme und eine thränenerſtickte, ach nur zu bekannte Stimme flüſterte: „Domenico, vergieb! Glückliche Liebe erſchlafft, ſagt Aprile; Du darfſt nicht erſchlaffen, mußt groß, berühmt, ſtrahlend werden; ein Schmerz, ein gewaltiger Schmerz fehlte Dir, er treffe Dich nur von meiner Hand. Seit einer Stunde, höre es, bin ich das Weib eines Andern!“

Ein glühender Kuß brannte auf Cimaroſa's Lippen, heiße Thränen fielen auf ſein Geſicht, er war wieder allein. Zwiſchen den Taxusbäumen und Cypreſſen ſah er das ſchöne, excentriſche Geſchöpf wegeilen, volles Licht traf jetzt ihr ſchweres weißes Atlaskleid und den Kranz

von Orangenblüthen in ihrem Haar, ein Mann näherte ſich dem ſchlanken Weibe, bot ihr ſeinen Arm: es war der glückliche Marito, der ſteife Conte mit dem Blumenſtrauß.

Am nächſten Tage verließ Cimarosa Neapel. Auf den Rath ſeines Lehrers und väterlichen Freundes Sacchini, dem er das Leid ſeines jungen Herzens anvertraute, ließ er ſich in das Conſervatorium von Loretto aufnehmen, wo er mit verdoppeltem Eifer ſtudirte und die weiſen Lehren der Durante'ſchen Schule einſog. Aprile hatte doch Wahres prophezeit. Jetzt erſt regten ſich die Schwingen ſeines Schützlings auf eine überraſchende Weiſe und hoben ihn hoch und immer höher über die Schmerzen und Dornen des Lebens. Sehr bald trat der junge Muſiker mit einer Oper „il sacrificio di Abramo“ auf, die ſofort die Aufmerkſamkeit aller bedeutenden Componiſten und Muſikfreunde in hohem Grade erregte. Vorwärts getrieben, wechſelsweiſe durch das noch allzuwache Leid in ſeiner Bruſt und durch die allgemeine Anerkennung ſeines Strebens, componirte er in raſcher Folge Bedeutendes, wie z. B. „Olympia,“ „il pittore di Parigino“ und „l'Italiana in Londra,“ die in ganz Italien Aufſehen erregten, und ſogar über deutſche Bühnen gingen. Ein Ruf nach Florenz ſicherte dem Componiſten eine eben ſo ſorgenfreie als

ehrenvolle Exiſtenz. Die Wunden ſeines Herzens heilten allmählich; wie konnte auch bei dieſen zahlloſen köſtlichen Melodien, die in dieſer Feuerſeele auf- und abſtiegen, der Schmerz um ein Weib wach bleiben? ſie wiegten ihn in ſanften Schlummer.

Drei Jahre lang blieb Cimaroſa in Florenz, dann folgte er einem Rufe nach Petersburg. Das nordiſche Clima aber und die nordiſchen Herzen brachten dem Kinde des Südens ein unüberwindliches Heimweh. Er kehrte 1791 nach Italien zurück. In Florenz erfuhr er den Tod ſeiner Geliebten, der ſchönen Gräfin Marito. Sie war, wie man ſagte, an einem Herzkrampf geſtorben, man hatte ſie todt unter jener Veranda gefunden, die ſo oft Zeugin des reinſten Liebesglücks geweſen. Am Abend vorher hatte man ſie im Theater bewundert, wo man zum erſten Male Cimaroſa's „l'amor costante“ unter dem Jubel des Publikums aufgeführt. Es litt den berühmten Muſiker nun nicht länger im Lande der Liebe und des Geſanges; er gab den Wünſchen des Kaiſers Leopold nach und ging nach Wien. Sein Ruhm durchdrang damals ſchon das ganze muſikaliſche Deutſchland, und es gab in der That auch unter den deutſchen Tonſetzern der damaligen reichen Zeit nur einen, nur Mozart, der ſo unerſchöpflich in jenen reizenden und glänzenden Melodien war, die, wie die Italiener ſich aus-

zubrücken pflegen, „di prima intenzione“ sind. Die wahrhaft staunenswerthe Ueppigkeit seiner musikalischen Ideen rief die bekannte Behauptung hervor, daß ein einziges Finale von Cimarosa Stoff genug zu einer ganzen Oper enthalte. Seine Fruchtbarkeit war eben so bewunderungswürdig wie sein Genie. Cimarosa hat wohl 40 Opern geschrieben, unter welchen jedoch das „matrimonio segreto“ als die vorzüglichste gilt. Er legte in diesem Werke mit dem bedeutungsvollen Namen Carolina den bitter-süßesten Theil seiner Jugenderinnerungen nieder, und diese Oper war und blieb auch sein Lieblingskind. Er brachte die liebliche Opera buffa neu für den Kaiser nach Wien mit, der sie zweimal an einem Abende aufführen ließ, so sehr entzückte ihn das Werk. Von der ersten Aufführung sprachen wir bereits beim Beginn dieser Skizze.

„Seht, so war mein Leben,“ schloß der italienische Meister seine einfache Erzählung; „ich habe Euch Alles gesagt, wie noch keinem Menschen. Nun bin ich hier in Wien — aber noch habe ich einen Herzenswunsch, der mir bis heute unerfüllt geblieben: ich muß den großen Mozart sehen! Drei Mal klopfte ich schon an sein bescheidenes Haus — vergebens; der Meister sei krank, sagte man mir. Und doch finde ich nicht eher Ruhe noch Rast, bis ich ihn gesehen und ihm gesagt, wie mein

Herz für ihn brennt. Es iſt Verwandtſchaft in uns, das fühle ich mit Stolz — ihn tragen aber Engelsflügel und mich nur die Schwingen eines Vogels — wir ſuchen aber beide dasſelbe Ziel.“

Der Andere antwortete nicht, er reichte dem Italiener die Hand und ſah ihn mit ſeinen wunderbaren Augen ſo ſeltſam an, daß Cimaroſa aufſprang und in all' ſeiner Lebhaftigkeit rief:

„Wer ſeid Ihr? — Ihr müßt etwas Großes ſein! Es wird mir halb ſelig, halb bang unter Eurem Blick. Nennt mir Euren Namen!“

Da lächelte der kleine graue Mann und ſagte:

„„Ich habe die Muſik zum Don Juan gemacht, wenn Ihr die kennt.““

Acht Tage nach dieſer warmen Begegnung zweier verwandten Geiſter (am 5. December 1791) hatten die Engelsflügel die herrliche Seele Mozarts ſo hoch getragen, daß ſie den Rückweg auf unſere Erde nicht wieder gefunden.

Mozarts Tod ſchlug dem Herzen ſeines Seelenverwandten, der ihn kaum begrüßt, eine tiefe Wunde. Cimaroſa fühlte ſich in Wien unbehaglich und verlaſſen, das Leben ſchien ihm ſchwerer und düſterer denn je. Er flatterte wie ein eingefangener Vogel, der ſich nicht an

ſeinen Käfig gewöhnen kann, noch einige Jahre in der Kaiſerſtadt herum, die ihn ehrte und liebte, wie ſie ſelten einen Fremden geehrt und geliebt. Als aber 1795 Kaiſer Leopold, ſein hoher Gönner, die Augen ſchloß, verließ er Wien und kam trüben Sinnes zurück nach Italien. Er ging direct nach Neapel: es zog ihn in die Vaterſtadt, an das Grab ſeiner erſten heißen Liebe. Zwei Tage war er dort, als die Revolution in Neapel ausbrach. War es ein Wunder, daß dies glühende traurige Herz einen Troſt in der Betäubung dieſer wilden Aufregung zu finden meinte und ſich hineinſtürzte in den Strudel? Cimarosa wurde mit fortgeriſſen, und als er wieder zur Beſinnung kam, ſah er ſich gefangen und der Verrätherei gegen ſeinen König angeklagt. Sein hoher Ruhm allein wendete das Schwert ab, das ſchon über ſeinem Haupte ſchwebte: der König geſtattete, daß man ſein Todesurtheil in lebenslängliche Gefangenſchaft verwandelte. Er verſchwand trotz der heftigen Klagen der halben Welt, trotz den eindringlichen Bitten; die Thür des Kerkers ſchloß ſich hinter ihm.

Sechs Jahre zogen vorüber. Da, am 11. Januar 1801, kündigte man in Venedig eine neue Oper an, die am Abend im Theater la Fenice aufgeführt werden ſollte. Der Componiſt des Werkes, das den Titel „Semiramide“

führte, war nicht genannt, aber einige mystische Worte und dunkle Andeutungen lockten das Publikum in ungeheurer Menge herbei. Soldaten und Polizeibeamte waren überall aufgestellt, dumpfe Stille herrschte in dem ungeheuren Hause, Jeder erwartete etwas Ungewöhnliches. Da öffnete sich langsam eine Seitenthür am Orchester und fast getragen von seinen Begleitern schwankte Domenico Cimarosa, der Längstverlorene, herein. Ein einziger Schrei aus zahllosen Kehlen empfing ihn, ein Schrei des Jubels und des Dankes. Sein Name erfüllte die Luft; man drängte sich zu ihm, seine Hände zu küssen, seine Kleider zu berühren, man warf ihn mit Blumen, wehte mit Tüchern, weinte, lachte wild durch einander: es war eine erschütternde Scene. Und der todtbleiche, schwache, zusammengebrochene Mann, dem dies wilde Entzücken galt, beugte mit einem rührenden Lächeln sein Haupt nach allen Seiten, dann ergriff er den Tactstab und dirigirte, noch einmal sich aufrichtend wie ein König, sein Werk: die Oper Semiramis. Alle Kraft, alle Gluth früherer Zeiten schien ihm noch einmal für diese Stunden wiedergegeben, das Auge flammte, die Oper hatte einen eminenten Erfolg. Am Schlusse erst brach der Dirigent ohnmächtig zusammen.

Und woher dies plötzliche wunderbare Erscheinen? Es war ein Gnadenact des Königs; die Erfüllung des

letzten Wunſches des Gefangenen, der ſeine Kräfte ſchwinden fühlte und noch einmal ein eigenes Werk zu dirigiren ſich ſehnte.

In der Nacht aber, die dieſem Triumphe folgte, ging Domenico Cimarosa mit freudigem Lächeln zu ſeinem Mozart und ſein letzter Seufzer nannte den Namen Carolina.

Schmetterlings Nebenbuhler.

Iſt es nicht ein reizendes Geſchöpf, ſolch ein Schmetterling? ein ſchimmerndes Bild ſorgloſen Frohſinns, ein anmuthiger Lehrer des ſüßeſten Lebensgenuſſes, ein eifriger Prediger der freien, feſſelloſen Liebe? Der erſte Athemzug des Frühlings ruft ihn ins Daſein; findet er noch keine Blumen, ſo findet er doch Sonne, und da badet er ſich denn in ihren Strahlen und wartet geduldig, bis die zahlloſen blauen oder buntſchillernden, gefährlichen Augen ſich aufthun, um ihm zu winken, bis ein leiſer himmliſcher Duft emporſteigt aus tauſend Kelchen, der zu ihm ſpricht: „komm, komm, Du ſollſt noch Süßeres genießen!“ Und er folgt dem lockenden Rufe

und taumelt dahin von Wonne zu Wonne, verspätet sich bald hier, bald dort: bald lassen ihn die weißen Arme der schlanken Lilie nicht los, bald fesselt ihn die üppige Rose mit unlösbaren Ketten, das kleine Vergißmeinnicht plaudert gern, die schelmische Winde liebt ein neckisches Spiel und schließt schalkhaft das Pförtchen zu, wenn er etwa um die Mittagsstunde müde und durstig bei ihr anklopft. Köstliche Speisen und frischen Trank findet er überall, Schutz und Schirm vor Sonne, Regen und Sturm, sein Gewand bleibt immer glänzend und frisch; sein Leben ist Entzücken und der Tod kommt über ihn so rasch, so inmitten alles Jubels, wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft.

„Wem wird es in der weiten Welt wohl so gut, als dem losen Schalke, dem Schmetterlinge?“ so fragten einst an einem wunderschönen Abende des Maimonds die Blumen einander, beneideten das lustige Schmetterlingsvolk, waren unzufrieden, redeten von ihrer kurzen Blüthezeit, murmelten sich immer tiefer in den Mißmuth hinein, sprachen von der Ungerechtigkeit des Blumenengels, fanden endlich den schillernden Luftvogel geradezu abscheulich, erzählten sich allerlei von seinen üblen Gewohnheiten und Sitten, klagten über Flatterhaftigkeit und Zudringlichkeit, und wußten zuletzt kaum mehr, was sie alles Uebles sagen sollten von dem leichtbeschwingten Gaukler im bunten Röckchen.

„Es iſt wahrlich nicht mehr auszuhalten mit ihm!“ ſagte die Jasminblüthe; er will den halben Tag lang geküßt ſein, und dabei guckt er doch, ich weiß es genau, ſchon immer auf meine nächſte Nachbarin, die Primel, und nickt der kleinen Coquette vertraulich zu.“ — „Er führt auch gar zu leichtfertige Reden,“ flüſterte die Roſe, prahlt mit ſeinen zahlloſen Geliebten, ſo daß ich immer meine Knospenkinder wegſchicken muß, wenn ich ihn von fern erblicke.“ — „Und mich berührt er kaum mit ſeinen Lippen,“ zürnte die flammende Tulpe, „noch nie gelang es mir, ihn auf ein kurzes Weilchen an mein Haus zu feſſeln, und ich bin doch ſchön, verſtehe ich auch nicht in der künſtlichen Duftſprache zu reden wie Ihr.“ — „Der loſe Schelm hat's fürwahr bequem,“ ſpottete die Mohnblume, beſitzt weder Haus noch Hof, wir Blumen ſind nur da, ihm beides zu geben; und welcher Lohn wird uns für unſre Opfer? Er ißt und trinkt täglich wie ein Blumenkönig, und meint ſeine Küſſe ſeien der höchſte Lohn. Bei mir gilt ein Schmetterlingskuß nicht ein Stäubchen!“

„Nun, zu küſſen verſteht er, das muß man ihm doch laſſen!“ nahm das Vergißmeinnicht leiſe das Wort; „was mich betrifft, ſo gebe ich für ſolchen würzigen, zarten Hauch den letzten Thautropfen mit Freuden hin.“ — „Und über ſeine Unbeſcheidenheit bei der Mahlzeit

klage doch Niemand!“ rief die Reseda; „er ißt und trinkt nicht, er naſcht und nippt nur.“ — „Geliebt zu werden iſt herrlich,“ ſagte die Nelke gedankenvoll, „aber freilich nicht von ſolchen Flatterern! Ich begehre kein Gut, das ich mit Andern theilen muß; liebte er mich allein, ſo wüßte ich nichts Schöneres auf der Welt, als mit ihm zu koſen.“ — „Ich begreife nicht, wie uns der Blumenengel ſolch leichtſinnige Burſchen zugeſellen konnte!“ redete die Iris dazwiſchen. — „Es iſt unverantwortlich!“ murmelten alle Blumen. — „Pater Hummel hat mir auch geſtern Abend ſtreng verboten, fernerhin Beſuche anzunehmen von Junker Schmetterling,“ geſtand die Nachtviole. — „Der Böſewicht gefährdet das Heil unſerer Seelen und ſchadet unſerem fleckenloſen Rufe,“ hauchte die Lilie.

„„Wünſcht euch einen andern Gefährten, Kinder!““ ſagte hier ſanft und ernſt der Blumenengel, der plötzlich mit ſeinem Strahlenantlitz und der goldenen Thauſchale mitten unter ihnen ſtand. „„Ich hörte Eure Klagen und bin bereit, Euch zu helfen; den böſen Schmetterling nehme ich zu mir. Vertraut mir! redet ſonder Scheu: welche Eigenſchaften ſind es, die ich Eurem neuen Ritter zuertheilen ſoll?““ — „Er muß größer und ſchwerer ſein,“ rief ſchnell die dreiſte Tulpe; „das Fliegen darf ihm nicht allzuleicht werden.“ — „Er ſoll ein ſchwarzes

Westchen tragen, wie Pater Hummel," lispelte die Nachtviole. — „Und den Schlaf lieben," warf die Mohnblume dazwischen. — „Er soll in ein unscheinbares Gewand gehüllt sein, damit er nicht so auffällt in der Nachbarschaft, wenn er bei mir aus- und eingeht!" sprach die Rose. — „Und eine ernste, tiefe Stimme muß er haben!" sagte die Lilie. — „Auch darf er nicht bloß von Küssen leben, sondern auch von gesunder Kost!" rief die dicke Päonie.

„„Wohlan, Eure Wünsche seien Euch gewährt!"" antwortete der wunderschöne Engel, „„schmückt Eure Zellen! die Morgensonne schon bringt Euch Euren neuen Gast."" Und der Blumenengel theilte den Abendthau aus und schwand hinweg wie ein Strahl.

Am nächsten Tage — die Blumen hatten vor Erwartung die ganze Nacht kein Auge geschlossen — stieg die Sonne in zauberischer Pracht und Herrlichkeit auf, der blaue Himmel strahlte wie ein seliges Auge, die Erde lachte wie ein glückliches Kind, die Blüthen meinten, nie einen süßern Maimorgen geschaut zu haben: da begann plötzlich ein seltsames Rauschen und Summen in der stillen Luft und, wie vom Himmel herabgeschüttet, taumelten unzählige schwerfällige Gesellen umher, Käferknaben von unerhörter Dicke, in dunkelbraunen Röcken und saubern schwarzen Westen und stürzten auf die er-

ſchrockenen Blumen los. „Willkommen ſchmuckes Lieb!“ brummte Einer und fiel ſchwer auf die Tulpe. — „Komm, küſſe mich!“ ſummte ein anderer und packte eine Roſe, „die Nachbarn ſehen es nicht!“ — „Heda! Honig und Thauwein her!“ ſchnarrten zwei auf einmal und ſetzten ſich auf das Kleid der Päonie, daß gleich ein Stück davon abriß. — „Wo wohnt der liebe Pater, unſer Freund?“ fragte ein Anderer zärtlich die Nachtviole, die unter ſolcher Umarmung lautlos zuſammenbrach.

„Du gefällſt mir, ich will dich heirathen!“ ſagte einer der plumpſten zur Lilie und zerrte ſie am weißen Aermel hin und her, „aber gieb zu eſſen, Bräutchen, das iſt das Wichtigſte!“ — „Wir wollen ſchlafen!“ ſchrien Mehrere durcheinander und ſchüttelten eine junge Mohnblume; „räumt uns Eure weichſten Bettlein ein und ſäumt nicht lange!“ und dabei ſtürzten ſie auf die Blüthen, ſuchten ſich die ſchönſten Kiſſen aus, wühlten und warfen alles durcheinander, und lagen endlich, wie Trunkene, in ſtundenlangem Schlafe. Ein Ach und Weh ertönte rings umher von allen Blumenlippen, ſchwere Seufzer zogen hin und her, Verwirrung und Entſetzen lag auf allen Blüthen; jede Stunde brachte neue Qual, neuen Jammer; ein langer Tag voll bitteren Leides zog vorüber. Und der milde Abend kam und mit ihm der holde Engel, die duftende Thauſchale in den zarten

Händen. Ach, wie sah es da kläglich aus in der armen Blumenwelt! Viele lagen besinnungslos am Boden, Andere suchten beschämt ihre zerrissenen Kleider zu verbergen; die Rose sah ganz verstört darein, und in dem netten Tulpenhause waren alle Kerzen ausgelöscht, umgeworfen und zertreten, schwarzer dicker Staub bedeckte den sonst so saubern Boden.

Und wie durstig waren sie Alle! Die Käferknaben schliefen schon hart und fest und hatten die Honig- und Nektarkammern bis auf das letzte Tröpflein geleert und waren doch kaum satt geworden. Und als der Blumenengel erschien, standen alle die bunten schönen Augen rings umher in Thränen, und in jedem Auge lag eine stumme heiße Bitte, eine tiefe innige Reue. Aber zu reden wagte doch Keine, denn sie fühlten alle das Unrecht, das sie gethan, und trugen still und demüthig die harte Strafe. Und Alle gedachten des schönen, geschmähten Flatterers mit tiefem Weh und heißer Sehnsucht, und schauten nach ihm aus mit glühendem Verlangen.

Vergebens! kein Schmetterling ließ sich blicken. Als nun aber der weichherzige Thauspender seinen Liebling, die schöne, weiße Lilie sah, wie sie krank und todessehnsüchtig das bleiche Haupt zur Erde neigte, da zerfloß er in Mitleid, lächelte huldvoll den Bekümmerten zu und sprach: „„Ich vergebe Euch! ich will Eures Ver-

gehens ferner nicht mehr gedenken. Der Freund, den Ihr verſchmäht, ſei Euch zurückgegeben! Zur Strafe aber und ewigen Erinnerung Eures Zweifels an meiner Liebe und des Allvaters Weisheit ſollen immerdar im Monat Mai die braunen Käferknaben das feierliche Recht behalten, Euch zu küſſen.““

Und das laſſen ſie ſich auch nicht nehmen, die dicken Maikäfer, und benutzen gar fleißig die allerhöchſte Erlaubniß zum bittern Leide der Blumen und zum gewaltigen Grimme der loſen Schmetterlinge.

Die letzte Roſe.

„Vom Himmel iſt er gekommen,
Auf der Erde hat er gelebt,
Unſer Herz iſt ſein Grab.“

Börne.

In dem ſchönen geſegneten Baierlande liegt ein kleines Städtchen, Wunſiedel genannt, demüthig zu den Füßen der rieſigen wilden Schönheit des Fichtelgebirges. Großartig ernſt

ist dort die ganze Natur, dunkelgefärbt sind die hohen Bäume, und selten begegnet ein helles warmes Blumenauge unsern suchenden Blicken. Höhlen voll labyrinthischer Irrgänge und tiefe Schluchten von grausiger Dunkelheit sind in den finstern Bergen versteckt, und seltsame Märchen von vergrabenen Schätzen und verborgenen strahlenden Zaubergrotten erzählen sich dort die scheuen Waldvöglein. Der Frühling schaut erst spät mit seinen Himmelsaugen über die hohen Berge in das Thal und wirft schäkernd die letzten Reste seiner süßen Gaben, milden Sonnenschein und Blumensträußlein herüber. Eilig, als fürchte er, in diesen undurchdringlichen Tannen- und Fichtenwäldern sich zu verirren, huscht dann der Sommer mit glühenden Wangen vorbei; der launische Herbst aber scheint sich gar wohl dort zu behagen: ungehindert und ungestört spielt er mit seinen Winden in den Schluchten und Felsspalten, läßt seine buntgefärbten Blätter phantastisch tanzen, wirft die spärlichen Früchte, die der flüchtige Sommer anzuhauchen vergessen, spottend von den Bäumen und streut emsig blaue, rothe, gelbe und weiße Sternenblumen, die er in seinen Freistunden gar mühsam und kunstvoll aus halbverwelkten Sommerblümchen geschnitten und zusammengefügt, in die Gärten der Menschen. Aber des Herbstes Kurzweil unterbricht gar bald der kalte Winter, der sich dann seinen

prächtigen Eispalaſt aufbaut, den Bergen weiße, flimmernde Mäntel umhängt, daß ſie ausſehen wie ſeine Diener, Schneeſchleier über alle Bäume breitet und eine große weiche blendende Decke über den ganzen Erdboden. Auch frembartige Blumengeſtalten, denen aber die Seele fehlt, läßt ſein Hauch aufblühen an den Scheiben und funkelnde Diamanten ſtreut er aus mit vollen Händen, die dann, wenn die Sonnen- und Mondenſtrahlen ſie berühren, leuchten und flammen, daß kein Menſchenauge ſolchen Anblick lange zu ertragen vermag. Dazu blitzen die ſcharfgeſchliffenen Dolche ſeiner Eiszacken und drohen jeden zu verwunden, der da wagen ſollte, des kalten Herrſchers ſtarre Pracht, Macht und Herrlichkeit zu ſchmähen und anzugreifen, oder ſich nach dem milden, ſüßen Frühlinge zu ſehnen.

Es war aber im Beginne des Monats März im Jahre 1763, als plötzlich dieſer ſtrenge Despot mit ſonderbarer Haſt die weißen Decken von der Erde hob, die Eisblumen von den Fenſtern riß, die ſpitzen Dolche zerbrach, die Mäntel der Bäume einpackte, und das Thal verließ, ehe nur ein Menſchenkind zur Beſinnung gekommen über ſolch unerhörtes Wunder. Und am Morgen des 21. März neigte ſich ein himmliſch lächelndes Angeſicht über das befreite Land, das Antlitz des Lenzes, und ein warmer würziger Hauch wehte, linde Tropfen

fielen auf die ſtarre Erde, die, kaum von ihren Ketten erlöſt, noch nicht zu athmen wagte; und ſie erwarmte, bebte leiſe, athmete. Und getrieben von unwiderſtehlicher Zaubermacht ſproßten zarte lichtgrüne Blätter hervor, und der heißglühende Sonnenmund küßte die Veilchen wach, die ſich verwundert die Aeuglein rieben und ſtaunten, daß die dunkle Nacht ſchon dahin. Hie und da erhob auch ein neubelebtes Vöglein ſchüchtern in leiſem Dankesjubel ſeine liebliche Stimme, und wunderbares Rauſchen zog durch die Berge. Und die ſtaunenden Menſchenherzen, welche dies ſahen und hörten, erfüllte die ſelige Ahnung eines himmliſchen, geheimnißvollen Geſchenkes, einer troſtvollen Verheißung: es war ihnen, als ob liebe ſanfte Lippen heilend ihre Wunden berührten und der Frühling nun nimmermehr wieder weichen könne aus ihrem ſtillen Thale.

Vor einem der kleinſten und ärmſten Häuſer des Städtchens aber lag ein enges unſcheinbares Gärtchen; der einzige Schmuck dieſes Plätzchens war ein alter Roſenbaum, der mit ſeiner Krone lieb und zutraulich hineinſchaute in das niedere Fenſter eines düſtern Zimmers. Drinnen belauſchte er gar oft die muntern Spiele einer rothwangigen Kinderſchaar, aber wohl auch manchen bangen Seufzer eines ſorgenvollen Vaters, manche ſtille Thräne einer bekümmerten Mutter. Und am Morgen

des 21. März strömten der würzige Hauch und der linde Thau und die erquickende, belebende Sonnenwärme vor allen andern Bäumen und Sträuchen auf das aufgerichtete Haupt dieses Rosenbaumes, der so selten geblüht in der rauhen Gebirgsluft; und eine Knospe drängte sich hervor, so eilig, daß die grünen Blättchen Mühe hatten, ihr zu folgen; sie schwoll in wunderbarer Schnelle, färbte sich, brach auf, duftete, und klopfte endlich, als halb entfaltete zauberschöne Rose, mit schüchternem Finger an die Scheiben.

In dem Stübchen aber war helle Freude: die frischen Kinder umstanden mit leuchtenden Blicken die Wiege eines neugeborenen Brüderchens; der Vater sah so glücklich und dankbar aus, und die bleiche Mutter faltete auf ihrem Lager fromm lächelnd die Hände. Tief und sanft schlummerte der junge Erdensohn; die rauhen, verworrenen Erdenlaute, die an sein Ohr schlugen, drangen noch nicht zur kleinen verhüllten Seele, vermochten nicht, ihn zu ermuntern. Und doch öffneten sich jetzt, zauberhaft plötzlich, die festgeschlossenen Augenlider des ruhenden Kindes. Ob vielleicht die schlummernde Seele das leise Klopfen des Rosenfingers vernommen und verstanden? Klare, unendlich liebe, blaue Augen waren es, die sich dem Fenster zuwandten; den leuchtenden Kindesblicken flogen die Blicke aller andern nach; ein Jubelgeschrei, ein frohes

Staunen: die lebensfriſche Schaar ſtürzte lärmend hinaus, das Wunder war offenbart, die Roſe entdeckt.

Aber in der folgenden Nacht klang und leuchtete es gar ſüß in dem kleinen niederen Gemache, und erquickender Roſenduft drang durch das Fenſterlein. Und überirdiſche, ſchön geſtaltete Weſen, Engel, nur dem reinen ungetrübten Kindesauge ſichtbar, ſchwebten um die Wiege, flüſterten und ſpielten mit dem ſeligen Kindlein und kränzten es mit Himmelsblüthen aus Licht und Gluth gewebt, irdiſchen Roſen ähnlich, nur fehlten die Dornen. Der ſchöne Engel küßte des Kindes Augen und ſang: „Allvater hat mich geſandt, auserwählter, ſterblicher Liebling! lauſche nun den höhern Verkündigungen, die Dir meine Lippen bringen dürfen! Allvater blickte nieder auf ſeine kleine Erde und auf die ruheloſen Menſchen, die darauf wohnen, und ſah erbarmungsvoll auf ihre ewig wünſchenden Herzen, auf ihre kurzen Frühlinge und Freuden, auf ihre langen winterlichen Leidensnächte. Und ſein Vaterauge ſah, wie ſie oft den Muth verloren und die Hoffnung, wie ſo oft ihr Glaube wankte und ihre Geduld: da ſandte Er, der ſeine zahlloſen, unermeßlichen Welten alle mit gleicher Liebe umfaßt, trägt, ſegnet, in ſeiner unendlichen Barmherzigkeit auch dieſem Weltenſtäubchen, der bunten Erde, einen neuen Sonnenſtrahl, einen neuen ſüßen Troſt. Er legte eine neue

duftende Blume an die gequälten Menſchenherzen: Dich, glückſeligſtes Kindlein! Er ſchenkt Dich allen müden, aber auch allen frohen Herzen, damit Du ihnen ſeinen Namen nenneſt, damit Du ihnen von ſeiner Liebe erzähleſt und ſeinen leuchtenden Himmel zeigeſt, daß die Müden wieder glauben, lieben, hoffen lernen und die Frohen nimmer ermüden. Deinen Blicken iſt es vergönnt, einzudringen in die tiefſten Tiefen der Menſchenbruſt; Deinen milden Troſtaugen werden die verſchloſſenſten Herzen ſich öffnen; alle Seelenſchätze, lägen ſie auch noch ſo verborgen, wirſt Du heben, alle Freuden der Menſchen wirſt Du verſtehen, wie Keiner vor Dir. Auch das unſcheinbarſte Blümlein, das im heimlichſten Herzenswinkel aufgeſproßt, wirſt Du entdecken, und wirſt ein Lächeln haben für jede Luſt und ein mitempfindendes Wort für jede Wonne. Aber auch alle Schmerzen wirſt Du begreifen, wie Keiner vor und nach Dir; jedes Leid wird Dir ſchleierlos ſein Antlitz zeigen, und von Deinen geſegneten Lippen wird lindernder Balſam ſtrömen für jedes ſtille Weh, jeden geheimen Jammer, jedes menſchliche Elend!“

Und eine andere Lichtgeſtalt neigte ſich über den Knaben und hauchte: „Dir allein ſoll es vergönnt ſein, klar zu leſen in dem ewigen Wunderbuche der Natur: keine räthſelhaften Zeichen werden Dir begegnen auf den

leuchtenden Rieſenblättern; die zarten Blumenſeelen offenbaren ſich Dir, und Deine Seele wird ihre geheimnißvolle Duftſprache verſtehen; die hohen Sterne werden zu Dir reden und alle Töne. Der Schoß der Erde öffnet ſich und enthüllt Dir ſeine unverwelklich reiche Blüthenwelt, die ſtrahlenden Diamantblumen, die leuchtenden Saphire und Smaragden, die Gluthrubine, die ſtolzen Gold- und Silberbäume; ja, ſelbſt die Geheimniſſe des Meeresgrundes ſind Dein! Und Du wirſt frohlockend Deinen unerſchöpflichen Reichthum Deinen Brüdern und Schweſtern, den Menſchen zeigen, wirſt ſie überſchütten mit Deinen Schätzen, um ſie zu entzücken und zu beglücken, wie Dich Allvater beglückt!"

„Und die ſüße Himmelsroſe der Liebe wird ewig blühen in Deiner Bruſt!" flüſterte mit zaubermilder Stimme ein anderer Engel, „ihr Duft und Glanz wird Dir den rauhen Pfad ſchmücken, den zu wandeln Dir beſchieden iſt. Allvater hütet und ſchützt Dich!"

Zuletzt aber berührte ein himmliſch lächelnder Engel die roſigen Lippen des Kindes, und mit dem Engelskuſſe ſank zugleich eine Thräne auf ſeine kleine weiße Stirn: „Mit dieſem Kuſſe," tönte es leiſe, „weihe ich Deine zarten Lippen zu erquickenden Troſtſpendern der Menſchen, und mit dieſer Thräne gebe ich Dir berauſchende Träume von unſerer Glückſeligkeit, aber auch ewige Sehnſucht nach

unſerem Himmel!“ Wie Harfenton tönte nun ein ſüßes „Lebewohl!“ und die Himmelsboten eilten auf dem goldnen Pfade der Sonnenſtrahlen, die jetzt in das ſtille ärmliche Kämmerlein drangen, zurück in ihre lichte Heimath.

Welche Seele hat nicht ſchon längſt den irdiſchen Namen dieſes tauſendfach geſegneten Kindleins errathen? — Welcher Mund flüſtert nicht mit tiefer, ehrfurchtsvoller Rührung den Namen des Mannes, deſſen Bild wie eine leuchtende Sonne unverrückt an dem Horizonte aller fühlenden deutſchen Herzen ſteht? — Jean Paul, Du haſt uns treu gehalten, was die holden Engel verheißen an Deiner Wiege! Du haſt uns Alle an Dein großes Herz gedrückt! Alle, ſage ich; nicht nur die Menſchen, die neben Dir dahin wandelten während der kurzen Dauer Deines Erdendaſeins; nein, auch uns, denen es nicht vergönnt war, Dein begeiſtertes Antlitz zu ſchauen, umfangen deine Arme, tröſten Deine Augen, erquickt Dein Lächeln. Ja, ſelbſt zu den Todten neigſt Du Dich und öffneſt ihre tiefen Gräber, und wirfſt holde Blumen und milde Thränen auf die kalten Gebeine. Du biſt uns Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft; Du zeigſt uns drei Welten: die lebende, glühende in der Menſchenbruſt und in der blühenden Natur, die vergangene, verborgene unter der Erde und die zukünftige in Deinen zaubervollen Träumen von der Seligkeit des

himmliſchen Licht- und Tonmeeres. — So löſeſt Du jeden Schmerz, ſo erhellſt Du jede Bruſt, ſo ſtillſt Du jede Sehnſucht, nur eine nicht: — jenes nie endende Sehnen, das Deine eigene Bruſt durchglühte, das in Deiner eigenen Seele lebte, ein Verlangen, das ſelbſt die lichtvollen Bilder und flammenden Verheißungen unſeres Propheten immer höher ſteigern: die Sehnſucht nach dem Himmel.

Jean Paul's letzter Erdentag brach an mit dem Morgen des 14. November 1825; da ward ſeinem heißen Sehnen Erfüllung, zu früh — ach, viel zu früh für uns. Die Hand des weiſen Allvaters aber hatte die irdiſchen Augen ſeines Lieblings ſchon lange Zeit vorher ſanft zugedrückt, damit deſto leuchtender und heller jene Himmelswelt aufſtrahlen möchte vor ſeiner verlangenden Seele, gegen deren Glanz auch das hellſte Sonnenlicht der Erde nur trüber Schatten iſt. Lächelnd ruhte der Sterbende auf ſeinem Schmerzenslager; weinend umſtanden ihn treue Menſchen. Es mochten wohl Paradieſes-Ahnungen ſein, die ihn umſchwebten in Geſtalt holder Engel, oder ſüße Erinnerungen an ſo manchen ſchönen Erdenlenz. Da kam plötzlich noch einmal irdiſches Weh über ihn! der herbe Schmerz des Scheidens, eine tiefe Trauer um ſeine ſchöne Erde, eine unüberwind-

liche Sehnſucht nach ſeinen Blumen mit ihrem kurzen Blüthenleben, deren Sprache er verſtanden, deren Duft ihn ſo oft berauſcht, deren Seelen ſich ihm enthüllt, deren Sterben und Auferſtehen er belauſcht, die er ja ſo ſehr geliebt! Und mit bittendem Verlangen hauchte der Scheidende: „Ach, laßt mich nur einmal noch den Balſamduft einer vollen Roſe athmen! Gebt mir eine Roſe, daß ich ſie küſſe und ſomit Abſchied nehme von meinen Erdenfreuden!“ Und als die verſammelten Getreuen troſtlos umherblickten und rathlos und bekümmert auf Erfüllung dieſes Wunſches ſannen, glitt ein Lichtſtrahl durch das verdunkelte Zimmer, und Roſenduft durchwallte das Gemach, wie an jenem Tage des Frühlingsopfers; eine friſche rothe Roſe aber ſank leiſe auf das Lager des geliebten Bittenden. Seine Hände falteten ſich um das ſüße Wunder, ſein Lächeln wurde Verklärung: er drückte die Roſe auf ſeine Augen, dieſe einſt ſo klaren Liebesquellen, die nimmer wieder überſtrömen ſollten bei dem Anſchaun eines Erdenfrühlings, athmete noch einmal tief und erquickt auf — und ſchwebte hinüber. Und ſein Tod war „der Tod eines Engels.“

Eine Leonore.

Ueber das Herz zu ſiegen, iſt groß —
ich verehre den Tapfern;
Aber wer durch ſein Herz
ſiegt, der gilt mir noch mehr!

Schiller.

Die fröhlichen Bewohner der ſchönen Kaiſerſtadt Wien, ſo geſchäftig und ruhelos ſie auch immer von einem Tage in den andern eilen, ſo wechſelnd ſie ſich oft zeigen in ihren Neigungen, ſo vergnügungsdurſtig ſie erſcheinen, haben doch zu allen Zeiten in einer Empfindung einen tiefen Ernſt und eine rührende Innigkeit an den Tag gelegt: in der Empfindung für ihre großen Muſiker. Der Wiener war und iſt auf ſolche Erſcheinungen eben ſo ſtolz als auf ſeinen Kaiſer und — auf ſeinen Prater. Daß ſich die Wiener

damals nicht grade darum sorgten, ob ihr lieber Haydn, Mozart und Beethoven auch tagtäglich „Backhahndel“ zu verzehren hatten, ob ihre Wohnungen behaglich, ihre Beutel gefüllt waren, das konnte und durfte man ihnen nicht übel nehmen, jedes ächte Wiener Kind hat „halt“ gar zu viel mit sich selber zu thun. Jeder aber freute sich von Herzen und strahlte ordentlich, wenn er wieder ein neues Stück von seinen Lieblingen hörte, ließ sie dann auch hoch leben, d. h. mit dem Glase in der Hand, und zog gewiß den Hut bis zur Erde, wenn einer oder der andere jener berühmten Männer ihm einmal zufällig in den Weg kam. — Lächelt nicht! Das ist schon sehr viel! Wie mancher große Geist in schlichter Körperhülle ging an den Menschen vorüber, ohne daß ihn Einer warm anschaute, ohne daß ihm Einer dankte für das, was er geschaffen. Und doch trifft eben solch ein Anschauen und Danken die Seele wie ein Frühlingssonnenstrahl, und kein Mensch, so erhaben er auch sei, so hoch über Allen er auch stehe, vermag solches ohne Schmerzen zu entbehren.

In dem ungewöhnlich schönen Monat Juni des Jahres 1822 konnte man täglich genau zu derselben Nachmittagsstunde auf dem sogenannten Wasserglacis einen hochgewachsenen Mann einsam auf- und abwandeln sehen, dem jeder Begegnende ehrerbietig auswich.

Keine Minute früher noch später erschien dieser düstere Spaziergänger; weder Gluth noch Regenschauer vermochten seine Schritte zu beschleunigen, keine Blume, keine Menschengestalt sein Auge zu fesseln; langsam, sicher und stolz schritt er daher, den Blick gesenkt, die Hände auf dem Rücken gekreuzt. Graues Haar drängte sich um die prächtige gedankenschwere Stirn; er merkte es nicht, wenn der Frühlingswind es ihm neckend aufwirbelte oder in die Augen trieb. Niemand konnte an dieser Erscheinung achtlos vorüberstreifen, der Stempel des Außergewöhnlichen war ihr allzudeutlich aufgedrückt, die überwältigende Hoheit des Genies zog sich wie ein Nimbus um dies gebeugte Haupt. Jedes Kind wußte aber auch: „das ist Ludwig van Beethoven, der so viele wunderschöne Musik gemacht hat," hörte auf zu spielen, hielt rasch die Kugel an, die dem Meister vor die Füße rollen wollte, klatschte auch nicht mit der Peitsche und stieß schnell den Brummkreisel um, wenn der ernste Mann daherkam. Alt und Jung, Hoch und Niedrig trat bei Seite oder begnügte sich, ihn voll Ehrfurcht zu grüßen, ohne auf eine Erwiederung zu hoffen. Kohlenträger, mit schwerer Bürde belastet, hielten geduldig still, bis der wunderbare Träumer vorbei gegangen, Jeder, aber auch Jeder, ehrte ihn auf seine Weise.

Gerade damals zeigten freilich die Wiener ein er-

höhtes Intereſſe an der finſtern Erſcheinung des Vielgeprieſenen; Beethoven hatte nämlich vor einigen Monaten ſchon ſeine erſte und einzige Oper „Leonore“ (ſpäter nannte er ſie „Fidelio“) vollendet, weigerte ſich aber hartnäckig, ſie zur Aufführung bringen zu laſſen. Eigenſinnig, taub gegen alle Bitten, hielt er die koſtbare Partitur in ſeinem Pulte verſchloſſen.

„Ich finde keine Leonore, wie ich ſie brauche,“ ſagte er zu ſeinen Freunden, die nicht müde wurden, ihn um die Aufführung zu beſtürmen. „Sängerinnen giebt's freilich zur Genüge, aber keine für mich. Meine Leonore ſoll keine Triller ſchlagen, auch nicht über allerlei Rouladen den Hals brechen, ſie braucht nicht zehnmal die Kleider zu wechſeln, auch nicht ſonderlich ſchön zu ſein: aber Eins muß ſie haben außer ihrer Stimme, und dies Eine verrathe ich Euch nicht, Ihr würdet den „tollen“ Beethoven doch nur auslachen. — Laßt die Oper ruhig bei mir liegen und bekümmert Euch nicht um ſie.“

Aber die Ungeduldigen ließen nicht ab von ihm, quälten den großen Muſiker Tag für Tag, ſchickten ihm eine Sängerin nach der andern über den Hals, und fingen endlich an, ihm ernſtlich zu zürnen. — Beethoven blieb, wunderbarer Weiſe, lange geduldig. Eines Abends jedoch drang man beſonders heftig in ihn und erzählte ihm Wunderdinge von dem Debut einer jungen Sän-

gerin, die damals ganz Wien von ſich reden machte. Sie war die Tochter der berühmten Schauſpielerin Sophie Schröder, kaum ſiebzehn Jahre alt und mit ihren Eltern ſeit Kurzem von Hamburg nach der Kaiſerſtadt übergeſiedelt. Als Mozart's Pamina hatte ſie alle Herzen entzückt durch den Reiz ihrer Stimme und Geſtalt, man prophezeite ihr einſtimmig eine große Zukunft, und dies Alles eben theilte man dem Meiſter mit und verhehlte ihm nicht, wie man hoffe, er werde dieſer ſchönen Hand geſtatten, den verborgenen Schatz ſeiner letzten Schöpfung zu heben.

Da fuhr Beethoven auf. „Was? einem Kinde, einem kaum der Schule entwachſenen Dinge ſoll ich mein heiliges Kleinod anvertrauen?“ fragte er heftig. „Ich glaube, Ihr träumt oder Eure Neugierde macht Euch ſinnlos. Nein, für ein ſiebzehnjähriges Mädchen hat Ludwig van Beethoven ſeine Leonore doch nicht componirt! — Aber ich bin nun der Quälereien müde und erkläre Euch ein für allemal, daß ich meine Oper verbrennen werde, wenn Einer von Euch es wagen ſollte, wieder nach ihr zu fragen!“

Er war ſo imponirend in ſeinem Zorn, ſein Auge blitzte ſo vernichtend, ſeine Stimme klang ſo grollend, auf ſeiner breiten Stirn ſtanden noch ſo viele Wetterwolken, daß Einer nach dem Andern ſtill hinausſchlich;

und fortan war von der „Leonore“ vor den Ohren des Meiſters nie wieder die Rede.

Seit einiger Zeit nun traf es ſich, daß dem großen Muſiker auf dem Rückwege von ſeinem täglichen Spaziergange regelmäßig kurz vor der Stadt ein junges blondes Mädchen entgegen trat. Sie trug meiſt ein einfaches weißes Kleid, einen kleinen zierlichen Strohhut und ein ſchmaler dunkelrother Shawl fiel über ihre ſchönen Schultern. Wie alle Andern, die dem Sinnenden begegneten, wich auch ſie ehrerbietig zur Seite, dies geſchah aber, wenn auch langſam und zögernd, doch mit einer hinreißenden Grazie, ſie heftete dabei ihre großen Augen feſt auf das Antlitz des Meiſters.

Das waren aber Augen, die wohl die Macht beſaßen, zu binden und zu löſen, eine träumende Seele aufzurütteln, an ſich zu ziehen, feſtzuhalten, Augen von wunderbar dunklem Blau mit den köſtlichſten Wimpern und Brauen, leidenſchaftlichem Aufſchlag und unergründlicher Tiefe. Nur der Träumer Beethoven konnte dieſem zauberiſch-innigen Blicke ſo lange widerſtehen, der ihn immer und immer wieder traf: er ging achtlos viele Tage an dem ſchlanken Mädchen vorüber, ohne ſie zu bemerken. Ihre feinen Lippen bebten immer, wenn er an ihr hinſtreifte; es war, als wolle ſie reden, und doch ſchwieg ſie, ſah ihm nach mit einem Ausdruck von

Bewunderung und Schmerz und wandte sich dann, um in die Stadt zurückzukehren.

Da zog denn eines Tages, eben in der fünften Nachmittagsstunde, ein Gewitter am Himmel auf. Der Donner rollte näher, einzelne Blitze zuckten durch die Luft, ängstlich flatterten die Vögel, und die Menschen, die eben draußen waren, eilten, ihre schützenden Wohnungen zu erreichen. Einzelne Windstöße erhoben sich, aber kein Regentropfen milderte die drückende Schwüle, immer lauter tönte die Stimme des Donners, immer wilder jagten sich die Blitze. Da schritt Ludwig van Beethoven von seinem Spaziergange zurückkehrend wie ein Seher daher. — Das Haupt hoch emporgerichtet, die Stirn heller als sonst, schien er sich des ernsten Schauspiels zu freuen. Er allein schien jene großartige Sprache dort oben zu verstehen, denn er lächelte im Rollen des Donners und schaute kühn und ungeblendet in das Leuchten der Blitze. Für ihn war das Gewitterbrausen nur der mächtig anschwellende Posaunenton einer gewaltigen Naturſymphonie, der Wind, der in seinen Haaren wühlte, schien ihn zu heben und zu tragen, und als der ernste Mann jetzt die Arme emporhob in seltsamer stummer Begeisterung, da war es, als erwarte er, daß ein Engel niederfahre zu ihm auf den Flügeln der Blitze. O, daß er ihm eine Riesenharfe brächte, damit er sie ausstürme, jene seltsamen

Melodien, von denen die Seele des Begeisterten so übervoll! — Beethoven wähnte auch wirklich einen Engel zu sehen; eine weiße Gestalt stand vor ihm: er starrte auf sie hin, eines Wunders gewärtig. Aber der vermeintliche Engel zitterte, streckte ihm die Hände entgegen, murmelte hastig einige unverständige Worte und sah ihn flehend an. Ueberrascht blickte der Meister in ein erblaßtes Mädchengesicht. Eine Erinnerung kam ihm an dies liebliche Antlitz, an diese reizende Gestalt; hatte er sie nicht schon oft gesehen? war sie nicht an ihm vorübergegangen? — Im Traume vielleicht! — Er wußte es nicht.

„Kind!“ sagte er endlich und beugte sich zu dem jungen Mädchen nieder, „in solchem Unwetter bist Du noch im Freien? Hast Du Dich verspätet? bist Du fehl gegangen?“

„„Ich wollte nur zu Euch!““ antwortete fest und weich zugleich eine süße Stimme.

„Zu mir? Was kannst Du von mir wollen?“

„„Eure — Leonore!““

Beethoven fuhr zurück.

„Wie heißt Du?“

„„Wilhelmine Schröder. Ich stand schon viele Tage mit meiner heißen Bitte hier, erst heute wagte ich zu reden!““

„Und ſahſt Du nicht, wie das Wetter heranzog? fürchteſt Du Dich nicht?“

„„Ich fürchte nur Eins: daß Ihr meine Bitte abſchlagen werdet!““

Der Meiſter antwortete nicht — unverwandt blickte er in die blauen Augen des Mädchens. Sie ſenkte ſie nicht zu Boden, ſie erröthete heiß, aber ſie ſah ihn an. Da ſtreckte Beethoven die Hand aus, faßte kräftig die kleinen Hände des lieblichſten Geſchöpfs, athmete tief und erquickt auf und ſagte mild:

„Komm morgen früh zu mir, mein Kind, und ſei muthig; ich glaube, ich habe meine Leonore gefunden. — Jetzt aber fort von hier, ich will Dich nach Haus führen!“

Und ſie hing ſich an ſeinen Arm mit einem ſeligen Lächeln auf den Lippen, ihre Wange glühte, ihr Körper zitterte, ihr Herz klopfte ungeſtüm: die Erfüllung ihres brennendſten Wunſches war nah. — Der Sturm hatte aufgehört, die Blitze zuckten ſchwächer, aber ein erfriſchender Regen tropfte nieder. Am Thore der Stadt hob Beethoven das junge Mädchen mit väterlicher Sorgfalt in einen eben vorüberfahrenden Wagen, und Wilhelmine Schröder bezeichnete die Wohnung ihrer Mutter. In kindlich überſtrömender Begeiſterung küßte ſie zum Abſchiede die Hand des Meiſters; er wandte ſich zu

geben. Noch einmal mußte er zurückblicken, und da sah er, über den Wagenschlag hinausgelehnt, das reizendste Mädchengesicht zu ihm hingewandt. Es war erblaßt vor innerer Bewegung, die junge ernste Stirn, eingefaßt von goldnen Haaren, neigte sich vor ihm, sanft grüßten und lächelten die magischen Augen. Ludwig van Beethoven fühlte eine wundervolle Wärme an sein Herz strömen, eine selig-wehmüthige Ahnung durchzuckte ihn, er sagte sich leise: „Dies Weib wird noch einen Sonnenstrahl auf deinen Weg werfen — den letzten!“

Und am folgenden Morgen stand Wilhelmine Schröder, die junge Sängerin, neben Beethoven am Clavier. Vor ihm aufgeschlagen lag die Partitur seiner Leonore. Er hatte dem blonden Mädchen kurz den Inhalt der Oper erklärt, der sie mächtig anzog, ging dann flüchtig über die ersten Nummern Jaquino's und Marcellina's hinweg und intonirte, leise summend, mit der einen Hand streng den Tact marquirend, mit der andern die Accorde der Begleitung greifend, die Leonorenstimme des Quartetts:

„Mir ist so wunderbar.“

Das Mädchen folgte jedem Tone mit gespannter Aufmerksamkeit. Bei dem Terzett:

„Muth, Söhnchen, Muth,“

leuchteten die blauen Augen leidenſchaftlich auf; als ſich aber das Prachtgemälde der großen Arie:

„Abſcheulicher, wo eilſt du hin!“

vor ihrer Seele entfaltete, da flog ein Beben tiefſter Erſchütterung durch den zarten Körper. Mit jeder Nummer wuchs die Erregung der halb athemloſen Zuhörerin, immer begeiſterter ſpielte und intonirte der Meiſter, ſie hörte nicht, wie gebrochen und hart die Stimme klang, die ihr alle dieſe Herrlichkeiten ins Ohr und in die Seele trug. Sie wußte auch nicht, daß beim Duett des zweiten Actes:

„Nur hurtig fort, nur friſch gegraben,“

die Thränen langſam und ſchwer über ihre Wangen rollten, ſie wandte den Blick nicht ab von dem wunderbaren Manne, der da vor ihr ſaß und den ſie ſo inbrünſtig verehrte. — Welch ein eigenthümlich feſſelndes Bild in dem engen Rahmen des ſchlichten Zimmers waren ſie, dieſe beiden Geſtalten, der reiche ernſte Herbſt und der lächelnde Frühling. Der Meiſter ſelbſt im weiten pelzverbrämten Hausgewand, mit blitzenden Augen und leuchtender Stirn, ganz verſunken in ſeine Schöpfung, dann und wann tief-ernſt aufblickend zu dem Antlitz ſeiner Hörerin; Frühlingsfriſche war ausgegoſſen über jene Mädchengeſtalt an ſeiner Seite, über jenes Angeſicht mit ſeinen köſtlich reinen Linien, und

Sonnenlichter zitterten in den ſchweren blonden Haaren, die ſich an die zarten Wangen ſchmiegten und im ſtolzen Nacken einen goldenen Knoten bildeten.

An dieſem jugendlichen Haupte hingen
So viele Hoffnungen, als in den Zweigen
Im wonnevollen Maimond hängen Blüthen.

Beethoven ging raſch und immer raſcher weiter, ſeine Hand eilte über die Taſten!

„Jetzt kommt die Stelle höchſter Erhebung," ſagte er; „in ihr ſammeln ſich die Lichtſtrahlen der ganzen Oper. Gieb Acht auf dieſen Ruf! auf ihn kommt's an, mein Kind, hier wirſt Du zeigen, ob ich mich in Dir getäuſcht oder nicht!"

Und nun intonirte er mit erſchütternder Begeiſterung jenen berühmten Schrei:

„Tödt' erſt ſein Weib!"

Wilhelmine Schröder erkannte nun erſt die Rieſenaufgabe, nach der ſie ſelbſt die Hand ausgeſtreckt, ſie faltete bebend die Hände, Glück und Bangen zugleich erfüllten ihre Bruſt. „Tödt' erſt ſein Weib!" dieſer eine Ruf tönte ihr in den Ohren — ſie hörte nichts weiter, das glänzende Finale ging an ihr vorüber wie ein Traum. Als aber Beethoven ſich erhob und die Partitur zuſchlug, näherte ſie ſich ihm mit wankendem Schritt.

„„Segnet mich zur That, die ich wagen will, damit

ſie mir gelinge,““ ſagte ſie feierlich und neigte tief das Haupt.

Und der Meiſter legte ſeine Hand gedankenvoll auf den blonden Scheitel, und ein Lächeln der Befriedigung glitt wie ein herbſtlicher Sonnenſtrahl über ſein ernſtes Angeſicht.

Ehe das junge Mädchen aber an dieſem Abend einſchlief, faltete ſie die ſchönen Hände und ſchloß ihr Nachtgebet mit den Worten: „„Gott, laß mich eine Leonore werden, wie er ſie geträumt, damit ich ſeinem Herzen noch eine Freude bringe.““

Wenige Wochen nach dieſer Scene trat Wilhelmine Schröder in der Oper „Fidelio“ in Wien auf, und verkörperte jenes Ideal höchſten Liebesheroismus, das dem Geiſte Beethovens vorgeſchwebt. Der Componiſt ſelbſt ſaß in einer kleinen dunklen Loge dicht bei der Bühne. Ach, die ſüßen und doch kraftvollen Töne, wie ſie die Bruſt der jungen Sängerin ausſtrömen ließ, ſie drangen ja nur ſchwach und gebrochen in ſein ſchon damals faſt ganz verſchloſſenes Ohr, aber er ſah doch die von Gluth und Hingebung getragene Erſcheinung, er ſah dieſe Augen voll Leidenſchaft und Begeiſterung, und der ausbrechende Jubel der hingeriſſenen Menge umbrauſte ihn wie ein fernes Meer. — Und der zweite Act entfaltete

ſich, das ſchöne Weib ſtieg hinab in den dunklen Kerker, reichte dem hungernden Gatten das Brod, durchlief alle Stadien der Seelenmartern, bis endlich jener wunderbare Lichtpunkt kam, jener mächtige Aufſchrei:

„Tödt' erſt ſein Weib!"

Beethoven richtete ſich fieberiſch erregt auf, als der Accord einſetzte, ſein Athem ſtockte, die Rieſengeſtalt zitterte, ſeine Blicke bohrten ſich feſt an die Lippen der Sängerin. Eine Secunde lang war's, als ob ſie zagte, plötzlich aber richtete ſie ſich auf in wahrhaft großartiger Schönheit, und ſchmetterte das in höchſter Leidenſchaft vibrirende b in die Seelen der erſchütterten Hörer. — Und das Wunder geſchah, dieſer eine gewaltige beſeelte Ton durchdrang alle Schranken und drang wie eine lichte Verkündigung in das verſchloſſene Ohr des Meiſters. Es wurde plötzlich ſo hell in ihm, goldne Tonwellen überſtrömten ihn, ein ſtiller Traum, ſeine Leonorenſchöpfung ſang und klang laut, in dem herrlichen überwältigenden b, das er gehört, ſpiegelte ſich das Ganze, wie das All ſich in einem klaren Tropfen ſpiegelt. — Namenloſe Freude, ungebändigtes Entzücken ergriffen ihn, er hatte ſich in dieſer Leonore nicht getäuſcht! Er hätte dies junge Mädchen an ſein Herz reißen, in ſeinen Thränen baden mögen, längſt begrabene Wünſche, längſt entſchlafene Hoffnungen ſtanden auf aus ihrer Todesruh'

und sahen ihn lächelnd an. Aber Körper und Seele waren nur an Schmerzen gewöhnt, das unendliche plötzliche Glücksgefühl überwältigte den nur im Leiden und Entbehren starken Mann: Ludwig van Beethoven sank ohnmächtig zusammen.

Diese Darstellung des Fidelio war in der That der letzte, aber vielleicht auch der blendendste Sonnenstrahl, der auf den dunklen Weg des erhabenen Tonschöpfers fiel.

Aber was war es wohl, was Ludwig van Beethoven von der Darstellerin seiner Leonore verlangte, und was er in den blauen Augen eines jungen Mädchens gefunden?

Wilhelmine Schröder trug die Leonore hinaus in die Welt. — Wer hätte wohl je ohne die nachhaltigste Erschütterung den Fidelio von ihr gehört, wer könnte sie, gerade sie in dieser Erscheinung vergessen? Hunderte von Sängerinnen haben nach ihr uns auch die Leonore gesungen; vermochte je Eine von Allen so die Seele gefangen zu nehmen, wie sie? — Aber war denn Keine so schön wie Wilhelmine Schröder-Devrient, hatte keine eine so mächtige Stimme, eine so entzückende Grazie? — O gewiß! Reizende Frauen hüllten sich in das schlichte Männerkleid Fidelio's, großartige Stimmen sangen uns die Arie: „Abscheulicher, wo eilst Du hin!“ Meisterinnen

der Darſtellungskunſt erſchöpften ſich an dieſer Erſcheinung; aber ſchwebte je von einer Lippe der Ruf: „Tödt' erſt ſein Weib!“ großartiger, hinreißender als von den Lippen jener blonden Frau? — Und warum wohl? — Hier folgt die Löſung aller Fragen. Wilhelmine Schröder-Devrient beſaß jenen ſeltenen Zauber, der die Welt überwindet, jenen räthſelhaften Reichthum, der in unſerer kühlen und matten Zeit immer mehr zur Sage wird, jenen koſtbarſten Schatz der Erde, jene ſchönſte Segnung des Himmels: ein heißes Herz!

Zwei Brüder.

„— Dem Einen iſt ſie die hohe, die himmliſche Göttin, dem Andern Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter verſorgt.“

Schiller.

In der engen Gaſſe einer großen Handelsſtadt lebte vor etwa dreißig Jahren eine arme Jüdin, die ſich vom Ein- und Verkauf alter Kleider nothdürftig ernährte. Sie hatte einſt beſſere Tage geſehen und in einer recht glücklichen Ehe gelebt; ihr Mann ſtarb aber am Nervenfieber, als ſie ihm kaum drei Monate vorher ein muntres Zwillingspaar geboren, kräftige Knaben, auf die beide Eltern nicht wenig ſtolz waren. Iſaak hatte eben ein kleines Geſchäft begonnen,

und seine Unternehmungen wurden mit Erfolg gekrönt; er blickte froh hoffend in die Zukunft seiner Kinder: da kam der Tod und machte plötzlich allem Sorgen und Schaffen ein ewiges Ende, und die fleißigen Hände, die sich so unermüdlich geregt, lagen nun starr und gelähmt auf der stillen Brust des Todten. Sarah nahm zerrissenen Herzens ihre beiden Kinder, ging mit ihnen zum Rabbi und fragte ihn um Rath, was sie beginnen sollte in ihrer großen Noth und Verlassenheit. Und der Rabbi sprach mit den Aeltesten der Gemeinde, und sie traten alle zusammen und halfen und riethen, so viel sie konnten, und nach vielen durchweinten Tagen und schlaflosen Nächten war die arme Frau im Stande, durch mühselige Thätigkeit ihr und der Kinder Leben zu fristen.

Die Brüder wuchsen unter Mangel und Entbehrung auf, und hatten das sechste Jahr erreicht, als sich bei beiden eine Eigenschaft entwickelte, die gar bald die Aufmerksamkeit Aller, die mit den Kindern in Berührung kamen, in hohem Grade auf sich zog. Beide zeigten nämlich eine ungewöhnliche Vorliebe für Musik, eine auffallende Achtsamkeit für jeden Ton, der in ihrer Nähe laut wurde. Jacob lief jeder Trompete nach, trieb sich vor allen Gartenconcerten herum, und ging oft stundenlang mit den Drehorgelspielern von Haus zu Haus, wußte genau ihre Einnahmen zu berechnen, sammelte auch zuweilen,

um einige Pfennige, für den Muſikanten ein. Sein Aeußeres war unſchön, ſeine Finger plump, die Haltung gebückt, der Gang haſtig und ungeſchickt, die Bewegungen eckig. Das Geſicht trug den Typus ſeiner Race; in den ſchmalen ſchwarzen Augen lag aber eine Welt voll Energie und Intelligenz, und in ihrem Aufblick eine frappirende Kälte und Schlauheit. David war ganz das Gegenbild ſeines Bruders: ſehr groß für ſein Alter, ſchlank, von leiſem und ſcheuem Weſen, und von der vollen, ſchwermüthigen Schönheit ſeines Volkes, von jener orientaliſchen Formenbildung, die, wenn ſie in ſo reiner und ausdrucksvoller Weiſe erſcheint, ganz unwiderſtehlich anzieht und feſſelt. Sein Blick war hinreißend in ſeinem melancholiſchen Feuer, die Geſichtsfarbe ein matter bräunlicher Ton, doch ohne Wangenroth, die Zähne wunderſchön und das tiefſchwarze Haar leicht gelockt. Wie oft blieben Frauen und Männer bewundernd ſtehen vor dem ärmlich gekleideten Judenknaben und ſchenkten ihm freiwillig eine Kleinigkeit, Geld, Blumen, Näſchereien, die er alle ſofort der Mutter brachte. Als ganz kleines Kind achtete er ſchon auf das Summen des Waſſerkeſſels, auf das Zirpen eines Heimchens und das Gezwitſcher der Schwalbe, und ſpäter konnte er ſtundenlang an einem kleinen Waſſerfall ſitzen, der die Promenaden der Stadt ſchmückte, um auf das Geräuſch der

fallenden Tropfen zu hören. Vor den Kirchthüren den Klängen einer Orgel zu lauschen war die höchste seiner Freuden, und da achtete er weder Frost noch Sonnengluth; geduldig harrte er auf den Steinen, bis die wunderbaren Töne heranzogen, um ihn anzuhauchen mit ihrer heiligen Gluth. Einmal im strengsten Winter fand ihn der alte Domorganist halb erfroren an einer Seitenthür kauern, und als das Kind auf seine dringenden Fragen dem warmblickenden Musiker erzählte, was ihn so auf die Schwelle bannte, wies dieser ihm für jeden Gottesdienst ein versteckstes Plätzchen in der Nähe der Orgel an. Auch lud er ihn in sein Haus ein, und als der Knabe wirklich einmal freudezitternd kam, spielte er ihm Bach'sche Fugen und alte Choräle vor. Leider währte dies Glück nur kurze Zeit: der alte Mann starb und sein Nachfolger war weniger herzenswarm gegen den armen Judenknaben. Im Sommer begleitete David seinen Bruder in jene öffentlichen Gärten, in denen Musikchöre spielten, zu welchem Genuß das Publikum sich zu drängen pflegte. Die Kinder durften natürlich nur draußen stehen, aber da ersann Jacob allerlei, um einen kleinen Gewinn zu erzielen. Bald trat er, die Schuhbürste in der Hand, dienstfertig den Ankommenden entgegen und säuberte geschickt die bestäubten Stiefeln der jungen nnd alten Herren; bald bot er selbstgeschnitzte

Zahnſtocher feil, bald ſaubergedrehte Fidibuſſe, zuweilen auch Sträußchen einfacher Wieſen- und Waldblumen, denen er aber durch zierliche Anordnung ein gewiſſes Anſehen zu geben verſtand. Er nahm auch immer einige Groſchen ein, die er zu Hauſe in ein altes Tuch band, und in ſein Kopfkiſſen verſteckte. David war zu alle dem nicht zu gebrauchen. Er ſaß ſtill hinter der Hecke, möglichſt entfernt vom Orcheſter, damit die Töne recht gedämpft und verworren zu ihm drangen und ſeine Phantaſie ſie ſich zurechtlegen konnte zu Accorden und Melodien, wie ſeine Seele ſie träumte. Kam er nach Hauſe zurück, ſo ſang er ſtundenlang leiſe vor ſich hin und bürſtete dabei die alten Kleider, die ſeine Mutter austragen wollte, mit einem faſt ſtrahlenden Geſicht. Jacob ſchalt ihn oft träg und ungeſchickt; David gab ihm mit thränenvollen Augen Recht, verſuchte auch wohl mit Blumen an den Gärten ſich aufzuſtellen, aber wenn der erſte Ton die Luft durchzog, fing er an zu zittern, ließ die Blumen fallen oder ſchüttete ſie dem erſten beſten Kinde in den Schooß und kroch in ſein Winkelchen.

„Mutter! wenn Du nur einmal dabei ſein und hören könnteſt, was ich höre!“ ſagte er oft beim Schlafengehen zur armen Sarah, die am ſpäten Abend die ärmliche Garderobe ihrer Kinder auszubeſſern pflegte, damit ſie ordentlich einhergehen möchten. „Du würdeſt

Deine ganze Plage vergeſſen und Dein ſchweres Leben, und reich und froh werden wie ich! Verſuch's einmal!“

„„Da ſollte es ſchlimm ausſehen um uns, wenn die Mutter ſich bei der Muſik hinſtellen und zuhören wollte!““ warf Jacob unfreundlich dazwiſchen. „„Wer ſollte uns denn zu eſſen und zu trinken ſchaffen? Du vielleicht?““

Und David wandte ſich traurig ab; Sarah aber ſtreichelte ſanft und innig das weiche Haar ihres Lieblings und ſagte: „Wenn Euer Vater noch lebte, hättet Ihr wohl ein Inſtrument lernen können, und wer weiß, ob nicht gerade David ſeine Eltern reich gemacht!“

Die Knaben waren etwa eilf Jahr alt geworden, als ein unbedeutender Zufall über ihr ferneres Geſchick entſchied. Ein berühmter Clavierviruoſe beſuchte auf ſeiner Reiſe nach Wien die Vaterſtadt der beiden Brüder und kündigte daſelbſt ein Concert an. Sein Ruf hatte die halbe Welt durchflogen, man drängte ſich alſo zu den Billets, obgleich ſie zu einem ſehr hohen Preiſe verkauft wurden. Jacob und David ſtanden ſchon lange vor Beginn des Concerts am Eingange des Saales; Erſterer hatte ſich dicht an die Kaſſe gedrängt und zählte voller Staunen mit den Augen die Einnahme des Billetverkäufers. „„Wer es auch ſoweit bringen könnte!““

ſagte er halblaut zu ſeinem Bruder. „Wir wollen bitten, vielleicht läßt man uns hinter der Thüre lauſchen,“ erwiederte dieſer, den Ausruf anders deutend. Die Knaben baten den Portier, der Wächter der Pforte wollte aber nichts davon hören und nichts erlauben. „Was verſteht Ihr Judenjungen von Muſik!“ ſagte er roh, „was kann Euch daran gelegen ſein, hier hinter der Thür zu frieren?“

„O für die Muſik könnte ich noch mehr als das,“ rief David.

„„Nein, das iſt wahr, hinter der Thür hilft mir's nichts,““ ſetzte Jacob hinzu, „„da kann ich ihn nicht ſpielen ſehen, und ich muß es ihm abgucken, ich muß reich werden wie er!““

„Hier ſind zwei Karten für die Kinder,“ ſagte ein feiner blaſſer Herr, der unbemerkt heraufgekommen und einen Theil des Geſprächs gehört hatte; „und nach dem Concert wartet auf mich, ich will noch mit Euch reden!“

Der Caſtellan verbeugte ſich tief; „das war Er,“ ſagte er nach einer Pauſe faſt feierlich zu den erſtaunten Knaben. „„Er ſieht aus wie andere Menſchen auch,““ murmelte Jacob, „„ſeine Kunſt kann alſo kein Hexenwerk ſein!““ David küßte die Karte und preßte ſie feſt zwiſchen ſeine beiden Hände, ängſtlich um ſich

blickend, ob auch Niemand den Schatz ihm zu entreißen trachte.

Das Concert begann mit Mozart's Ouverture zum Don Juan. Jacob hatte dreist seinen Platz dicht am Orchester gewählt; er wollte durchaus den Künstler spielen sehen, mehr verlangte er nicht. David war von ihm weggedrängt worden und saß hinter einer Säule am Ende des Saales. Als nun die großartige Musik dahergeschritten kam und wie ein Simson an der Säule rüttelte, die den bebenden Knaben verbarg, da zerriß der Schleier vor seinen Augen: „das ist wahre Musik," fühlte er, erkannte er. Seine Hände fielen zitternd in einander, sein erschütterter Körper lehnte sich gegen die Säule: so empfing er den Gruß des hehren Mozart-Genius.

Es giebt bevorzugte Seelen, denen in einem Momente der Entzückung das Verständniß von Dingen aufgeht, über denen die meisten Anderen ein Menschenleben lang vergebens brüten. So David. Er begriff die Herrlichkeit Mozarts, dessen Namen er mühsam auf dem Programm zu entziffern vermochte, Dank sei es seiner Judenschule. „Solche Wunder schaffen wie er!" dachte er immer und hörte nicht, wie der fremde Virtuose in kunstvollen Gängen auf dem Piano auf- und niederwogte, stürmte, säuselte und flog, er hörte nicht den Bei-

fallssturm der Menge, er kam erst wieder zu sich in den warmen Wellen des blumengeschmückten Stromes der Pastoralsymphonie Beethovens. Träumend ließ er sich am Schlusse des Concertes vom Bruder fortziehen, träumend hörte er die Frage des fremden Künstlers: „was wollt Ihr denn werden, Ihr armen Schelme?“ Da überfluthete ihn plötzlich eine helle Begeisterung und er hob die wunderschönen Augen auf zu dem Frager und sagte fest: „ich will ein Mozart werden!“ — „„Und ich will spielen lernen und Geld verdienen wie Ihr!““ rief Jacob.

Und der reiche berühmte Virtuose lachte und erbot sich beide Knaben nach Berlin zu bringen, dort einem tüchtigen Lehrer zu übergeben und auf seine Kosten sie zwei Jahre lang in der Musik unterrichten zu lassen. Man erstaune nicht allzusehr: es war kein Edelmuth, der den Künstler zu dieser allerdings auffallenden Handlung trieb, auch kein wahres tiefes Musikinteresse; es war eben nur eine Laune. Der große Herr wünschte auf eine recht piquante Weise ein stürmisches Interesse zu erregen und griff zu diesem ihm in den Weg tretenden Mittel. Dieser Zweck wurde auch zu seiner Befriedigung vollständig erreicht; die romantische Geschichte machte die Runde durch alle Zeitungen, begleitet von den pomphaftesten Zusätzen und Randglossen, die alle seiner erstaunenswerthen Großmuth galten. „In zwei Jahren

komme ich ſelbſt nach Berlin," hatte er zu den Knaben geſagt, „dann werde ich ſehen, was Ihr gelernt; für den, der fleißig war, werde ich weiter ſorgen!"

Nach der armen Sarah fragte natürlich Niemand. „Das Judenweib wird froh ſein, die Kinder los zu werden, dergleichen Geſindel verſchachert ja Alles!" hieß es. — Sie ſträubte ſich auch freilich nicht, die treue Mutter, als man ſie von dem Plane des großmüthigen Künſtlers in Kenntniß ſetzte. „Ihr werdet's beſſer haben als bei mir," ſagte ſie beim Abſchiede und weinte auch nicht. Ihr und unſer Gott ſah aber ihre heißen Thränen, ſah ihr Händeringen, als ſie nun einſam war, er hörte den Schrei des ſchmerzzuckenden Mutterherzens. Nachher ging ſie wie ſonſt und verkaufte alte Kleider und lief hin und her, nur alterte ſie raſch, trug ſich gebückter und ihre Augen waren immer roth. Es fragte ſie aber kein Menſch weshalb. — „In zwei Jahren bin ich Mozart geworden und dann komme ich und hole Dich," hatte David beim Abſchied geſagt; daran dachte Sarah immer und immer.

Zwei Jahre waren vorbei, da brachte der Poſtbote der armen Jüdin in ihr enges dunkles Kämmerchen einen Brief. Sie ſteckte zitternd über dies wunderbare Ereigniß ein Lämpchen an, öffnete, und erkannte an der mühſam zu entziffernden unſichern Unterſchrift, daß ihr Liebling David den Brief geſchrieben. Lange, lange konnte

sie vor Thränen nicht lesen, endlich entwirrten sich die Buchstaben. Sarah las langsam, die halbe Nacht ging darüber hin, und als sie die letzte Zeile beendet, fiel sie ohnmächtig mit dem müden Haupt auf den harten Tisch. Hier ist der Brief.

„Man hat mir gesagt, liebe Mutter, daß ich bald weit, weit weg reisen soll, von der Rückkehr aber weiß ich nichts. Nur möchte ich Dich beruhigen über die neue Trennung, und daß ich kein Mozart geworden bin, arme Mutter, damit Du Dich nicht zu sehr um Dein Kind grämst. Solltest du nun lange, lange nichts von David hören, so traure nicht; man wird Dir bald sagen, wohin er gegangen. — Wie viele, viele Tage sind gewesen, seit ich Dich zum letzten Mal geküßt; wie gern möcht ich meine Wangen an Dein gutes Gesicht drücken. Ob Du wohl viel geweint hast über uns? Ich habe auch geweint um Dich und ich bin unglücklich gewesen, nun aber ist alles vorüber und ich bin glücklicher, wie ich Dir beschreiben kann. Sieh, liebe Mutter, da wollten sie mich zwingen, allerlei sonderbare Dinge zu lernen; ich wollte ja ein Mozart werden, sagten sie. Die Noten sollte ich lernen, Generalbaß studiren, eine Schule durchmachen, und da schraubten sie meine Hände fest an die Tasten und da durfte ich nicht mehr spielen als fünf Töne und endlich acht u. s. w. Musik durfte ich

nicht hören: das zerſtreut nur, meinte unſer Lehrer. Er ließ mich auch nicht hinausgehen ins Freie, und ſpäter nur dann und wann auf einige Minuten. Aber weine nicht deshalb, gute Mutter; ein Baum ſtand ja vor dem Fenſter meines kleinen Zimmers und ſo nah, daß ich ſie faſſen konnte, die lieben Blätter, und da hatte ich ja genug des ſüßen Grüns. Hätte ich beſſer gelernt, ſo hätte man mir wohl mehr Freiheit gegeben, aber ich verdiente die Strafe, ich war ſo ungeſchickt, ſo ungelehrig, nichts, nichts merkte und begriff ich! Ach, die Muſik, die man ſo erlernen kann, muß doch eine andere ſein, als die, von der ich immer geträumt, es muß doch eine andere Tonkunſt geben, als die erlernte, ſonſt wäre auch Mozart nicht geweſen, nicht wahr, Mutter? In mir ſingt und klingt es unabläſſig, aber ganz anders, als wie da draußen! Dieſe vielen gelehrten Worte, ach, wer ſie verſtehen könnte! dieſe vielen kleinen und großen, dicken und dünnen Noten, wie ſie mich verwirrten! Sie tanzten vor mir auf und ab wie Geſpenſter, ſie neckten mich, kletterten auf den Notenſtrichen auf und nieder und ſchlugen allerlei Purzelbäume. Zuweilen verlor ich vor Angſt die Beſinnung, wenn das ſtrenge Auge meines Lehrers mich anſah und nach vielen Zeichen und Namen fragte, die ich nicht wußte. Ach! er ſah ja nicht, wie toll ſie waren, die ſchwarzen Dinger, nach welchen er

mich fragte! „Zur Strafe Deiner Faulheit erhältſt Du heute kein Abendeſſen,“ hieß es oft. Mutter, der Hunger that nicht ſo weh, wie der Gedanke, daß ich nimmer, nimmer ein Mozart werden könne!

„Spät Abends, da war's mir am wohlſten, da ſetzte ich mich an das kleine Clavier und wußte, daß es Niemand hörte, wie ich darauf herumgriff. Dann hörte ich aber Muſik, ja glaube mir's nur! Ob ich ſpielte, oder eine höhere Macht meine ſteifen ungelenken Finger berührte, ich weiß es nicht, aber die Orgel tönte wie damals in den Kirchen der Chriſten, als ich draußen lauſchte, und ich fühlte keine Schmerzen, keinen Hunger, keine Traurigkeit und keine Sehnſucht. Eines Abends aber kam mein Lehrer früher nach Hauſe und hörte mich ſpielen, kam herauf und ſchalt mich einen albernen Träumer und Klimperer. Am andern Tage ließ er das kleine Clavier in ſein Zimmer tragen; nun konnt' ich nur dort und nie mehr Abends ſpielen.

„Von meinem Bruder wurde ich gleich anfangs getrennt; er ſei viel weiter als ich und lerne viel, ſagte man mir.

„Die langen, ſchweren Tage, die ſtillen, dunklen Abende machten mich endlich krank, gute Mutter, und in dieſer Krankheit ſah ich Dich deutlich an meinem Bette, und Deine Hand hat mir die Kiſſen gerückt und

die Stirn getrocknet. Du haſt ſie auch mit mir hören dürfen, die Mozart-Muſik, die ich immer hörte!

„Mutter, ich weiß doch, was Harmonie iſt, wenn ich auch die Lehre vom Generalbaß nicht begriff, ich weiß, daß es echte Muſik iſt, nach der meine Seele verlangte, ſo lange ich denken kann. Und dieſe Seele läßt ſich nun nicht mehr halten, ich gehe dahin, woher der goldene Strom kommt, zu der Töne Urquell. Ich war ſelbſt nur ein verlorener Ton, zu dem ſich hier auf der Erde kein Accord finden wollte. Nun weißt Du, welche Reiſe ich meinte, gute Mutter. Du wirſt ſie mir gönnen. Sie ſind jetzt alle gut zu mir; unſer Beſchützer, Herr G., iſt da; ich wohne bei ihm, ich ſehe aus meinen Fenſtern in einen Garten, und nicht gar zu weit liegt eine Kirche und da kommen oft Orgeltöne zu mir herüber und reden wie Brüder mit mir. Mir iſt unendlich wohl; ich fühle, ich werde mich ſo ſanft auflöſen wie ein Klang in weicher Nachtluft. Gute Nacht, Mutter! auch Dein Sabbath wird kommen!

David."

An den Rand des Briefes hatte Jacob mit feſter Hand die Worte geſchrieben: „„Der Bruder iſt todt! — es war das Beſte für ihn, er paßte nicht für Arbeit und Mühe. Wann ich zu Dir komme, weiß ich nicht,

aber arm komme ich nicht. Herr G. hat mir einen Platz in der großen Musikschule verschafft.“ “

Zehn Jahre waren vergangen, seit das vorliegende Blatt in die niedere Stube der armen Sarah flog, da verbreitete sich plötzlich das Gerücht, daß ein ausgezeichneter junger Claviervirtuos, Schüler des berühmten G., nach F. zu kommen und daselbst ein Concert zu geben beabsichtige. Musikalische und andere Zeitungen hatten den Namen Giacomo S. schon durch ganz Deutschland getragen, über seine ausgezeichnete Technik herrschte nur eine Stimme, und noch neuerdings ward das Interesse für den jungen Künstler im hohen Grade gesteigert. Man erfuhr nämlich, daß er in einem Concert, das er in Krakau gegeben, das Herz einer sehr reichen Russin gewonnen und diese ihm bereits vermählt sei. Man bestellte im Voraus Billets, das Concert versprach überfüllt zu werden. Eines Abends fuhr ein eleganter Reisewagen vor am Hotel B., dem vornehmsten Gasthause der Stadt, ein kleiner Herr stieg aus, und hob langsam eine schlanke, in Pelz gehüllte Dame heraus. Die Zimmer waren schon im Voraus bestellt, also geheizt und erleuchtet für den sehnlichst erwarteten Herrn Giacomo S. mit seiner Gemahlin. Kaum im Salon eingetreten, warf Giacomo einen Blick auf seine Uhr und sagte unruhig zu seiner Frau; „„Ich habe in Betreff des Concerts

noch einen nothwendigen Beſuch zu machen, liebe Irma, mache Dich auf eine, vielleicht auch zwei einſame Stunden gefaßt, ich werde Dir aber vorher noch einige Bücher auspacken.““ Er that es. Die blonde Dame ſtand eben vor dem großen Spiegel, ordnete ihre Locken und ſtrich die Spitzen und Falten des ſchweren ſchwarzen Atlaskleides zurecht. Mit dem Ausdruck übelſter Laune wendete ſie ihr feines, kaltes Geſicht ihrem Manne zu und ſagte: „mais, mon cher, ich glaubte, wir würden noch in die Oper fahren, es iſt ja eben erſt ſechs Uhr?“

„„Nein, gieb dieſen Gedanken auf; ich habe Wichtigeres zu thun. Morgen werden wir ja mitten im Strudel der Geſellſchaft ſein; füge Dich heute in dieſe kurze Einſamkeit.““

Madame ſchmollte, Monſieur wickelte ſich in ſeinen Mantel, denn es war Winter, und verließ zu Fuß das Hotel. Durch viele kleine Straßen ging er, und immer raſcher wurde ſein Schritt, er kam endlich in die ärmſte der Gaſſen: ſie war faſt dunkel, aber das Haus, das er ſuchte, fand er doch, und kletterte eine alte Stiege hinauf und pochte an eine Thür. Eine ſchwache Stimme rief ihn herein und Jacob ſtand ſeiner Mutter Sarah gegenüber.

Die ſchlechte Laterne, die auf der Straße brannte, warf ihren ſchwachen Schein gerade ins Zimmer und

er ſah die alte Jüdin, wie ſie, mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, faſt wie ein Steinbild da ſaß.

„Wer iſt da?“ fragte ſie, aber ohne ſich zu regen, auch öffnete ſie die Augen nicht; die alte Frau war blind geworden von vielen Thränen.

„„Jacob iſt's, Mutter!““ antwortete der Sohn und küßte ihre magern Hände mit der vollen, rührenden Pietät, die den Juden im Verhältniß zu ſeinen Eltern charakteriſirt.

„Komm her, daß ich Dich ſegne,“ ſagte ſie weich, aber ohne Freude, mit einer ſeltſamen Ruhe. Als er ſich ihr ganz genähert, richtete ſie ſich auf, fuhr mit der Hand prüfend über ſein Geſicht und ſeine Kleider und küßte ihn auf die Stirn, aber alles dies ſo ohne Erregung und Haſt, als habe ſie den Sohn erſt vor einer Stunde geliebkoſt.

„„Du biſt noch arm, gute Mutter,““ ſagte Jacob nach einer Pauſe, in der er ſich im Zimmer umgeſehen und Alles, Alles noch gefunden, wie er es damals vor zwölf Jahren verlaſſen: das Bett der Knaben, die alten Kleider, die ſie getragen, die kleine Bank am Ofen, die beiden Stühle und den großen alten Tiſch.

„„Ich bin jetzt reich,““ ſprach er weiter, „„und Du ſollſt es mit mir ſein!““

Seine ſonſt ſo ſcharfe harte Stimme klang weich

und über ſein unſchönes Geſicht flog eine faſt milde Freundlichkeit, als er ſo zu ihr redete.

Sarah lächelte müde und lehnte ſich zurück. „Was nennt mein Jacob reich?“ murmelte ſie; „ich kenne nur einen Reichthum und den kannſt Du mir doch nicht wiedergeben; Du weißt, welchen vergrabenen Schatz ich meine.“

„„Ich weiß es, arme Mutter. David iſt todt, er konnte nichts ertragen; ich habe es gekonnt, weil ich reich werden wollte. Du weißt, es iſt ein Erbtheil unſeres zertretenen Volkes, dieſer furchtbare eiſerne Wille; wir haben einen Willen, der Alles, Alles überwindet, Alles erreicht; er hatte ihn nicht, er ſtarb. Ich wollte Muſik lernen, nicht weil ich ſie liebte, nein, weil ſie heut zu Tage raſcher reich macht als irgend eine andere Kunſt, und ich lernte ſie. Man hat mich geſchlagen, getreten, geſtoßen wie einen Hund, ich litt Hunger und tauſend Qualen und Demüthigungen, ich ertrug Alles, weil ich wollte. Nun iſt's längſt vorüber, mein iſt Ehre und Reichthum, aber Du ſollſt auch wieder froh werden, Mutter!““

„Laß mich, Kind, ich trage nach nichts mehr Verlangen; für mich giebt's weder Leid noch Freude; ich harre meines Sabbath's. Aber die Arbeitszeit währt länger, als ich hoffte; ich bin ſo müde!“

„„Mutter, komm mit mir, ich will Dich pflegen und ehren und Dir dienen, Du ſollſt im Sonnenſchein leben; auch mein Weib —““

„Jehova ſegne ſie, wenn ſie mich werth hält mit der Innigkeit der Kinder unſeres Stammes.“

„„Ich bin ein Chriſt geworden, Mutter! Nur ſo konnte ich Anſehen gewinnen, wie ich's verlangte; den „Judenjungen“ ſollte mir Niemand mehr vorwerfen!““

„Sei reich und geehrt, mich aber laß arm und verachtet ſterben!““

„„Aber das Weib, das entzückt von meinem Spiel Hand und Herz mir gab, wird Dich, meine Mutter, lieben.““

„Deine Mutter vielleicht, die arme Jüdin aber nimmermehr!“

Jacob ſchwieg und dachte an die ariſtokratiſche Irma mit den kalten Augen und ſtolzen Manieren, an ihre hochmüthigen Verwandten, und er ſeufzte und knirſchte mit den Zähnen.

„Geh, mein Sohn,“ ſagte nach langem Schweigen die alte Frau, „laß mich ruhig einſchlafen! Mein heißerſehnter Sabbath wird ja auch hereinbrechen über mein gebeugtes Haupt mit ſeinem Glanz und ſeinem Frieden; ich harre geduldig!“

„„In drei Tagen gebe ich mein Concert, und am

Morgen nachher komme ich wieder zu Dir, dann mußt Du mir folgen!“

Sarah schüttelte sanft den Kopf, legte still ihre Hand auf den Scheitel des Sohnes, murmelte einen Segenswunsch und Jacob verließ das Kämmerchen. Er ging zum Rabbi, entdeckte sich ihm und gab ihm Geld für die Mutter. Sie sollte fortan in einem schönen Zimmer wohnen, in weichen Betten schlafen, Pflege und Bedienung haben wie eine vornehme Frau, und das gleich schon am morgenden Tage. Der Rabbi versprach Alles. Schweren Herzens kehrte Jacob in sein Hotel zurück.

Die junge Frau lag graziös hingestreckt in einer Chaise longue und blätterte in Heine's „Buch der Lieder“. — „„Hast Du Dich gut unterhalten, Irma?““ fragte ihr Mann zerstreut.

„Avec ce petit juif là. Fi donc!“ antwortete sie und warf das Buch verächtlich auf den Tisch.

Das Concert des Herrn Giacomo S. war, wie es sich erwarten ließ, bis auf den letzten Platz gefüllt, der Virtuose wurde mit rauschendem Applaus empfangen, und die fast fürstliche Toilette seiner jungen Frau zog alle Blicke auf sich. Er spielte eine glänzende Phantasie über Themata aus Meyerbeer's Propheten. Keiner wagte

laut zu athmen, als der Künſtler im bezaubernd̃ſten Piano den Bettlergeſang der armen Fides anſtimmte. — Während dies rührende Lied verſchwebte und die entzückten Zuhörer da capo riefen, fuhr draußen vor der Stadt ein ſchlichter Leichenkarren der jüdiſchen Begräbnißſtätte zu. Es war auch eine Bettlerin, die man da zur Ruhe brachte: der Sabbath der geduldigen Sarah war endlich hereingebrochen; ſie ging ein in die ewige Herrlichkeit.

Ein Vergeſſener.

„Von blauen Veilchen war der Kranz,
Der Hannchen's Locken ſchmückte.“

Ludwig Berger iſt auch einer jener faſt verklungenen Namen, der Name eines edlen Todten, eines reinen, echt liebenswürdigen Menſchen, einer wahrhaft muſikaliſchen Natur! Ludwig Berger iſt ein voller ſchöner Mollaccord, deſſen Nachhall ſüß ſchwermüthige Träumereien heraufbeſchwört. Das Andenken, das er zurückließ in den Herzen aller derer, die ihm näher zu ſtehen das Glück hatten, iſt nicht minder werthvoll, als jene leuchtenden Spuren ſeines Künſtlerdaſeins, die wir Andern in ſeinen Werken und Schülern bewundern und verfolgen. Aber ſein beſcheidenes Grab, über deſſen Raſen erſt vierzehn Jahre mit leiſen Tritten hinſchlichen, iſt ſo vergeſſen, als drückte es die milde Hülle ſchon ein

halbes Jahrhundert und noch länger. Von ſeinen Lieblingsſchülern zogen ſchon viele, auch der Jüngſte und Glänzendſte, ihrem verehrten Lehrer nach auf jener Straße, „die noch Keiner zurückging.“

Berger's Werke ſind leider, ja glaubt's nur, halb mit begraben. Hier und da nur blüht ein Sträußlein ſeiner wahrhaft poetiſchen Liederblumen in dem Muſikzimmer eines echten Muſikfreundes älterer Zeit, und nur dort begegnet man hin und wieder einer jener wunderſchönen vier Clavierſonaten, die früher ſo oft das Entzücken der Berliner und Petersburger Welt geweſen. Die Erinnerung an Ludwig Berger iſt ſo melancholiſch wie ſeine Geſtalt ſelbſt, die krank und einſam über die Erde ging. Laßt Euch ein kleines Bild zeigen aus ſeinem Leben.

In einem kleinen hellen Zimmer ſaß eine junge bleiche Frau an der grün verhängten Wiege eines kaum dreiwöchentlichen ſchlafenden Kindes. Das zarte Antlitz der blonden frohen Mutter redete rührend von einer Schönheit und Geſundheit, deren Blumen einſt geblüht; die entflohenen hatten ſich jetzt in die großen blauen Augen geflüchtet; darin war Alles: Licht, Jugend, Kraft, Glück — ſelige Oaſen auf Schneefeldern. Der feine Fuß der Frau berührte die Walze der Wiege und die Lippen ſangen leiſe, faſt nur hauchend, ein Wiegenlied von

volksthümlichem Text und reizend einfacher Melodie. Die Anfangsstrophe lautete:

„Bring' ich mein Liebchen zur Ruh,
Sing' ich ein Liedchen dazu."

Die Schneeflocken aber wirbelten draußen und Eisblumen drängten neugierig sich schon an die kleinen Scheiben, denn es war Winter, und gar ein recht eisiger langer, ein Winter in Petersburg. Die Schlitten fuhren in heftigem Jagen vorüber, pelzumhüllte Ausrufer und Verkäuferinnen lärmten, Bettler sangen, alle diese Laute drangen gebrochen in das Zimmer: die junge Frau achtete nicht darauf.

„Ludwig muß bald kommen!" flüsterte sie träumerisch lächelnd und stand auf nach einem langen mütterlichen Blicke in die Wiege, schlich langsam zum kleinen Clavier in der Ecke, das nicht minder sorgfältig überdeckt war, als das Bettchen des Kindes, stäubte die Decke ab, ging dann zum Schreibtisch und versuchte die darüber hängenden Porträts von Mozart und Clementi, die einander schief ansahen, in die gehörige Lage zu bringen. Wie deutsch war doch das Stübchen! Weiße wolkige Vorhänge, Pfeifen in der Ecke, Ansichten von Berlin und seinen Umgebungen, ein eingerahmtes getrocknetes Veilchenbouquet, eine Reihe Silhouetten, ein deutscher

Wandkalender, eine kleine Sammlung deutſcher Muſiker an den Wänden, ein Schlafrock über der Lehne des Schreibſtuhles hängend. Kein Volk Europa's ſchleppt ſein eigenes Weſen ſo umſtändlich und überall mit ſich herum als der Deutſche, aber er drängt es glücklicher Weiſe Niemand auf, es genügt ihm völlig, in ſeinen vier Wänden nach ſeiner Façon ſelig zu ſein.

Die Bilder waren gerückt, die Papiere auf dem Schreibtiſche mit zagender Hand etwas in Ordnung gebracht, da entdeckte die ſtill Geſchäftige ein Notenblatt, das die Ueberſchrift trug: „An Hannchen.“ Die erſte Liederſtrophe ſchien vollendet; hier die Anfangsworte:

„Von blauen Veilchen war der Kranz,
Der Hannchen's Locken ſchmückte,
Als ich zum erſten Mal im Tanz
Sie ſchüchtern an mich drückte.“

Der blaſſen Frau traten die Thränen in die Augen. „An mich? O Gott, er hat an meinen Geburtstag gedacht, den wir ja morgen feiern nach unſerem lieben deutſchen Kalender,“ ſagte ſie mit tiefer Wehmuth, „wie gut er iſt!“

„„Meinſt Du wirklich?““ fragte eine weiche Männerſtimme, und Ludwig Berger, der leiſe eingetreten, ſchlang ſeinen Arm um die Bewegte. „„Nun, da Du's

weißt,"" fuhr er heiter fort, „„will ich auch das Läugnen laſſen. Ich wollte Dir ein Veilchenlied dichten und in Muſik ſetzen: Du liebſt ſie ja ſo ſehr, die kleinen blauen Blumen unſerer Heimath! — Aber, Hannchen, weine doch nicht ſo heftig,"" bat er bekümmert, ſetzte ſich und zog die Erregte auf die Knie. „„Du ſollſt ja Deine Lieblinge bald wieder pflücken in Deinem ſtillen kleinen Gärtchen vor dem Thore, ich habe Dir's verſprochen und werde mein Wort halten. Sieh, wir ſind jetzt faſt vier Jahre in der großen Czaarenſtadt, Dein armer Ludwig wird bald zum reichen Manne geworden ſein von ſeinen reichen Schülern, dann kehren wir der Petersburger Pracht freudig den Rücken, und pilgern der geliebten Berliner Sandwüſte wieder zu.""

Die blonde Frau lächelte ſchon wieder und der Ausdruck unendlichen Heimwehs, der ihr Geſicht für einen aufmerkſamen Beobachter ſo wunderbar ergreifend machte, wurde milder und zerfloß in wehmüthige Freude.

„O wie doppelt reich kehren wir zurück!" ſagte ſie innig und deutete auf die Wiege. Berger erwiederte ihren Blick mit einem ſtolzen Vaterlächeln und fragte ſcherzend, ob der Schelm bei ſeines Papa's Wiegenliede eingeſchlummert ſei und wo nicht, ob er doch mindeſtens in derſelben Tonart geſchrieen? Sie nickte zu Allem. Koſend drückte er ſein Weib ans Herz. „Aber wie willſt Du

fertig werden mit meinem Geburtstagsliede?“ forſchte die junge Frau, „Du haſt ja kaum den erſten Vers beendet und mußt heute Abend zum Fürſten Tz*.“

„„Aber der zweite ſteckt ſchon im Kopfe,““ erwiederte er, „„und zur Schlußſtrophe gehört der Junge, der ſoll Dir einen Veilchenſtrauß bringen, ſo war's ausgedacht; nun weißt Du Alles!““

„Veilchen im Winter!“ rief ſie erſtaunt und erregt, „welch' märchenhafter Gedanke!“

„„In den Treibhäuſern Petersburgs werden alle Blumenmärchen Wirklichkeit,““ entgegnete er, „„gieb Acht, ich bringe Dir morgen Veilchen.““

Es war jetzt völlig Abend geworden, die Wärterin kam mit der Lampe, Mutter und Kind wurden zur Ruhe gebracht im Nebenzimmer.

„Sie haben heute mehr Fieber als geſtern,“ ſagte beſorgt die alte erfahrene Frau, auch eine Deutſche, die ſchon viele Jahre als Krankenpflegerin ihrer Landsleute in Petersburg lebte, „ich begreife nicht, daß der Doctor ſich ſo wenig darum ſorgt!“

„Still, ſtill,“ lispelte die junge Mutter, nur heute nichts davon meinem Manne verrathen; er wird in wenigen Stunden beim Fürſten Tz* ſpielen, und da dürfen ihn keine trüben Gedanken quälen! Morgen iſt gewiß Alles wieder gut!“

Zärtlich wünſchte ſie ihrem Manne gute Nacht, der ſich vorbereitete, um zehn Uhr in die Soirée des Fürſten zu fahren, welcher ihn vor einigen Tagen ſehr freundlich um einen Vortrag vor einer kleinen auserleſenen Geſellſchaft und zum Namenstage ſeiner einzigen Tochter, Berger's Schülerin, erſucht hatte.

„„Ich wollte, ich könnte daheim bleiben,““ murmelte Berger ſchwermüthig; „„das Veilchenlied ſollte eigentlich fertig werden.““ Er ſetzte ſich noch einmal an den Schreibtiſch und warf einige Strophen hin. „„Es geht nicht,““ ſeufzte er, „„der Geburtstagsgeſang will durchaus nicht fröhlich werden; laſſen wir's ruhen bis morgen, da habe ich den Strauß vor mir, da wird's beſſer gehen.““

Ehe er ſchied, warf er noch einen langen zärtlichen Blick auf ſeine koſtbaren Schätze, auf Weib und Kind.

Die junge Frau lag mit glühenden Wangen, kurz athmend, in unruhigem Schlummer. „Gieb mir die Veilchen, Ludwig, ſchnell, ſchnell!“ rief ſie plötzlich und ſtreckte heftig die Arme aus, „Du kommſt zu ſpät — Du zögerſt zu lange — o armer, armer Freund!“

„Sie träumt oft ſo lebhaft,“ ſagte die alte Wärterin beruhigend zu dem ernſtblickenden Gatten.

Die Salons des prachtliebenden Fürſten Tz* waren heute glänzend erleuchtet und die märchenhafte Schönheit ihrer Ausſchmückung erinnerte an die Wunderzeit der Feenſchlöſſer. Die Paläſte der ruſſiſchen Großen allein verwirklichen die Zauberträume von goldenen Zimmern und Frühlingsgärten im ſtarren Winter. Von dem überwältigenden Luxus und Glanz eines ſolchen Aufenthaltes geben Beſchreibungen nur unvollſtändige Begriffe.

Dies Mal waren nur drei Säle geöffnet; in dem mittelſten, duftig decorirten, hatte man den koſtbaren Flügel aufgeſtellt; der erſte bildete das Empfangszimmer: nur der letzte war in einen lachenden Garten verwandelt mit Cascaden duftenden Waſſers. Etwa dreißig Menſchen waren verſammelt, die Elite der höheren Muſikfreunde und einige Freundinnen der ſchönen Tochter des Hauſes, meiſt alle Schülerinnen Berger's. Unter den anweſenden Künſtlern bemerkte man den ausdrucksvollen Kopf Clementi's und das freundliche Geſicht John Field's, beide zur ſelben Zeit in Petersburg und innige Freunde des talentvollen Deutſchen.

Clementi war die Veranlaſſung der Ueberſiedelung Berger's nach Petersburg geweſen. Er hatte nämlich, im Begriff nach Rußland zu gehen, in Berlin den jungen Berger in einer Geſellſchaft eigene Compoſitionen ſpielen hören und entzückt von der träumeriſchen Genia-

lität des Virtuosen, diesem sofort das Anerbieten gemacht, sein Reisegefährte zu werden. Freudig und dankbar wurde der Antrag angenommen und bald darauf zogen diese beiden ausgezeichneten Musiker lehrend und lernend, genießend und austauschend hinaus in die Welt! — In Petersburg angekommen, gelang es den warmen Empfehlungen des berühmten ältern Meisters bald, dem jungen Deutschen so viel Unterrichtsstunden zu erwerben, daß seine Existenz in der Fremde gesichert war. Als Clementi dann abreiste, sah sich Berger, voll unendlicher Seligkeit, in die Möglichkeit versetzt, seine Braut, sein stilles liebes Hannchen, mit der er schon Jahre lang verlobt war, von Berlin nach Petersburg kommen zu lassen und so endlich seine heißersehnte Häuslichkeit, fern von der Heimath, am Strande der Newa zu gründen. Die häufige Kränklichkeit der zarten, an Heimweh leidenden Frau warf aber auf die knospenden Gefilde seiner jungen Ehe oft trübe Schatten, und als Clementi nach fünfjähriger Abwesenheit wieder nach Petersburg zurückkam, fand er seinen Schüler und Liebling zwar augenblicklich in heller Freude über die Geburt eines Sohnes, im Allgemeinen aber bei weitem nicht so glücklich und sorgenlos, als er es erwartet. Die nervöse Reizbarkeit dieser besonders reichen Natur hatte sich in bedenklichem Grade gesteigert und die Anlage zu einem gewissen schwärmeri-

ſchen Trübſinn erſchien bedeutend ausgebildet. Berger war eine jener Seelen, die aus allen Blumen eigentlich nur das Gift zu ziehen verſtehen, die keine ächte ſorgloſe Freude kennen, die bei dem wolkenloſeſten Himmel immer nur an den nächſten Gewitterſchauer denken.

Heute beſonders, im Salon des Fürſten, bemerkte Clementi in dem Geſichte ſeines Lieblings eine ungewöhnliche Bläſſe und Schwermuth, eine Trauer, welche die ſeltene Auszeichnung, mit der man den beſcheidenen Meiſter empfing, keinen Augenblick zu zerſtreuen vermochte.

„„Ich wünſche den kommenden Stunden doppelte Schwingen,““ ſagte er halblaut zu Clementi und Field; „„mein Weib iſt krank, und einen Veilchenſtrauß, den ich ſchon geſtern für ſie beſtellte zu ihrem morgenden Geburtsfeſte, auf den ſie ſich ſchon unendlich freute, hat irgend ein reicher Bojare dem armen Muſiker entriſſen; man bot hundert Rubel für das Bouquet und der Beſitzer des Treibhauſes gab es hin. So eben komme ich von ihm; er wollte mich mit andern Blumen abfertigen! Vergebens ſtellte ich in aller Eile noch Nachforſchungen in andern Gewächshäuſern an, Veilchen ſind aber nicht mehr zu erlangen.““ Clementi ſuchte den Aufgeregten zu beruhigen und meinte auch, daß andere Blumen vielleicht dieſelbe Freude bereiten würden; Berger aber ſchüt-

telte ungeduldig den Kopf und antwortete: „„Sie kennen mein armes Hannchen nicht; es ſind nun einmal ihre Lieblinge, an die ſich die ſüßeſten Erinnerungen unſerer Liebeszeit knüpfen, ſie ſind ihrem ganzen Weſen verwandt, ſie iſt ſelbſt eine Veilchennatur! Und,““ ſetzte er leiſe für ſich hinzu, „„wie würde mein Lied paſſen ohne dieſe duftige Begleitung!““

Kathinka, Fürſtin Tz*, trat jetzt zu den Künſtlern und wandte ſich an ihren Lehrer mit einer im reinſten Deutſch ausgeſprochenen Bitte um den Vortrag ſeiner Es-dur-Sonate. Berger blickte faſt zerſtreut auf die Bittende, die in einem ſchweren weißen Atlaskleide, koſtbare Perlenſchnuren im dunkeln Haar, um den üppigen Nacken und die vollen Arme, in verführeriſchem Reize vor ihm ſtand. Gluth zuckte und brach aus dieſen ſchwarzen Augen, ein heißes Herz verrieth ſich in den weichen wechſelvollen Zügen dieſes jungen ſchönen Angeſichts, ein gütiges, ja faſt zärtliches Lächeln ſpielte um die vollen Lippen der Fürſtin, als ſie zu ihrem verehrten Lehrer ſprach.

„„Fürſtin Kathinka hat zu befehlen,““ antwortete ihr Berger nach einer Pauſe, „„aber ſie wird Mitleid mit ihrem Lehrer haben, der heute nicht im Stande iſt, einem größeren Muſikſtück, und wäre es ſeine eigene Compoſition, mit all' ſeinen Gedanken zu folgen. Sein

Weib ist leidend und sein Herz sehr schwer; seine hohe Schülerin möge ihm erlauben zu phantasiren! Nehmt ihn, wie er eben ist! Es wird zwar keine Phantasie werden, der Feier eines solchen Tages würdig, aber Ihr werdet den trüben Eindruck wohl rasch überwinden; in Eurer Lichtatmosphäre kann einmal kein Schatten dauern! Ihr gehört zu den Glücklichen dieser Erde, denen ein Gott ewigen Sonnenschein gab!""

Da flog es wie ein Blitz bittern Wehes über das Gesicht des Mädchens, und erbleichend wandte sie sich von ihrem Lehrer. „Legen Sie um meinetwillen Ihren augenblicklichen Gefühlen keinen Zwang auf," sagte sie noch leise und verließ ihn.

Ludwig Berger phantasirte.

Es ist eine eigenthümliche Gabe, dies Ergießen seiner innersten Individualität in Töne, dies Entschleiern seiner geheimsten Gedanken und Empfindungen in hinreißender Weise: sie ist Auserwählten zuertheilt. Unter den Künstlern selbst sind ihrer nur wenige, die wahrhaft sich selbst geben in ihren sogenannten Phantasien, die meisten bieten ein pikantes Ragout von hübschen Melodien, brillanten Coloraturen, saubern Trillern, geschickt mit einander verflochtenen Reminiscenzen et voilà tout. Einfache schlichte Menschen aber, denen die göttliche Musika die Seele, nicht bloß die Finger berührte, überraschen

uns oft wunderbar mit ihren herzergreifenden Phantasien; es sind meist nur aneinander gereihte Accorde, denen wir träumend nachziehen mit Ohr und Herzen, aber es liegt die Geschichte einer Menschenseele darin. Wer Mendelssohn phantasiren hörte, der hörte den echten Schüler Berger's, der hörte zugleich den „Künstler von Gottes Gnaden" und den geist- und gemüthvollen „Menschen", dem ging bei seinem Spiele jene wundervolle Mondnacht auf, jene hinreißende Poesie der Schwermuth, die in den freien Phantasien Berger's leuchtete und lebte.

Ludwig Berger phantasirte. Ein leise athmender See breitete sich voll und immer voller aus, seine Wellen stiegen auf und nieder in schimmerndem Mondesglanz. Geheimnißvoll wogte und knisterte das Schilf. Singen und Klingen entströmte den Kelchen schmachtender Wasserblumen, dazwischen zitterten Melodien, Lieder aus vergangener froher Kinderzeit, Wiegenlieder, die das gestorbene Mütterlein sang, Mädchenlieder, die von den Lippen der Liebsten tönten, sie alle schwebten geisterhaft über den See und die Wellen rauschten stärker, als wollten sie die süßen Erinnerungen übertäuben, trüber wurde das Mondlicht, die Blumen schlossen schauernd ihre Kelche und tiefe rührende Klagen ertönten und drangen erschütternd in die Seelen der Hörer. Und gewalt-

ſam wurden ſie hineingezogen in das klingende, ſingende Leid, und litten und kämpften mit. Zuletzt zerfloß allmählich der See wie ein duftiger Traum, Alles wogte und wallte in einander, Wellen, Blumenhauch, Schilfgeflüſter, Mondesſtrahlen, Seufzer, Thränen, und wurden leiſer und leiſer, und eine einfach rührende Melodie klang wie aus weiter Ferne den Lauſchenden ins Ohr, ein unendlich liebliches Liedchen: es war die erſte Strophe des Geburtstagsgeſanges:

„Von blauen Veilchen war der Kranz,
Der Hannchen's Locken ſchmückte,
Als ich zum erſten Mal im Tanz
Sie ſchüchtern an mich drückte."

Als Berger ſich erhob, ſtand Kathinka Tz* neben ihm.

„Nehmen Sie, theurer, theurer Lehrer," ſagte ſie haſtig mit halberſtickter Stimme, und heftete die thränenvollen Augen in leidenſchaftlicher Bewunderung auf das ernſte feine Antlitz des ſchlichten Mannes, „nehmen Sie meinen Herzensdank! Und hier —, die Blumen können's beſſer ſagen, wie lieb Sie uns ſind!" Sie legte einen vollen herrlichen Veilchenſtrauß in die Hände des Erſtaunten, der in ihm mit Entzücken ſeinen verlorenen Schatz erkannte. „Es ſind Blumen, wie ſie in Ihrer Heimath blühen," fuhr ſie fort, „ſie ſind das Geſchenk

meines Verlobten! — Es war eine Grille, daß ich mir diesmal eben nur Veilchen wünschte, bringen Sie ihr den Strauß, ihr, der Frau, die Sie lieben."

Vierundzwanzig Stunden nach dieser Begebenheit saß Ludwig Berger an der Leiche seines Weibes. Ein Nervenschlag raffte sie hinweg, wie die Aerzte sagten. Sie war an ihrem Geburtstage sanft in den Armen des Geliebtesten gestorben und wenige Stunden darauf folgte das Kind der treuen Mutter. Ein Veilchenkranz lag auf der stillen Brust der lächelnden Todten. Das Geburtstagsliedchen war eben vollendet, der bleiche schmerzzerrissene Mann zu den Füßen der Entschlafenen hatte es ihr leise in die gefalteten Hände gedrückt. Es lautete nun:

Von blauen Veilchen war der Kranz,
Der Hannchen's Locken schmückte,
Als ich zum ersten Mal im Tanz
Sie schüchtern an mich drückte.
Was Wunder, wenn in Feld und Hain
Das blaue Veilchen mir allein
Gefällt vor allen Blumen.

Von blauen Veilchen war der Strauß,
Der Hannchen's Busen zierte,
Als ich in unser kleines Haus
Mein junges Weibchen führte.
Schaut nun aus reichem Blumenflor
Ein blaues Veilchen still hervor,
Denk' ich der sel'gen Stunden.

Und als der Tod mir Hannchen nahm,
So fest mit mir verbunden,
Da hab' ich selber ihr voll Gram
Den Leichenkranz gewunden.
Doch nicht von dunklem Rosmarin,
Von blauen Veilchen wand ich ihn,
Die ich mit Thränen netzte.

Wer sollte nicht meinen, daß von dem echten Veilchenduft, der über diesem traurigsten und süßesten Liede Berger's schwebt, viel, gar viel herüberwehte in die Seele seines genialen Schülers Felix Mendelssohn?

Giebt nicht das liebe herzige:

„Als ich das erste Veilchen erblickt"

gar „deutlich davon Kunde?"

Schön-Aennchen.

„Aennchen von Tharau iſt's, die
mir gefällt,
Sie iſt mein Leben, mein Gut
und mein Geld."

Simon Dach.

In der großen preußiſchen Stadt Königsberg konnte man bis vor wenigen Jahren in der Nähe des ſchönen, vom Hochmeiſter Herzog Lothar von Braunſchweig 1332 erbauten Domes ein ſchmales ſpitzdachiges Haus ſtehen ſehen, das durch ſeine Form und Schnörkeleien, beſtehend aus dunklem Holzgetäfel mit ſchlecht und roh geſchnitzten Figuren, gewiß jedem Fremden auffallen mußte. Drei breite, oben geſchweifte Fenſter mit grünen Glasſcheiben bildeten die Front des Ge-

bäudes; im Erdgeſchoß hatte ſich aber eine ſchwere dunkelbraune Thür mit dickem drachenköpfigen Klopfer an die Stelle des mittelſten Fenſters gedrängt. Trat man in dies Haus, ſo führte ein dunkler Gang zu einer unbequemen Treppe, die in das erſte Stockwerk leitete. Hier gerieth man in ein wahres Labyrinth von Thüren, die eine genau ſo hoch und breit wie die andere, alle mit Schnitzarbeit bedeckt, die Adam und Eva, den berüchtigten Aepfelbaum mit der Schlange und verſchiedene der Schöpfungsgeſchichte entnommene Thiergeſtalten darſtellte. Oeffnete man zufällig mit dem Drücker die erſte Thür links von der Treppe her, ſo befand man ſich in einem Zimmer, deſſen Behaglichkeit, obgleich gewaltig verſchieden von unſeren heutigen Comfortsbegriffen, doch das Herz ſo warm berührte, daß man unwillkürlich auf den Gedanken kam: „hier muß einſt ein milder, wohlthuender Geiſt gewaltet haben.“ Das Gemach war ſichtlich ſeit langen, langen Jahren ohne eigentlichen Bewohner geblieben, aber freundliche Augen hatten wohl die alten Möbel bewacht und ſanfte Hände ſie vor Zerſtörung behütet. Der mit grauem Damaſt bezogene Stuhl, mit der geraden hohen Holzlehne, ſtand am Fenſter, wo er wahrſcheinlich von jeher geſtanden, der breite Tiſch vor ihm zeigte Spuren von Tintenflecken, andere Lehnſtühle waren an den Wänden aufgeſtellt, eine treue aber

steife Garde für ein mächtiges Himmelbette. Eine Art Bücherrepositorium, von dem man aber die Bücher weggenommen, stand wie im Bewußtsein seiner jetzigen Nutzlosigkeit etwas melancholisch in einer Ecke, und ein halbblinder Spiegel in Holzrahmen versuchte trotz seiner Altersschwäche noch immer unverdrossen die Menschengestalten, die an ihm vorüberstreiften, zu conterfeien.

Wer hatte wohl einst diesen bescheidenen Raum bewohnt?

Wenn Ihr einen Schritt in die Vergangenheit mit mir wagen wollt, so soll Euch das Bild dessen erscheinen, der hier die meisten Jahre seines friedvollen Lebens zugebracht.

Vor fast 200 Jahren saß am 20. Juli in eben diesem Zimmer ein etwa 58jähriger Mann. Er sah freilich, mit flüchtigem Blicke betrachtet, älter aus in dem langen talarartigen Kleide, das damals die „Magistri artium", Lehrer oder Meister der freien Künste trugen, und in dem grauen Haar, das ihm bis auf die Schultern fiel; in den dunkelblauen Augen lag aber noch ein Stück Jugend und Kraft. Diese Augen schauten hinter einer großen runden Brille, unbekümmert um die Staffage von Runzeln und gebleichtem Haar, so frisch und hell in die Welt hinaus, wie etwa ein rosiges Kindergesicht aus der Morgenhaube der Großmama.

Dieſer eben beſchriebene Mann war der damals weit und breit berühmte und ſehr hochgelehrte Magiſter Simon Dach, derzeit Rector an der Univerſität und Profeſſor der Poeſie zu Königsberg, insbeſondere aber Verfaſſer vieler ſchöner und kunſtvoller Reimereien. Den Gelehrten ſah man ihm weniger an, als den Dichter. Seine warme Freundlichkeit, ſein mildes mittheilſames Weſen, ſeine Heiterkeit trotz häufiger Kränklichkeit, machten auf Jeden, der mit ihm in Berührung kam, den wohlthuendſten Eindruck, man vergaß bei ihm ſofort den berühmten Mann über dem liebenswürdigen Menſchen. Kein Königsberger ging an dieſer würdigen Erſcheinung vorüber, ohne ganz beſonders tief zu grüßen, die Frauen blieben ſtehen und knixten, und die Kinder liefen hin zu ihm und hingen ſich an ſeine Hände. Solche Zeichen der Verehrung und Liebe waren der Sonnenſchein auf dem einſamen Pfade des Rectors; er hatte ſelbſt weder Weib noch Kind, und doch ſchien die Wärme der Liebe und Freundſchaft nothwendig zu ſeiner Exiſtenz.

Er mochte wohl eben jetzt einen Gedankenausflug machen in vergangene Zeiten; er hatte den Kaſten ſeines Schreibtiſches aufgezogen und entfaltete langſam und ſinnend allerlei vergilbte Papiere, die er zu ordnen ſchien. Das Fenſter war geöffnet, die köſtliche Sommerluft drang mit den Sonnenſtrahlen in ſein Zimmer und ein

Schmetterling, wer weiß durch welchen ſüßen Luftſtrom mit fortgezogen, flatterte ſpielend um das Haupt des einſamen Mannes. Da klopfte es leiſe an die Thür, ſie öffnete ſich, und eine allerliebſte Mädchenroſe ſchaute herein: Aennchen, die junge Tochter der braven Hauswirthin des Rectors. In ihrer Hand trug ſie einen mächtigen Blumenſtrauß; ſie hatte ihren kleinen Garten wahrhaft geplündert zu Ehren des Geburtstagsfeſtes ihres würdigen Herrn Pathen. Sie zog aber noch etwas hinter ſich her, was aber kein Geburtstagsgeſchenk ſein ſollte, einen hübſchen Magister legens nämlich, den ſeit wenigen Stunden verlobten Bräutigam des niedlichen Mädchens. Simon Dach ſchaute etwas verwundert darein; er hatte ſeinen Geburtstag in der That ganz vergeſſen und konnte auch lange nicht klug werden aus der Rede des immer höher erglühenden Kindes, das von einer „langen Lebensfahrt", „Gelbveigelein und Rosmarin", „Bräutigam und Hochzeit" bunt durcheinander ſchwatzte und immer verlegener an dem Bande des weißen Häubchens zupfte, bis es endlich den dicken Strauß auf den Tiſch und ſich dem Pathen an den Hals warf, eine leiſere, aber wahrſcheinlich deutlichere Erklärung ihm zuflüſternd. Der junge Magiſter kratzfüßelte während deſſen ein Erkleckliches; es war für ihn keine geringe Ehre, ſo sans façon in das Zimmer eines ſo allgeliebten

und berühmten Herrn zu treten; er erſchrak daher über die Vertraulichkeit ſeiner Braut gegen den Rector. Auch ärgerte er ſich, daß ſie die hübſche Redeweiſe, die er ihr beibrachte, juſt für dieſe feierliche Gelegenheit ſo wirr und unverſtändlich zu Tage gefördert. Aengſtlich räuſperte er ſich und trat von einem ſchwarzen Bein auf das andere, rieb verlegen die Hände und wurde bei der bloßen Vorſtellung, daß der Profeſſor der Poeſie nachher ein tiefgelahrtes Geſpräch mit ihm anzuknüpfen beabſichtigen könne, abwechſelnd leichenblaß und blutroth; Simon Dach aber ahnete nichts von dieſen Befürchtungen, er hatte ſeinen Liebling geküßt und reichte nun ihrem Verlobten die Hand mit den einfachen Worten:

„Haltet das Jungfräulein werth für alle Zeiten!“

Dann ohne weiter auf die etwas ſtotternde Gegenrede zu achten, wühlte er ein Veilchen in ſeinen Papieren, zog ein Blatt hervor, betrachtete es mit wehmüthigem Ausdruck und ſagte:

„Da, mein Herr Magiſter, nehmt hier als Hochzeitsgeſchenk mein erſtes und letztes Minnelied, bewahrt es wohl und ſagt Eurer Jungfrau Braut das zweite Verslein zu hundert Malen vor; die Weiber wollen es nicht gern behalten! Dies kleine Verslein eben hat mich vor vielen Jahren beinahe mein fröhlich Herze gekoſtet! Leſt's mit Bedacht!“

Ehrfurchtsvoll empfing der Magister legens das dicke gelbe Blatt, entfaltete es bedächtig und las mit gewaltigem Tone, als ob er eine Rede des Cicero recitire, folgendes Liebesgedicht:

„Aennchen von Tharau ist's die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld;
Aennchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Liebe und Schmerz;
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!"

„Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt bei einander zu stahn;
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein
Soll unsrer Liebe Verknotigung sein;
Aennchen von Tharau, mein Licht, meine Sonn',
Mein Leben schließ' ich um Deines herum."

„Recht wie ein Palmenbaum über sich steigt,
Hat ihn erst Regen und Sturmwind gebeugt,
So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Nach manchem Leiden und traurigem Loos.
Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut!"

„Würdest Du gleich einmal von mir getrennt,
Lebtest da, wo man die Sonne kaum kennt,
Ich will Dir folgen durch Länder und Meer,
Eisen und Kerker und feindliches Heer!
Aennchen von Tharau, mein Licht, meine Sonn',
Mein Leben schließ ich um Deines herum."

Eine Pause entstand, als der Vorleser geendet. Er selbst fand nicht allsogleich ein passendes Wort der Bewunderung, und der Dichter des Liedes saß in Erinnerungen verloren und lächelte schwermüthig.

„„Ach, das ist doch gar rührend und herzbrechend, Herr Pathe!““ sagte endlich das Mädchen, das mit gefalteten Händen zugehört hatte. „„Aber was war denn das für ein Aennchen, zu dem mein hochwürdiger Herr Pathe da so kunstvoll geredet?““

Die vielbesprochene Neugier aller Evastöchter schaute aus Aennchens hübschen braunen Augen und schien in diesem Gesichtchen unwiderstehlich zu sein, denn Simon Dach begann plötzlich, nachdem er einen warmen Blick auf das junge Wesen geworfen, wie Einer, der im Traume oder halb bewußtlos vor sich hinredet, eine Geschichte zu erzählen, die der Magister legens sich sorgfältig aufschrieb und die ich aus einem äußerst verrenkten possirlichen Deutsch in unsere heutige Sprache zu übersetzen versuchte; es war die Geschichte der Entstehung dieses bezaubernd naiven Minneliedes.

Simon Dach, geboren zu Memel im Jahre 1605, wurde von seinem Vater auf die damals sehr berühmten hohen Schulen zu Magdeburg und Wittenberg gesandt, um sich vorzubereiten auf die Universität Königsberg,

woselbst er später studiren sollte. In Magdeburg, wohin man den kaum 19jährigen Jüngling zuerst schickte, lebte ein Vetter des jungen Scholaren, der ihm bereitwillig ein kleines Gelaß einräumte, woselbst er schlafen konnte, und auch ein Plätzchen an seinem Tische für den Verwandten offen ließ. Der schlanke Bursch, nach Art der fahrenden Schüler gekleidet, nahm sich gar stattlich aus in seinem kurzen schwarzen Rock mit puffigen geschlitzten Aermeln, eng anliegenden Unterkleidern und dem schwarzen, keck auf das blonde Haar gedrückten Sammetbarett, und manch bildhübsches Mädchen wandte verstohlen die Augen nach ihm hin, wenn er leise trällernd vorüber zog. Eine weichere schönere Stimme als die seine gab es nicht, dies wurde bald bekannt, auch verstand Simon Dach meisterlich die Laute zu schlagen, welche Kunst er daheim von seiner Mutter erlernt. Wenn er im Kreise seiner jungen Genossen in den Abendstunden allerlei heimathliche Weisen spielte und sang, da wurde Keiner müde zuzuhören und des Lobens und des Bewunderns war kein Ende.

Gerade gegenüber seiner Wohnung stand das Haus eines reichen Bäckers, und unten in der Stube neben der Thür war ein Tisch dicht an das eine Fenster geschoben, auf dem allerlei dicke Brode sich blähten, auch runde Weißbrodchen und Zuckerkuchen; über der Hausthür hing

ein ungeheurer Kringel, das bekannte Bäckerzeichen. Wollte nun Einer etwas kaufen, so mußte er ans Fenster klopfen, der Bäcker schob es auf, der Käufer handelte und die Waare nahm den Weg durchs Fenster. Eben dieser Bäckerladen war immer ganz außerordentlich belagert und manche Scheibe schon entzwei geklopft worden; zu jeder Stunde des Tages fast konnte man Kauflustige dort stehen sehen. Aber warum wohl? War das Gebäck des reichen Meister Valentin denn so ganz absonderlich gut, die Brode so groß, die Kuchen so süß, das Mehl so rein?

Nein, nichts von alledem; der dicke Bäcker war auf seinen Vortheil eben so wohl bedacht wie die Bäcker aller Zeiten, er schenkte keiner Seele auch nur einen Brocken; an dem zweiten Fenster aber, da fand man des Räthsels Lösung: da saß, halbversteckt von Resedabüschen und Goldlack, Aennchen, des Meisters einzige wunderschöne Tochter. Das rothe Sammetkäppchen konnte das köstliche schwarze, fest aufgeflochtene Haar kaum bergen, die Augen glühten unter den langen Wimperschleiern so lockend hervor und die volle üppige Gestalt, die das lange züchtige Kleid so knapp umschloß, trug sich so stolz, daß Jeder sie bewundern mußte. Ihr eigner Vater war ja vernarrt in das blühende Kind und konnte nicht aufhören sie zu schmücken mit allerlei seltnen und kost-

baren Dingen. Wenn Aennchen Sonntags neben ihm zur Kirche ging, trug sie nicht blos ihr Kleid mit silbernen Nesteln zugeheftelt, sondern eine schwere goldne Kette schlang sich wohl fünf Mal um ihren weißen Hals, ihr Gebetbuch hatte einen goldnen Riegel und ihre Schneppenhaube die reichste Silberstickerei. Und wenn nun die Leute stehen blieben und staunten über das geschmückte Mägdlein, o wie sich da der Alte letzte an solcher Bewunderung! Gar manchen Freier hatte er schon abgewiesen, denn er dachte in seinem Herzen, daß solche Blume wohl für einen Ritter nicht zu schlecht sein dürfte, und zählte während der Messe wohl hundert Mal den Schatz von blanken Goldgulden, den er seinem Aennchen dermaleinst mitzugeben gedachte.

Seit nun der junge Schüler Simon Dach diese holdseligste Jungfrau geschaut, war es vorbei mit seiner Ruhe und Fröhlichkeit und seine Melodien auf der Laute klangen alle traurig und beklommen. Jeden Morgen ging er hin und handelte bei dem Meister Valentin um ein kleines Brod so lange wie möglich; und dabei schielte er immer nur nach dem Platze, wo Schön-Aennchen saß. Er merkte deshalb auch lange nicht, daß der verschmitzte Bäcker ihm nur steinharte Brodchen zusteckte, er wußte kaum, was er genoß. Oft geschah es auch, daß er in der Liebeszerstreutheit an das falsche Fenster klopfte, wo dann Schön-Aenn-

chen von ihrer Arbeit aufsah und ihm anmuthig zulächelte. In solchem Falle vergaß er immer ganz und gar, sich sein Frühstück- und Abendbrod zu kaufen und lief mit hungrigem Magen, aber desto vollerem Herzen heim. Er hatte auch einmal, ermuntert durch ein besonders freundliches Nicken der Heimlichgeliebten, es gewagt, der Schönsten sein Leid in einer zierlich geschriebenen Epistel zu klagen, die er sauber gefaltet zwischen die Resedabüsche schob; aber da Schön-Aennchen nicht zu lesen verstand, so blieb der Zettel ohne Erfolg. Das machte ihn für lange Zeit wieder recht muthlos. Da endlich im Frühling brach seine schüchterne Liebe in helle Blüthen aus, er dichtete sein erstes Lied, einen innigen keuschen Minnegesang für die Erwählte seines Herzens: die erste Strophe lautete:

„Aennchen, Schön-Aennchen ist's, die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld!"

Dies Lied sang er an einem Maiabende, wo die ganze Natur ein Liebesgedicht war, vor dem Kammerfenster seiner Herzgeliebten, und begleitete die einfach liebe Melodie, die er selbst zu den Worten erfunden, mit der Laute. Eben diese Melodie hat sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten, und es dürften wohl wenige Menschen in unserem lieben Deutschland leben,

denen sie nicht einmal herzerfrischend in die Ohren geklungen.

Der weiche schöne Gesang, die zärtlichen Worte verfehlten ihre Wirkung auf das Herz der reizenden Bäckerstochter nicht, sie öffnete ein klein wenig ihr Fensterlein und weinte und schluchzte, daß es bis zu dem verliebten Sänger drang. Meister Valentin vernahm glücklicher Weise keinen Laut; er schlief allnächtlich den Schlaf des Gerechten und eine sorgende Mutter lebte dem Mädchen nicht mehr. Am andern Tage fand schon die alte Magd Martha Gelegenheit, dem jungen Schüler leise zuzuraunen, daß Schön-Aennchen ihm am nächsten Sonntage in der zweiten Nachmittagsstunde ein Dankeswort zu sagen begehre. An Sonn- und Feiertagen gönnte sich nämlich der Bäcker eine tüchtige Mittagsruhe und war während solcher Zeit buchstäblich ein todter Mann. Obgleich nun der glückliche Schüler Simon Dach dazumal fest glaubte, daß der besagte Sonntag diesmal nicht erscheinen könne und sich tausend Mal vorsagte, daß es dem lieben Herrgott, der doch so entsetzlich viel Dinge zu bedenken habe, doch auch einmal passiren könne, daß er im Drange der Geschäfte zuerst diesen Tag herunter zu schicken vergäße, so kam der Sonntag doch. Und nicht allein der Morgen, sondern merkwürdiger Weise sogar die Nachmittagsstunde im Gärtchen. Der Liebende

kam ganz blaß vor Glück zu seiner Holden, welche ihn erröthend und lächelnd empfing und ihm die Fingerspitzen reichte, die er kaum zu berühren wagte. Dann setzte sich Aennchen auf eine niedre Gartenbank, der hübsche Schüler lag zu ihren Füßen und flüsterte auf ihre Bitte ihr die Verse seines Minneliedes zu. Sie sah ihn mit heißen Augen an, legte auch wohl zuweilen die Hand auf sein blondes Haar und sprach die Strophen nach, und wieder und wieder, bis das ganze Lied ohne Stocken sanft und zärtlich von den Lippen floß. Welche Wonne für den Dichter! Er versuchte nun auch die Melodie ihr zu lehren, aber das ging nicht so leicht; Schön-Aennchen hatte kein musikalisches Ohr, sie konnte den einfachen Gang lange nicht begreifen, auch war ihre Stimme etwas scharf und spröde: allein am Schlusse dieses Stelldichein hatte der junge Dichter und Sänger doch die Freude, seinen Gesang wenigstens fehlerlos zu hören. Nun pflückte die Geliebte ihm noch hastig, denn die alte Martha winkte und hustete schon eine Weile, einen Strauß blauer Fliederblumen, streifte mit ihren vollen Lippen die Stirn des Trunkenen und drängte ihn lachend und erglühend zum Gartenpförtchen hinaus mit den Worten: „Kommt wieder am nächsten Sonntage!“

Noch ein flüchtiges Beisammensein war den Beiden

gewährt, aber ein bitteres, thränenreiches. Der Jüngling hatte den gemessenen Befehl seines Vaters erhalten, nun ungesäumt nach Wittenberg aufzubrechen, und weil damals die Befehle der Eltern noch heilige Gesetze waren für Kinder jeglichen Alters, so schnürte noch an demselben Tage Simon Dach sein Bündel und trat die große Wanderung nach Wittenberg an. Da nun dieser Reisetag eben der ersehnte zweite Sonntag war, so schlich der Jüngling zur bestimmten Stunde in das Gärtchen und erzählte der Geliebten sein Leid. Mit heißen Thränen nahmen die Liebenden Abschied von einander und konnten sich gar nicht lassen. Gönnt ihnen diese Seufzer und Umarmungen, sie trennten sich ja mit dem Bewußtsein, daß viele Jahre hingehen mußten, ehe sie sich wieder hatten, denn dazumal gab es noch keine Schnellposten und Eisenbahnen und der Trost des Briefwechsels lag auch noch im Argen. Ihr werdet einsehen, daß man in jenen Zeiten zum Lieben und Heirathen sehr viel Zeit brauchte. Unter herzbrechendeu Seufzern wiederholten Simon und Schön-Aennchen unzählige Male den Vers:

„Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt bei einander zu stahn,
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein
Soll unsrer Liebe Verknotigung sein!"

Endlich sagte der junge Mann:

„Holdſeligſtes Jungfräulein, harret nur getreulich meiner; ſo ich Collaborator oder ſonſt etwas worden bin, hole ich Euch gleich als Hausfrau heim. Wollt Ihr Treue halten?“

„„Bis in den martervollen Tod!““ antwortete ſie feierlich, ſetzte aber noch ſchnell hinzu: „„nur bleibt nicht gar zu lange; bedenkt, ich zähle ſchon zwanzig Jahre!““

Von der Einwilligung des Meiſters Valentin und ähnlichen „Kleinigkeiten“ wurde natürlich nicht geſprochen, die verſtand ſich ja von ſelbſt! Wie würde das Vaterherz des Bäckers zu widerſtehen vermögen, wenn der Collaborator wirklich angeritten käme? So meinten wenigſtens die Liebenden im Stillen.

Die furchtbaren Wetterſtürme der Belagerung durch die Kaiſerlichen, endlich durch den ſchrecklichen Tilly, im Jahre 1630—1631, zogen über Magdeburg hin. Die Gräuel dieſer ſchweren Zeit hat die Geſchichte aufbewahrt, es kann hier nur unſere Aufgabe ſein, ſie anzudeuten. Die wüthenden Krieger plünderten, raubten, mordeten drei Tage lang ganz nach Gefallen; über 30000 Menſchen gingen zu Grunde, Hunderte von Jungfrauen, ein gräßlicheres Geſchick ahnend als den Tod, ſtürzten ſich von der Brücke in den Elbſtrom. Ein fürchterliches

Feuer zerstörte fast die ganze Stadt, nur der Dom und etwa 130 Häuser blieben von den Flammen verschont.

Die Kunde von diesen Ereignissen durchlief die Welt; sie drang auch bald nach Königsberg in das stille Stübchen eines fleißigen Collaborators, den wir kennen. Er murmelte nun verzweifelt:

„O könnt ich Dir folgen durch Länder und Meer,
Kerker und Eisen und feindliches Heer!"

Im Sommer des Jahres 1636 endlich zog auf einem recht lammfrommen Pferde der Conrector Simon Dach, von Königsberg kommend, in das den Fremden wieder geöffnete Magdeburg ein. Eben genesen von einer langen gefährlichen Krankheit, in die ihn endlich der unablässige Kummer seines zärtlichen Herzens gestürzt, wollte er jetzt, wie er sich sagte, eine heilige Liebespflicht erfüllen und auf dem Grabe der Vielgeliebten weinen. Eine höchst rührende Elegie von zwanzig Versen ruhte in des Conrectors linker Rocktasche, in der rechten hatte ein Immortellenkränzlein einen Platz gefunden, eine lange schwarze Schleife flatterte daran. Denn todt war sie ja, die treue Maid, wer konnte daran zweifeln? Simon Dach hatte nun seit zwölf Jahren keine Kunde von ihr zu erlangen vermocht! Auf der ganzen Reise hatten ihn nur traurige Gedanken begleitet, die traurigsten überfielen ihn aber beim Anblick des Elbstromes. O sie, die Lieblichste

aller Jungfrauen, war gewißlich eine der erſten geweſen, die den naſſen Tod geſucht, um die Treue zu halten dem Geliebten! Die Thränen des Conrectors floſſen bei dieſer Vorſtellung. „Getreu bis in den martervollen Tod!“ ſeufzte er bitter; „ach Schön-Aennchen, was iſt meine Liebe gegen die Deinige!“

Er achtete beim Weiterreiten kaum auf die zerfallenen Straßen, auf die zahlloſen noch überall ſichtbaren Zeichen entſetzlicher Verwüſtung, er heftete ſeine Augen nur auf den ehrwürdigen Dom, der ja auf ſeines Mädchens Haus herabſah, oder doch auf den Platz, wo es einſt geſtanden. Der gute Vater war elendiglich umgekommen, das wußte er; und ſie? — Jetzt bog er um die Ecke, o Himmel! einige Häuſer ſtanden noch unverſehrt, und unter dieſen — wahrlich es war kein Traum — das Bäckerhaus mit dem ungeheuren Kringel! Mit zitternden Knien ſtieg der Reiſende ab, gab ſeinen Gaul einem Buben zu halten und ſchritt auf das Haus zu. An dem erſten Fenſter lagen noch wie damals die Brode und kleinen Zuckerkuchen, an dem zweiten aber blühten keine Reſedabüſche und kein Goldlack mehr. Vor der Hausthür tummelte ſich eine lärmende Kinderſchaar, und als der Ankömmling ins Haus trat, ſchallte ihm aus dem Verkaufszimmer eine etwas kreiſchende Stimme entgegen; ſie ſang:

„Käm' alles Wetter gleich auf uns zu ſchlahn,
Wir ſind geſinnt bei einander zu ſtahn,
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein
Soll unſrer Liebe Verknotigung ſein!"

Zaghaft, ach, gewaltig zaghaft, fiel bei der letzten Strophe ein weicher Tenor ein, der aber noch obendrein zitterte; in demſelben Moment öffnete eine Frau die Thür, eine ganz außerordentlich dicke, leiblich hübſche Frau, und flog dem Sänger ohne irgend eine Einleitung mit einem Schrei an den Hals. Der Conrector taumelte, aber weniger von der Laſt, die ſo plötzlich auf ihn fiel, als vielmehr vor Schreck, daß er in dieſer kugelrunden Erſcheinung ſein Aennchen erkennen mußte.

Wenige Worte erklärten den Zuſammenhang. Der Collaborator hatte wirklich zu lange auf ſich warten laſſen und die Kriegsnoth nebſt allerlei Abenteuern Schön-Aennchen auf ernſtliche Heirathsgedanken gebracht. Sie gab mit vollſter Bewilligung ihres Vaters einem reichen Bäckersſohne die Hand, der die Bäckerei des alten Valentin fortſetzte. Der dicke Bäckermeiſter wiegte noch den erſten Enkel auf den Knien; kurze Zeit darauf verſchlief er ſich aber eines Sonntags Nachmittags dermaßen, daß er ſich in den Tod ſchlief: der Schlag hatte ihn getroffen.

Nur wenige Stunden verweilte der Conrector aus Königsberg unter dem Dache ſeiner ehemaligen Geliebten; dann beſtieg er ſeinen treuen Klepper, reichte wei-

land Schön-Aennchen die Hand, die weinend an der Hausthür stand und ihm noch ein Päcklein „Tilly-Kuchen“ und „Schwedenbröbchen“ in den langen Mantelsack geschoben und sagte, sich herabbeugend, leise und mild zu ihr:

„Hättet Ihr besser das Verslein behalten, das wir uns damals beim Abschiede zugesprochen, so würden wir Beide jetzt wohl andere Thränen weinen!“

Als er wieder an die Elbe kam, zog er Kranz und Elegie aus den Taschen und schleuderte Beides in den Strom. Indem er ihnen nachschaute, wie sie so rasch dahintrieben, ertappte sich das beste Herz von der Welt auf dem Wunsche: „O lägst Du nur tief da unten, Schön-Aennchen, so hätte ich doch meine schöne Liebe noch!“

Sobald er nach Königsberg kam, strich er in dem Minneliede, das er einst für das reizende Mädchen gedichtet, die Worte „Schön-Aennchen“, und ersetzte sie durch den fremdklingenden Namen:

„Aennchen von Tharau“.

Daß diese einfache Erzählung aus dem Munde des hochverehrten und geliebten Pathen auf das bräutliche Königsberger Aennchen den tiefsten Eindruck machte, war vorauszusehen; sie sparte die Thränen nicht und drückte wiederholt die Hände ihres Bräutigams. In ihrem ganzen langen Leben vergaß sie keinen Augenblick den schön-

nen zweiten Vers und seine Nutzanwendung zur großen Befriedigung ihres nachherigen Gatten, des braven Magisters.

Am nächsten 20. Juli brachte die junge Frau einen eben so großen Blumenstrauß ihrem lieben Pathen in sein stilles Stübchen; nur hatte sie etwas weiter zu gehen, denn er war ausgezogen seit mehreren Monaten, sein neues Haus hatte ein niederes Dach von grünem Rasen, aber schöne Gräser und Blumen sproßten darauf. Drinnen lag denn der freundliche Mann, fest zugedeckt, und schlief jenen seltsamen Schlaf, der so wunderbar süß ist, daß noch kein Menschenkind, dessen Augenlider er berührte, jemals daran gedacht hat, zu erwachen.

Im Verlage von **Joh. Ambr. Barth** in Leipzig sind erschienen:

Blüthen aus dem Treibhause der Lyrik. Eine Mustersammlung. Miniaturformat. Elegant cart. mit Goldschnitt und Vignette auf dem Umschlag . . . . . 15 Ngr.

Burns (Robert), Gedichte, deutsch von W. Gerhard. Mit des Dichters Leben und erläuternden Bemerkungen. gr. 12. cart. . . . . 1 Thlr. 15 Ngr.

Byron (Lord), die Braut von Abydos, Maseppa und Lebensklänge, deutsch von W. Gerhard. 8. geh. . . 12 Ngr.

Crieyen (H.), Zwei Bücher von der Kunst zu lieben. Alte Weisheit in neuem Kleid. Miniaturformat. In Umschlag cart. mit Vignette . . . . . 22½ Ngr.
(Freie Uebersetzung nach Ovid's Ars amatoria.)

Diez (Fr.), die Poesie der Troubadours. Nach gedruckten und handschriftlichen Werken derselben dargestellt. gr. 8. geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

——— Leben und Werke der Troubadours. Ein Beitrag zur nähern Kenntniß des Mittelalters. gr. 8. . . . . 3 Thlr.

Dornau (Jul.), Bergmann und Wilddieb. Novelle. 8. geh. . . . . 1 Thlr. 6 Ngr.

Elias (W.), Decelia. Ein Roman. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Gerhard (W.), Gedichte. 4 Bde. gr. 8. geh. 6 Thlr.

Glümer (Claire von), Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient. Mit Portrait in Stahlstich und Facsimile. 8. geh. . . . . 1 Thlr.

Jameson (Mrs.), Frauenbilder oder Charakteristik der vorzüglichsten Frauen in Shakespeare's Dramen. Deutsch von Dr. Adolf Wagner. gr. 12. cart. . . . 2 Thlr. 15 Ngr.
Gebundene Ausgabe auf fein Papier 3 Thlr. 6 Ngr.

Ihling (J. C.), Euthymia, oder des Lebens Freuden. Ein didaktisches Gedicht in fünf Gesängen. 8. cart. 1 Thlr. 9 Ngr.

Koberstein (Aug.), Vermischte Aufsätze zur Litteraturgeschichte und Aesthetik. gr. 8. geh. . . . . 1 Thlr. 15 Ngr.

Köhler (L.), Thomas Münzer und seine Genossen. Historischer Roman. 3 Bde. 8. geh. . . . . 4 Thlr.

—— Johannes Huß und seine Zeit. Historisch-romantisches Zeitgemälde. 3 Bde. 8. geh. . . . 4 Thlr. 15 Ngr.

Laun, (F.), Gedichte. Ausgabe letzter Hand. 8. geh. 1 Thlr.

Legenden. In Bearbeitungen der namhaftesten Dichter Deutschlands. 2 Bde. mit 1 Stahlst. 8. geh. 2 Thlr 15 Ngr.
In eleg. Umschlag carton. 3 Thlr.

Lopez de Vega, Schauspiele, übersetzt von Jul. Graf von Soden. 1. Band. Mit Portrait. gr. 8. . . . 2 Thlr.

Motherwell's und **Tannahill's** Gedichte. Deutsch von H. J. Heinze. Mit Notizen aus dem Leben beider Dichter und erläuternden Anmerkungen. gr. 12. geh. . . 1 Thlr. 3 Ngr.

Neumeister (R.), Johann von Schwaben. Trauerspiel in 5 Acten. 8. geh. . . . . 12 Ngr.

Nienstädt (W.), die Hohenstaufen. Cyklisches Drama in 7 Abtheilungen. gr. 8. . . . . 6 Thlr.

Norwegen 1814. Historisch-romantisches Gemälde von L. K. 12. geh. . . . . 1 Thlr. 21 Ngr.

Oehlenschläger (A.), die Götter Nordens. Episches Gedicht in drei Büchern. Aus dem Dänischen übertragen und mit einem mythologischen Wörterbuche versehen von Dr. G. T. Legis. 8. geh. . . . . 1 Thlr. 15 Ngr.

Pfranger (J. G.), der Mönch vom Libanon. Ein dramatisches Lehrgedicht, mit einer Vorrede herausgegeben von A. Wendt. 3. sehr veränderte Auflage. 8. . . . . 1 Thlr.
(Seitenstück und Fortsetzung zu Lessing's Nathan der Weise.)

Polko (Elise), Musikalische Märchen, Phantasien und Skizzen. Erste Reihe. Mit Illustrationen in Holzschnitt nach Zeichnungen von J. C. Lödel, G. Schlick und S. Thon und dem Bildniß der Verfasserin in Stahlstich. 7. neu durchgesehene Auflage. 8. geh. . . . . 2 Thlr.
In eleg. engl. Einband mit Goldpressung 2 Thlr. 7½ Ngr.
In desgl. mit Goldschnitt 2 Thlr. 15 Ngr.

Polko (Elise), Musikalische Märchen, Phantasien u. Skizzen. Zweite Reihe. Mit Illustrationen in Holzschnitt nach Zeichnungen von J. C. Lödel und S. Thon. 2. Aufl. 8. geh. 1 Thlr. 22½ Ngr.
In eleg. engl. Einband mit Goldpressung 2 Thlr.
In desgl. mit Goldschnitt 2 Thlr. 7½ Ngr.

—— Aus der Künstlerwelt. I. Mit Illustrationen in Holzschnitt. gr. 8. . . . . geh. 2 Thlr.
In eleg. engl. Einband mit Goldpressung 2 Thlr. 10 Ngr.
In desgl. mit Goldschnitt 2 Thlr. 16 Ngr.

—— Aus der Künstlerwelt. II. Mit Illustrationen in Holzschnitt. gr. 8. . . . . geh. 2 Thlr. 12 Ngr.
In eleg. engl. Einband mit Goldpressung 2 Thlr. 22 Ngr.
In desgl. mit Goldschnitt 2 Thlr. 28 Ngr.
(Wird fortgesetzt.)

Schiller (Friedr. von), Der Geisterseher, aus den Papieren des Grafen von O***. Fortgesetzt von K. H. Z. 2. u. 3. Theil. 4. Aufl. gr. 16. geh. . . . . 12 Ngr.
(Supplement zur Taschenausgabe von Schiller's sämmtlichen Werken.)

—— Dasselbe: 5. Auflage. gr. 8. geh. . 24 Ngr.
(Supplement zur Ausgabe von Schiller's sämmtlichen Werken in 12 Bänden.)

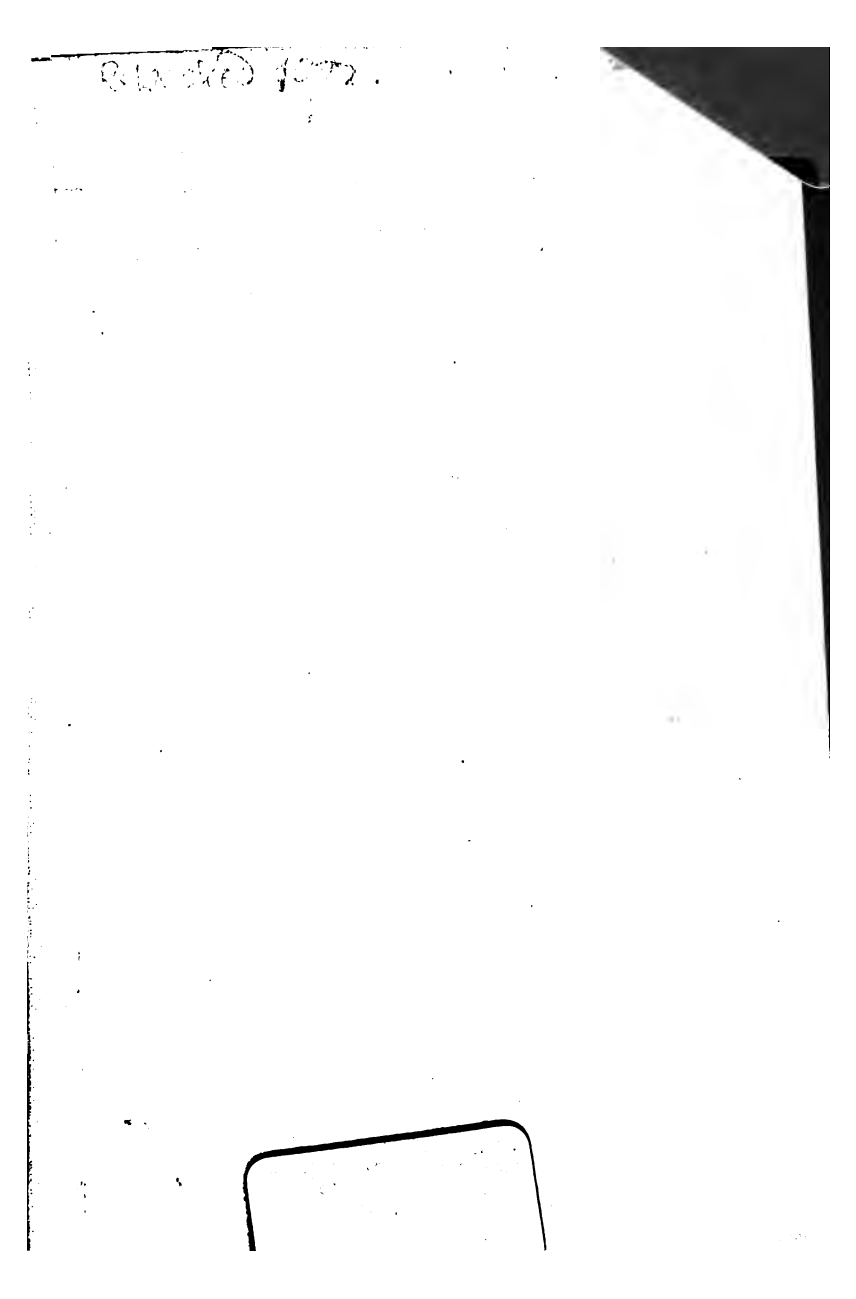
Stambke (Mathilde von), Joseph Pokrzewnicky. Aus den Papieren eines Flüchtlings. gr. 12. geh. . . . . 1 Thlr.

Wachler (L.), Handbuch der Geschichte der Litteratur. 3. Umarbeitung. 4 Thle. gr. 8.
Ermäßigter Preis 5 Thlr. 7½ Ngr.

—— Lehrbuch der Litteraturgeschichte. 3. Aufl. gr. 8.
Ermäßigter Preis 1 Thlr.

Portrait von Wilhelmine Schröder-Devrient. Relief nach E. Rietschel, in Stahl gestochen von L. Sichling. Fol. . . . . Auf weißem Papier: 12 Ngr.
Auf chinesischem Papier: 15 Ngr.

Portrait von Elise Polko, geb. Vogel. Nach einem Oelgemälde von Joseph Schex, in Stahl gestochen von L. Sichling. Nebst Facsimile. Fol. Auf weißem Papier: 12 Ngr.
Auf chines. Papier: 15 Ngr.



Polko (Elise), Musikalische Märchen, Phantasien u. Skizzen. Zweite Reihe. Mit Illustrationen in Holzschnitt nach Zeichnungen von J. C. Löbel und S. Thon. 2. Aufl. 8. geh. 1 Thlr. 22½ Ngr.
In eleg. engl. Einband mit Goldpressung 2 Thlr.
In desgl. mit Goldschnitt 2 Thlr. 7½ Ngr.

—— Aus der Künstlerwelt. I. Mit Illustrationen in Holzschnitt. gr. 8. . . . . geh. 2 Thlr.
In eleg. engl. Einband mit Goldpressung 2 Thlr. 10 Ngr.
In desgl. mit Goldschnitt 2 Thlr. 16 Ngr.

—— Aus der Künstlerwelt. II. Mit Illustrationen in Holzschnitt. gr. 8. . . . . geh. 2 Thlr. 12 Ngr.
In eleg. engl. Einband mit Goldpressung 2 Thlr. 22 Ngr.
In desgl. mit Goldschnitt 2 Thlr. 28 Ngr.
(Wird fortgesetzt.)

Schiller (Friedr. von), Der Geisterseher, aus den Papieren des Grafen von O***. Fortgesetzt von K. H. Z. 2. u. 3. Theil. 4. Aufl. gr. 16. geh. . . . . 12 Ngr.
(Supplement zur Taschenausgabe von Schiller's sämmtlichen Werken.)

—— Dasselbe: 5. Auflage. gr. 8. geh. . 24 Ngr.
(Supplement zur Ausgabe von Schiller's sämmtlichen Werken in 12 Bänden.)

Stambke (Mathilde von), Joseph Pokrzewnicky. Aus den Papieren eines Flüchtlings. gr. 12. geh. . . . . 1 Thlr.

Wachler (L.), Handbuch der Geschichte der Litteratur. 3. Umarbeitung. 4 Thle. gr. 8.
Ermäßigter Preis 5 Thlr. 7½ Ngr.

—— Lehrbuch der Litteraturgeschichte. 3. Aufl. gr. 8.
Ermäßigter Preis 1 Thlr.

Portrait von Wilhelmine Schröder-Devrient. Relief nach E. Rietschel, in Stahl gestochen von L. Sichling. Fol. . . . . Auf weißem Papier: 12 Ngr.
Auf chinesischem Papier: 15 Ngr.

Portrait von Elise Polko, geb. Vogel. Nach einem Oelgemälde von Joseph Schex, in Stahl gestochen von L. Sichling. Nebst Facsimile. Fol. Auf weißem Papier: 12 Ngr.
Auf chines. Papier: 15 Ngr.